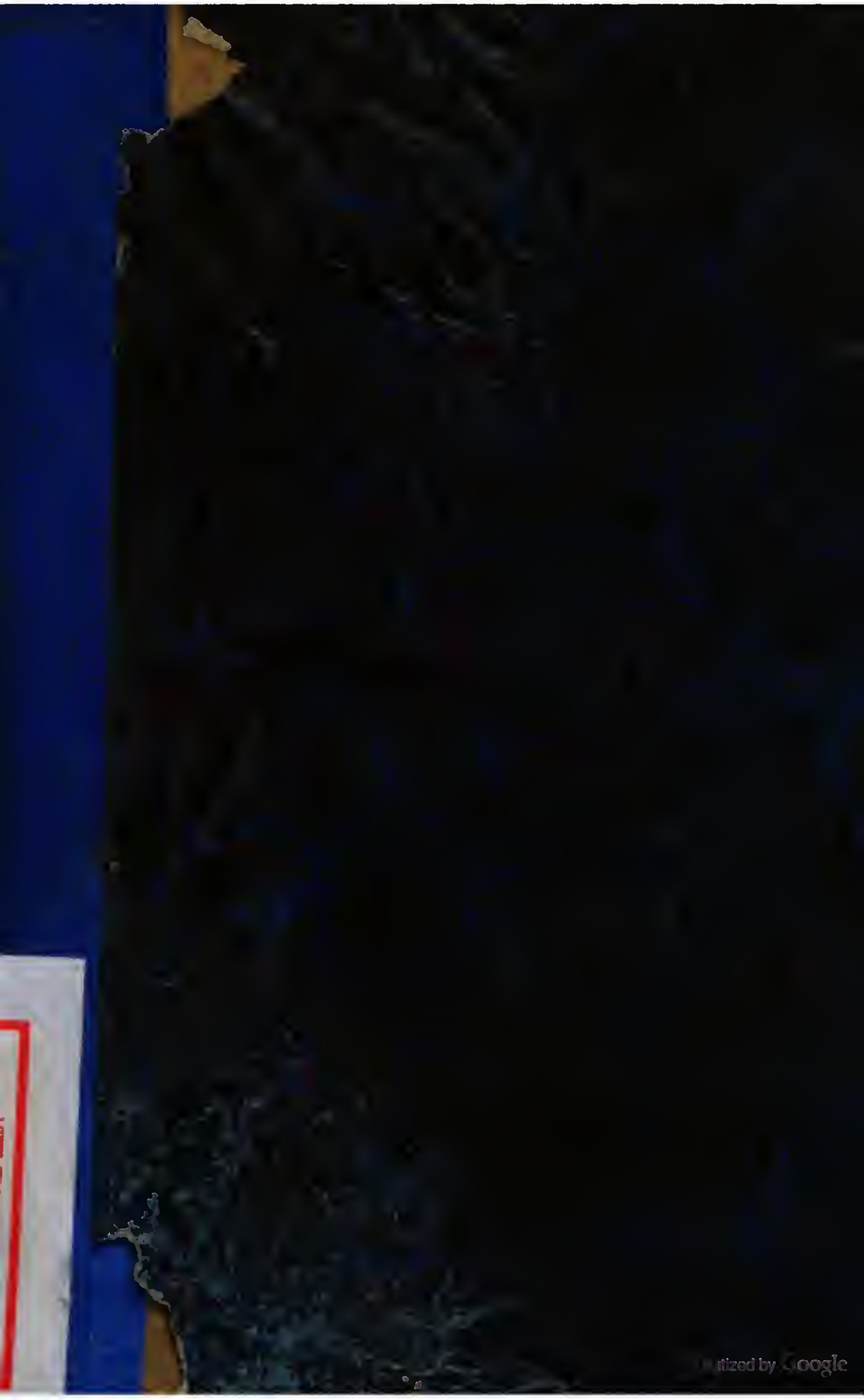
tized by Google

ONDO PROVINCIA
1
B
9
BIBLIOTECA M. RIPA NAPOLI
BIBLIOTECA PROVINCIALE
Palchetto
NAZIONALE
B. Prov.
XXIV
193
BIBLIOTECA
VITT. EM. III
NAPOLI
1-B-9

N2 B. Prov.
XXIV. 193

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweiter Band.

Erſte Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1871.

643932

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III"
NAPOLI

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1871.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
DI
NAPOLI

Inhalt.

	Seite
Zehnter Abſchnitt: Halle. 1807	1
Elfter Abſchnitt: Studien und Störungen. Berlin, 1807	19
Zwölfter Abſchnitt: Hamburg. 1807	66
Dreizehnter Abſchnitt: Berlin. 1807. 1808	77
Vierzehnter Abſchnitt: Beſuch bei Jean Paul Friedrich Richter. Baireuth, 1808	136
Funfzehnter Abſchnitt: Tübingen. 1808. 1809	152
Sechzehnter Abſchnitt: Berlin. Mai 1809	178
Siebzehnter Abſchnitt: Die Schlacht von Deutſch-Wagram, am 5. und 6. Juli 1809	192
Achtzehnter Abſchnitt: Wien. 1809	254
Neunzehnter Abſchnitt: Ungarn. Preßburg. Wagha. Szereb. Tyrnau. 1809	278
Zwanzigſter Abſchnitt: Nach dem Wiener Frieden. 1809. 1810	306

Zehnter Abschnitt.

Halle.

1807.

Der Anblick Halle's war freilich ganz verändert. Die Abwesenheit der Studenten machte die Straßen leer und die Häuser öde, alles hatte ein trauerndes Ansehn, nicht einmal durch französische Einquartirung belebt, denn außer den nöthigsten Verwaltungsbeamten und wenigen dienstfähigen Kriegsleuten waren hauptsächlich nur Verwundete und Kranke dort geblieben, von welchen man die Genesenden hin und wieder schleichen sah.

Herzlich empfingen mich Harscher und Adolf Müller, die den Sturm ruhig überstanden und dem französischen Bannspruche nicht gehorcht hatten, eben so mit Traulichkeit Schleiermacher und Steffens, sehr freundschaftlich und heiter Wolf.

Für die Universität waren alle Aussichten noch verschlossen, die Studenten unwiderruflich ausgetrieben, die Professoren ohne Wirksamkeit und Besoldung. Die Bürger hatten zu der überstandenen Plünderung auch noch die vorauszusehende Nahrungslosigkeit und mit den zurückgelassenen Schulden der akademischen Jugend zugleich die Lasten des fortwährenden Krieges, die Unterhaltung eines französischen Lazareths und manches andre zu tragen, und diese Umstände mußten dem begonnenen Winter einen düstern Verlauf all-

gemein trostloser Lebenstage verheißen. Aber es kam grade das Gegentheil. Zwar entbehrte man in allen Ständen viel des gewohnten Behagens, und selbst, was in andern Zeiten als Anständiges oder gar als Nothdürftiges gelten wollte, wurde knapp oder ging völlig ein; aber da man sich des Mangels nicht schämte und die Zeitlänfte grade nur stärker zur Mittheilung und zur Gemeinschaft hindrängten, so rückte man gern näher zusammen, richtete sich kleiner und sparsamer ein, sah einander darum anspruchsloser und öfter, und da der Krieg durch seine Fortdauer die Gemüther in Spannung und den Blick und die Hoffnung in der Ferne wach erhielt, so lebte man getrost so fort und war bald bei dem Wenigen so vergnügt und heiter, als man vorher bei dem Reichlichern, unter wechselseitig gesteigerter Anforderung, kaum gewesen war.

Die Professoren vermochten zum Theil aus gutem Ertrage früherer Zeiten einiges zuzusetzen, andern half irgend ein Nebenwerk aus, hauptsächlich Schriftstellerei, wozu die Muße, bei dem Stillstehen der Vorlesungen, um so größer, und die Gelegenheit in dem lese- und studienbedürftigen Deutschland, auch neben dem verheerenden Kriege und fast mitten in ihm, noch genugsam dargeboten war. Wolf, Reil, Niemeyer, Kurt Sprengel und andre solche Altsässige gehörten zu der erstern Klasse; Schleiermacher und Immanuel Bekker zu den letztern; jener hatte gleich nach der ersten Verwirrung sich schnell gefaßt und mit verdoppeltem Eifer seine Platonischen und theologischen Arbeiten wiederaufgenommen; diesem hatte Wolf die jenaische Litteraturzeitung eröffnet, wo die gelehrten, geistreichen und mitunter grimmigscharfen Kritiken, mit dem Zeichen Δαιμ. oder Δμ. versehen, als nothgedrungene Erwerbsarbeiten doch zugleich dämonische Boten der in der Folge so vielfach bewährten philologischen Tüchtigkeit ihres Verfassers sein durften. Ganz ohne Aushülfe und durchaus übel daran war nur der arme Steffens, zum Schreiben damals noch ohne Uebung und Selbstvertrauen, für keine neue Thätigkeit geschickt, vom Tage den Tag fordernd, statt eines Rückhaltes vielmehr von Schulden gedrückt. Er sah sich späterhin genöthigt, um nur Boden zu haben,

mit Frau und Kind den Einladungen seiner nördlichen Freunde zu folgen, die ihm theils in Kopenhagen neue Anstellung, theils in Holstein und Hamburg gastliche Zuflucht boten, wie er denn am letzten Orte im reichen und edlen Hause Sieveking eine geraume Zeit sorgenlos hinbringen mochte. Sein Weggehen war uns Allen ein tiefer Schmerz; die nothwendigen Bestandtheile unsres Zusammenlebens schienen unvollständig geworden, in allen gewohnten Kreisen wurde ein geistiger Zusatz vermißt, in manchen die ganze Würze; selbst bei Schleiermacher entbehrte man den wohlthätigen Einfluß der frischen Naturfülle auf diese sanften, weiten, aber zuweilen auch in's Kleine zusammengeeugten und schwachhaltigen ethischen Gebilde. Die Reichardt'sche Häuslichkeit, in bedrängten Umständen nach Halle zurückversetzt, entblößt von dem weltmännischen Treiben und Anstand ihres Hauptes und von der geistreichen Lebendigkeit des Schwiegersohns, erwies sich als dürftiges schmackloses Ueberbleibsel eines bessern Zustandes, der dadurch nicht zurückkehrte, daß ein ärmlicher Schein geretteter Vornehmheit ohne die nöthigen Mittel angestrebt wurde; das unter vielen wesentlichen Entbehrungen vor allen Dingen wieder angeschaffte Fuhrwerk machte in seiner traurigen Gestalt den Witz rege, der Wagen müsse wohl nur ein Fiacker, so wie die Pferde Ackervieh sein! Wir haßten als junge Leute redlich und heftig alle Ziererei, die sich nicht etwa durch Eingehen in unsre herrschenden geistigen Richtungen einige Gnade zu erwerben, oder ganz zu verstecken wußte. Das Reichardt'sche Benehmen hatte nichts von dieser uns versöhnenden Art; die im Schwange gehenden Lebensmeinungen und Kunstübungen dieses Kreises dünkten uns gar gering, besonders erfuhr das ganze Musikwesen der Familie die unbarmherzigste Verdammung abseiten Harscher's und Müller's, die sich selber dagegen in dieser Kunst durch Kenntnisse, Geschmack und eigne Ausübung höchst befähigt hielten. Die äußerliche Vornehmthuerei der Familie verlor mit Verneinung der Kunstansprüche allen Rückhalt, die zarte Bildung, welche mit Gefühlen oft weichherzig genug tändelte, ließ bei Gelegenheit die starreste, härteste Selbstsucht durchblicken, und reizte nur um so schärfere Gegen-

ſtimmung auf. Was uns aber dieſen Familienkreis beſonders widrig machte, war die Anziehung, die er auf Steffens und Schleiermacher nach unſrem Dafürhalten viel zu mächtig ausübte, indem beide, ſo wie des erſtern Frau und des letztern Schweſter, die wir mit Jünger-Pietät hochhielten, und auch die Frauen der Häuſer Wolf, Wucherer und Reil, die wir ſchätzten und liebten, dort ihren meiſten und liebſten geſelligen Verkehr hatten, weshalb es auch ſchwer wurde, unſrerſeits jenen Kreis ganz aufzugeben, wozu gleichwohl Harſcher und Müller ſich bald entſchloſſen hatten. In der ſteten Berührung und Reibung, durch Scherzreden und Spitznamen, die uns die Reichardt'ſchen Mädchen gaben, auch von dieſer Seite genährt, entſtand eine wahrhaft bittre Oppoſition, die ſelbſt Schleiermacher, der ſie ganz mißbilligte, und noch weniger Steffens, der vielleicht im Stillen genug Grund hatte, ihr beizupflichten und wenigſtens die frühere Xenienbosheit gegen ſeinen Schwiegervater lachend guthieß, nicht aufheben noch mäßigen konnte, die ſich weit in das ſpätere Leben erſtreckte, und von der ſogar einige litterariſche Zeugniſſe ſich erhalten haben. War ich in der erſten Zeit jetzt viel bei Reichardt's und ſuchte ihnen gefällig und nützlich zu ſein, ſo ging doch die Annäherung bald wieder in Kälte über, und als ſie erſt wieder aus der Stadt nach Gibichenſtein hinausgezogen waren in die geplünderte und halbzerſtörte, aber doch beſſ're Wohnung, herrſchte unumſchränkt mit dem maulſpitzenden ſelbſtgefälligen Dünkel die ſteifſte Aufſpreizung. Auch mein anfänglicher guter Wille hielt es immer weniger mit dieſem Weſen aus, welches noch durch Aufnahme einer jungen Koſtgängerin, die Herr von Redtel als Bräutigam mit unglücklicher Wahl in dieſem Kreiſe aus einem Kinde zu ſeiner künftigen Gattin wollte heranbilden laſſen, auf den ärgerlichſten Gipfel getrieben wurde.

Von andern halliſchen Einwohnern ſah ich wenige, und dieſe nicht oft; nur Schmalz, Hoffbauer und ein paar andre, denen ich von Berlin her etwa Beſtellungen zu machen hatte. Ich mußte natürlich von der Hauptſtadt viel erzählen, und man hörte mich genugſam ab. Dies geſchah ganz beſonders auch in der Geſellſchaft auf dem Jägerberge, wohin Schmalz

mich in eine Art Klub einführte, der patriotiſche und freimaureriſche Elemente verband. Hier führte der als Kriegsgefangner auf ſein Ehrenwort entlaſſene General von Hinrichs das Wort, derſelbe, welcher ſpäterhin den unfruchtbaren Spaß machte, den von den Franzoſen in Sansſouci weggenommenen Degen Friedrich's des Großen für einen unächten, ſchon vorher vertauſchten, auszugeben und den ächten als gerettet und in guter Hand befindlich anzudeuten. Der preußiſche Militairkarakter, früher ſo vorlaut und durchfahrend, war aber damals ungemein herabgeſtimmt und an ſich haltend, und ich Student durfte mit Erfolg und Beifall die früher nicht zu wagende Dreiſtigkeit haben, einem General frank und frei zu widerſprechen, und in Staats- und Kriegsſachen eine andre Meinung gegen die ſeinige zu behaupten.

Einen Patrioten eigner Art lernte ich in dem Kanonikus Auguſt Lafontaine kennen, an den ich einen Brief ſeines Freundes, des Buchhändlers Sander, abzugeben hatte. Dieſer einſtmalige Liebling der deutſchen Frauen nnd Mädchen hatte im behaglichen Genuſſe des Ertrages ſeiner Feder und der Pfründe, die ihm der König und die Königin von Preußen als dankbare Leſer ſeiner beliebten Romane zugewendet, ſich zu faßartiger Beleibtheit aufgemäſtet, und war dabei als Schriftſteller ſo rüſtig und raſch geblieben, daß er, wie er mir ſelbſt erzählte, ſeiner Geſchwindigkeit dadurch Hemmketten anlegte, daß er ſich nur an zweien Tagen der Woche zu ſchreiben erlaubte, weil er ſonſt übermäßig viel ſchreiben würde, und den Werth ſeiner Hervorbringungen durch Ueberfülle herabzudrücken fürchtete. Er hatte eine häßliche Frau, aber eine artige junge Nichte bei ſich, die er ſehr eingezogen hielt; er glaubte ihre Unſchuld nicht zart genug bewahren zu können, und erlaubte ihr kaum unter Leute zu gehen, nur zu Reichardt's allenfalls, wo die ſtrenge Haltung ſeine Anforderungen befriedigte und ſeine Vorurtheile ſicher machte; das gute Mädchen hatte nicht einmal den Genuß, an dem reichlichen Hausbrunnen den jugendlichen Durſt zu ſtillen, denn ſie durfte keine Zeile von des Oheims Romanen leſen, die er wie das ärgſte Gift ihr vorenthielt, mit dem er doch alle fremden Haushaltungen zu überſchwemmen kein Bedenken

trug, wenig schmeichelhaft in der That für das Publikum, das er ohne Umstände mit einer Labung abfand, deren geistige und moralische Verdaulichkeit er bei den Seinigen mehr als zweifelhaft verneinte! Er hatte in seinem artigen Landhaus und Garten, an der Saale dicht vor dem Thore, durch die Plünderung hart gelitten, brauchte aber nur einen dritten Tag mehr in der Woche sich zum Schreiben zu gestatten, um hoffen zu dürfen, daß aller Verlust bald wieder eingebracht sein werde. Die vielen weichlichen Empfindungen und edlen Verhältnisse, welche er in seinen Romanen durcharbeitet und ausgelegt, waren bei ihm selbst, vielleicht eben wegen des steten Aufwandes und Verbrauchs, jetzt in geringem Vorrathe zu spüren, er nahm alles ziemlich hart und plump, und wollte die Zärtlichkeit für seinen Freund Sander, dessen traurige Gemüthskrankheit ich ihm schilderte, nicht sonderlich aufkommen lassen. Als preußischer Patriot dagegen zeigte er seine Eigenheit in dem Bekenntnisse, daß er sich auch unwahre Siegesnachrichten mit Vergnügen erzählen lasse, und bei dem bestimmten Vorauswissen, man lüge ihm was vor, seine Begierde, weiterzuhören, doch nicht geschwächt werde!

Harscher lebte in dieser hallischen Zeit seine vergnügtesten Tage; nicht durch eigne Versäumniß, die er sich doch immer zum Gewissen gemacht hätte, sondern durch die Macht der Umstände, gegen die sein Widerspruch nicht fehlte, sah er sich von allem Zwange befreit, den seine Bestimmung ihm auferlegte; die medizinischen Vorlesungen, vor denen er sich fürchtete und denen er sich endlich um so stärker hingeben mußte, je länger schon er sie bisher gemieden hatte, wurden gleich allen übrigen nicht gehalten, ihn konnte nicht der geringste Vorwurf treffen, daß er sie nicht besuchte; an Fleiß und Eifer andrer Art ließ er es aber nicht mangeln, im Gegentheil, er war einer der Menschen, die unaufhörlich studiren, nicht nur über den Büchern sitzend, was er auch vortrefflich konnte, sondern im Gehen und Stehen, in jedem Gespräch, bei allen Gegenständen, aber seine Studien wollten dieser Art gemäß auch möglichst frei sein, ohne äußern Plan und vorgestecktes Ziel nur ihrem eignen Bedürfnisse folgen;

dies fügte sich jetzt von selbst, alles war ja für die nächste Zeit stillgestellt, und er wie jeder andre einzig auf's Abwarten angewiesen.

Der Kreis der dagebliebenen oder in der Stille zurückgekehrten jungen Leute war in Halle noch ansehnlich genug. Adolf Müller, Harscher's herzvertrauter Freund, Przystanowski, die beiden Rust aus Dessau, der junge Loder, dazu noch Bekker, machten schon eine bunte Gesellschaft aus. Bald kam auf meine dringende Aufforderung auch Neumann von Göttingen zurück, bezog ein Zimmer auf gleichem Flur mit dem meinigen, und wenn unsre Beschäftigungen uns mitunter trennen durften, so hielten alle andern Bezüge uns doch täglich und innig vereint.

Durch den Fortgebrauch der Arzneien Erhard's war meine Gesundheit allmählig gestärkt worden, ich griff das Leben und die Studien wieder mit heitern Kräften an. Mit stärkstem Willen warf ich mich auf die Arzneiwissenschaft und quälte mich mit dem Gründlichsten, mit der nie genug zu wiederholenden Betrachtung der Knochen, rechtschaffen ab; auch las ich medizinische Bücher mit fleißigem Bedacht. Aber wie streng ich auch wollte, die Sache ging schlecht von Statten, sie fand in der Unmittelbarkeit der Gegenwart keinen fortwirkenden Antrieb, keine Genossenschaft und kaum die nöthige Gelegenheit, denn auch der Bedarf an Büchern und andern Hülfsmitteln war nicht immer leicht herbeigeschafft. Die Studien allgemeiner Bildung dabei zu verabsäumen, hätte mir überdies ein Hochverrath geschienen, ich pflegte ihrer also nebenher, und schnell waren und blieben sie im Vortheil. Ich arbeitete mit größtem Fleiße den Homer durch, besonders zu wiederholtenmalen die Ilias, wobei ich wiederum Wolf's Hefte und den Eustathios zu Hülfe nahm, suchte in den Platon einzudringen, in den griechischen theils, theils in den durch Schleiermacher verdeutschten, las mit Neumann zusammen und deßhalb mit erhöhtem Vergnügen den Xenophon, und war auch mit andern griechischen und lateinischen Autoren noch mannigfach beschäftigt. Das Anregendste und Ergiebigste aber waren unsre gemeinschaftlichen Unterhaltungen, wo Harscher, unter

stets erneutem Zweifel und Gegenstreit, mit eigenthümlicher und unerschöpflicher Dialektik uns alle Heer- und Schleichwege der philosophischen Forschung durchmachen ließ, und wir die Lehren von Schleiermacher und Steffens, daneben Platon's und Plotin's aus entsprechendem Standpunkte, dann Schelling's und Fichte's, im Hintergrunde ferner Kant's, Leibnitz'ens und Spinoza's, in vielfachster Wendung betrachteten und handhabten, zu unsäglicher Geistesübung, wenn auch nicht zu sonstigem Stoffertrag.

Eine stets erneute Stärkung und Nahrung für diese Gespräche waren die Abende bei Schleiermacher, die regelmäßig Freitags wieder gehalten wurden, und für die sich hoher Ernst und freie Laune wie Offenheit und feine Rücksicht zum schönsten Gleichmaße verbunden hatten. Schleiermacher war an solchen Abenden meist sehr liebenswürdig, seine Schärfe galt damals mehr den Gegenständen als den Personen, den Anwesenden nie, er sprach sinnig und angenehm über wissenschaftliche Dinge, besonders über die schwierigsten und anziehendsten ethischen Fragen, welche Harscher mit unermüdetem und gewandtem Eifer zur Sprache brachte; dabei wurden auch die politischen Nachrichten, zwar mit stärksten Wünschen und Hoffnungen für Preußen, doch im Ganzen, besonders von Schleiermacher selbst, mit Umsicht und Billigkeit, ihrem Interesse gemäß aufgenommen und beurtheilt.

Wir Jüngern saßen oft schon Nachmittags in ernsten und lebhaften wissenschaftlichen Gesprächen zusammen, bis die Stunde heranrückte und wir zu Schleiermacher gingen, wo wir das heftig Durchgestrittene nun vor der leitenden Einsicht gleichsam in höherer Klasse nochmals ruhiger und feiner besprachen, und schneller und entscheidender zu einem Ziele kamen; ja es geschah mitunter, daß wir am späten Schlusse des Schleiermacher'schen Abends des Erörterns und Verhandelns noch nicht genug hatten, sondern dort weggegangen wieder bei mir einkehrten, und noch bis in tiefe Nacht unsre arbeitende Geselligkeit fortsetzten, welche selten durch irgend eine Bewirthung, und niemals durch andre als die mäßigste, getragen wurde. Einmal blieben Harscher, Neumann und ich auf diese Weise nach dem Schleiermacher'schen Abend auf

meinem Zimmer die ganze Winternacht hindurch beiſammen, und das Geräuſch des wiederaufſtehenden bürgerlichen Verkehrs und das graue Licht des ſpäten Morgens fiel in unſre noch lebhaften Geſpräche; ein heißer Kaffee nahm uns die Schauer der Ueberwachung leicht hinweg, erfriſcht und geſtärkt mochten wir jetzt nicht ſchlafen gehen, der Tag leuchtete heller auf den gefrornen Schnee, und ſo waren wir kurz entſchloſſen, und ſchritten frohen Muthes nach dem drei Meilen entlegnen Petersberge zu, beſtiegen die Ruine, hielten in einer Bauernſchenke mit Eiern unſre Mittagsmahlzeit, und kehrten dann, durch die anfangs noch ſonnenglänzenden, ſpäter nur ſchnee- und ſternenhellen, ſchweigenden Froſtgebilde nach Halle zurück, mehr noch erregt als ermüdet durch die äußere und innere Bewegung, aber denn doch endlich des Schlafes bedürftig, den wir uns reichlich verdient hatten.

Wolf war uns in dieſer Zeit weniger zugänglich, ausgenommen Bekker'n, der ſeine Neigung wie ſein Heil ganz auf ihn geſtellt hatte, und ihn faſt jeden Tag ſah. Wahrhaft vornehm in Studien und Leben hielt Wolf ſich mit Ernſt und Witz den Zeitumſtänden ſtets überlegen. Wir wußten ihn thätig und munter, vernahmen manches ſchlagende Wort von ihm, genoſſen unabläſſig mittel- und unmittelbar der Früchte ſeines Geiſtes und Wiſſens, und waren ſehr mißvergnügt, als plötzlich dieſer Mann in den Lärm eines niedrigen Geklatſches gezogen wurde, und gegen gemeine Gegner öffentlich in die Schranken treten mußte. Von jeher ſind auf unſern Univerſitäten die zahlreichen Unbedeutenheiten, die ſich durch trockne, geiſtloſe, doch unläugbar auch ſo noch ihres Orts nützliche Fortpflanzung des gemein Erlernten, zu dem Profeſſorſtand aufgeſchwungen haben, in welchem ſie ſich äußerlich auf gleicher Stufe mit dem ſchöpferiſchen und tiefdenkenden Genie ſehen, gegen die einzelnen Bedeutenheiten verſchworen, durch die ſie verdunkelt werden. Dies war in Halle, bei großer Achtung und Furcht, auch die herrſchende Richtung gegen Wolf, der in ſeiner Größe und Rüſtung den Reil, Steffens, Schleiermacher, Nöſſelt und andern ſolchen zwar eine Freude, den Dabelow, Voigtel, Niemeyer, Maaß, Schmalz und ihres Gleichen aber ſtets ein heimlicher,

nie zu verwindender Aerger war. Nun hatte sich auch in letzterm Kreise, wie in jedem, die Einnahme und Plünderung von Halle mit allen ihren Auftritten und Bedrängnissen gehörig durchgeklatscht; manches beschämende Geschichtchen eigner Verwirrung und Schwäche hatte man durch Aufspüren und Heranziehen fremder Begegnisse wenigstens auszugleichen, wo nicht zu überbieten gesucht. Wolf's beißender Witz war seinen Kollegen oft genug empfindlich geworden, mit höchster Schadenfreude daher vernahm und förderte man das Gerede, auch Wolf, der große Wolf, habe zur Zeit des Gefechts im Keller gesessen, und nachher, als er ein Exemplar seines Prachthomer als begütigende Ehrengabe dem Marschall Bernadotte habe darbringen wollen, sei ihm die Zueignung an den König von Preußen bedenklich geworden, die er daher durch den das Buch tragenden Bibliothekdiener noch auf der Straße habe herausschneiden lassen, der sie auch später, da die Ueberreichung durch Zufälligkeit unterblieben war, wieder habe hineinkleben müssen. Die erste Angabe warf einige Lächerlichkeit auf Wolf, die zweite aber war durchaus gehässig, seiner Ehre wie seinen künftigen Verhältnissen zum höchsten Schaden gestellt. Manche Leute glaubten dergleichen überhaupt gern, andre, die ein so thörichtes und schlechtes Verläugnen einer Beziehung, die selbst der erbitterte Feind als natürlich und achtbar anerkennen mußte, nur mit dem Verstande Wolf's nicht zu reimen fanden, wollten doch seinen Karakter weniger als Hinderniß dabei angesehen haben.

Kaum indeß vernahm Wolf die schmähliche Nachrede, als er sich mannhaft hinstellte, und in dem hallischen Wochenblatt eine ausfordernde Zurechtweisung ergehen ließ, welche in ihrer gelungenen bündigen Art hier eine Stelle wohl verdient. Seine Erklärung lautete: „Es umschleicht mich seit ein paar Monaten hier in der Stadt, vielleicht auch in Briefen nach fremden Orten, über eine am 18. Oktober vorigen Jahrs von mir beabsichtigte Handlung, ein lügenhaftes unwürdiges Gerede, welches auch weiterhin von Personen, die mich nicht kennen, oder von der Veranlassung nichts wissen, noch mehr von Uebelwollenden, auf eine gehässige, ja ehrenrührige Weise wiederholt und ausgebildet werden kann. Dies zwingt

mich, hiedurch öffentlich anzuzeigen, daß ich seit dem 20. Januar, nach dem Gutachten eines Rechtsgelehrten, eine rechtliche Untersuchung darüber bei einem hiesigen Gerichtshofe veranlaßt habe. Bis zur Beendigung der Untersuchung erkläre ich hiemit einen jeden, der ohne Beweis die verbreitete Geschichte weiter erzählt, oder sie auf irgend eine Art zum Nachtheil meiner Ehre erwähnt, den erstern für einen leichtsinnigen, verächtlichen Schwätzer, den letztern für einen boshaften Verläumder. Möchte diese Anzeige, außer ihrer nächsten Absicht, zugleich jedem, der es in gegenwärtiger Zeit bedarf, bei seinen Reden nicht weniger als bei Handlungen, Vorsicht empfehlen, damit ihm nicht nach so vielem andern auch Gesundheit des gemeinen Menschenverstandes oder des Herzens verloren gehe. Für solche werden hier, dem Zwecke dieses Blattes gemäß, ein paar Verse eines alten Sittenlehrers am rechten Orte stehen:

Laß dich nicht schadfrohes Gered' ablocken von Arbeit!
Wenige Zeit hat übrig für Zank und Getümmel des Marktes,
Wer nicht Habe daheim auf ein völliges Jahr sich gesammelt.

Halle, den 15. Februar 1807. F. A. Wolf."

Der Schluß fand insonderheit allgemeinen Beifall, wegen der anmuthigen Nutzanwendung, die auf manche der Schächer, die man so ziemlich alle namentlich herzählen konnte, nur allzu gut paßte. Schleiermacher hatte seine herzliche Freude über Wolf's Erklärung und zweifelte nicht an dessen gutem Rechte dazu, wir Jüngern stimmten ganz überzeugt und mit Leidenschaft für ihn. Allein, grade weil man die Namen so bestimmt wußte und nannte, konnten die scharf Getroffenen doch nicht sogleich schweigen, sondern mußten wenigstens versuchen, sich solchem Unglimpf leidlich zu entwinden. Die Sache wurde vielfach verhandelt, auch vor Gericht in aller Ausführlichkeit, und nach mancher Verwickelung und Weiterung durch Zeugen und Eide, wobei Voigtel, Dabelow und Lange sich in traurigen Rollen zeigten, Maaß aber und Schmalz auch nicht sonderliche Ehre einlegten, kam es zu dem Beschlusse, daß der Bibliotheksdiener, auf dessen verworrner Aussage zuletzt alles beruhte, und dem jene Leute in

unschicklicher Vertraulichkeit die für ihren Appetit mundrechten Geträtsche gleichsam aufnöthigend abgefragt hatten, wegen seiner verläumderischen Angaben, die er nicht erweisen konnte, mit verdienter Gefängnißstrafe belegt wurde. Hiemit war aber noch nicht alles abgethan; Voigtel ließ nach einigen Monaten, da Wolf schon Halle mit Berlin vertauscht hatte, eine sogenannte aktenmäßige Erzählung der Sache drucken, welches für Wolf der Anlaß werden mußte, die Unrichtigkeiten und Verdrehungen, die sich jener in diesem Bericht erlaubt hatte, in einer ausführlichen Schrift darzuthun, welche jedoch durch die Ungunst eines solchen verdrießlichen Stoffes, den die auch ihrerseits diesmal etwas gezwungene Witzlaune des Verfassers nicht aus aller Langweiligkeit herausfördern konnte, einen nicht befriedigenden Eindruck machte, ja das Mißgeschick hatte, manche schon weggeworfene Zweifel über die Sache wieder aufzuregen, und das Endurtheil im Ganzen unsicher gestellt zu lassen. Ich meinestheils aber war und blieb immer überzeugt, daß Wolf's mir übrigens wohlbekannte Schwächen, die in kleinen Listen und Vorkehrungen zuweilen sichtbar wurden, doch nie zu dem Aeußersten einer solchen Thorheit und Unschicklichkeit sich verirrt haben konnten, als jenes angebliche Herausschneiden der Zueignung, dem auch alle Zeichen und Umstände völlig widersprachen, unter den damaligen Verhältnissen gewesen wäre.

Auf der Universität ohne sogenannte Suiten zu leben, hätte keine Art gehabt. Wir hatten aber die unsrigen in eigner Weise. Dahin kann wohl gerechnet werden, daß wir bei dem Konditor Schelling am Markte unsre Laune bald gegeneinander selbst, bald gegen die dort verkehrenden Philister, doch meist harmlos, walten ließen. Einmal schnitt ich, aufgefordert, aus farbigen Papieren, die ich nebst Scheere immer bei mir führte, allerlei fratzenhafte Figuren aus, mit denen ich die nach dem Markte gehenden Fensterscheiben des Ladens beklebte. Außen waren die Bilder kaum erblickt, als die müßige Jugend ihre Freude darüber bezeigte, Dienstmädchen und Handwerker gesellten sich dazu, jede neue Figur wurde mit schreiendem Jubel begrüßt, zuletzt blieben auch die ordentlichsten Leute stehen und sahen dem Spaße zu, der

ganze Markt war auf dieser Seite bald ein dichtes, lärmendes Gepränge. Polizei und Bürgerwache wollten das nicht gestatten, sondern suchten den Auflauf auseinander zu treiben, sie reinigten auch auf Augenblicke den nächsten Platz vor den Fenstern, aber gleich drängte sich alles wieder voll, und da ich fortfuhr, als wenn mich die Sache gar nichts anginge, meine Bilder auszuschneiden und anzukleben, so ließ sich auch der Jubel bei jedem neuen Erscheinen nur um so lauter vernehmen; die Polizei wirkte nämlich nur auf das Volk, mir, dem Studenten, sagte sie keine Silbe, so groß war die Scheu und Rücksicht für uns übriggebliebene wenige Repräsentanten der Anderthalbtausend, nach deren Rückkehr die ganze Stadt seufzte, und der Kontrast, daß die Polizei ihr vergebliches Bemühen gegen Hunderte von Menschen richtete, und den Einen, den Urheber des Tumults, nicht zu stören wagte, sondern nur durch die Glasscheibe getrennt selbst mit Augen sah, wie er seine Sache weitertrieb, war so lustig und seltsam, daß die Freunde im Laden nicht aufhörten zu lachen. Zuletzt ging das Papier aus, und so nahm der Lärm sein natürliches Ende in der Dämmerung, ohne daß der geringste Unfall sich ereignete.

Ein andresmal hatte einer von uns den Eid von Herder im Laden desselben Konditors aus der Hand gelegt, der neugierige, durch seinen vornehmen Philosophennamen noch besonders zum Scherz aufregende Ladenwirth greift darnach, schlägt das Buch auf und sieht den Titel an; man fragt, ob er sich auch auf Bücher verstehe? — O ja, meine Herren, erwiedert er, das seh' ich gleich, daß dieß ein juristisches Buch ist. — Ein juristisches? fragen wir verwundert, ei wie so? — Nun, es heißt ja der Eid, antwortet er, das ist doch ein juristischer Gegenstand. — Man kann denken, wie gelacht wurde. Aber nun wollte man dem Alten zeigen, mit wie großem Rechte man ihn auslache. Keine Möglichkeit! Er blieb fest bei seinem Eide, man mochte sich noch so viele Mühe geben, ihm das deutliche E vorzuhalten, ihn zu belehren, daß das Wort Eid ein Name sei, ihn zu überzeugen, daß das Buch eine Geschichte in Versen und keine Abhandlung enthalte, er ließ sich nichts weißmachen, wie er

für die Absicht nahm, sah zwanzigmal wieder das ihm aufgedrungene Blatt an, und las mit selbstzufriedenem Lachen, wie einer, der seiner Sache gewiß und über solche Fopperei hinaus ist, richtig jedesmal: der Eid! Wir hatten wirklich die volle Verzweiflung, in unsrer Weisheit und Geschicklichkeit — denn nun war es zur ordentlichen Aufgabe des Ehrgeizes und Wetteifers geworden — keine Mittel zu haben, keinen Weg zu finden, um den guten Mann seines groben und offenbaren Irrthums inne werden zu lassen. Wir mußten beschämt abziehen, und verkannten im Scherz und Lachen keineswegs die ernste Seite eines solchen im Leben oft bedeutend hervortretenden Beispiels von vergeblichem Kämpfen entschiedner Einsicht gegen die in ihrer Beschränktheit nur um so fester stehende vorgefaßte Meinung.

Bei der mit vorschreitendem Jahre sich günstiger anlassenden Witterung pflegten wir unsre Ausflüge häufiger nach Gibichenstein zu nehmen, wo wir bei guten Wirthsleuten in warmer Stube oder später in freier Laube mit dem Blick auf die Saale oft mehrere Stunden unsre Kaffeezeit hielten, und lebhaft streitend untersuchten und durchsprachen, was uns im Ernst oder im Scherz anregend beschäftigte. Auch hier fanden hunderterlei Possen statt, die an sich nichts sind, aber im Augenblicke selbst über ein solches Zusammensein unendlichen Reiz verbreiten, und dem Ganzen in der Erinnerung das heiterste Bild sichern. Harscher war ein Strom von Laune und Beredsamkeit, Neumann hatte den wirksamsten Einzelwitz, Bekker war unstreitig der zuverlässigste Lacher, und wenn die Wirthstochter gerufen wurde, und ich der etwa nöthigen Bestellung eine Anrede von lauter Partikeln voranschickte, welche ohne Sinn gehäuft, aber in ihrem Klange doch den Schein eines Sinnes darboten, den zu erfassen das Zuhören sich nur um so eifriger anstrengte, so konnte man gewiß auf Bekker rechnen, daß er durch sein hervorstürzendes Wiehern alles mit sich fortriß.

Zwischen unsren geistigen Arbeiten und geselligen Scherzen drängte sich aber noch eine besondre Thätigkeit hervor, welche beide Elemente in ein gemeinsames Erzeugniß gestaltend vereinigte. Unsre Studien, Gespräche und Erholungen, wie

reichhaltig und lebhaft sie auch sein mochten, blieben doch, ohne den Zuschuß der Vorlesungen, gleichsam verwaist, konnten kaum unsre Zeit ganz erfüllen, aber bei weitem nicht unsre Triebe und Kräfte, welche viel größere Ansprüche machten, als wir selbst befriedigen konnten. Daß wir in diesem Zustande die Dichter zu lesen nicht vergaßen, versteht sich von selbst, wir lebten eben so sehr mit den Gestalten ihrer Welt, als mit denen der wirklichen. Da regte sich der Eifer eignen Hervorbringens, und durch Jean Paul Richter's Flegeljahre, die uns wie alle Schriften dieses Autors sehr anzogen, geriethen Neumann und ich auf den Einfall, gemeinschaftlich einen Roman zu schreiben. Kein Plan wurde verabredet, als der, die neueste Zeit und deutsche Verhältnisse zu behandeln, die äußere Gleichmäßigkeit zu beachten und mögliche Einheit zu suchen, im Uebrigen aber nach Kräften einander entgegenzuarbeiten. Ich schrieb flugs das erste Kapitel, Neumann eben so rasch das zweite, so ging es mit dem dritten und den folgenden weiter, und wir hielten uns mit widerstreitenden Richtungen, mit störenden Wendungen und absichtlich bereiteten Schwierigkeiten so treulich Wort, daß eine Reihe von mehr als zehn Kapiteln sich in größter Spannung und ganz besonderem, dieser Entstehungsart zu verdankendem Reize darstellte, wir uns aber auch so verfahren hatten, daß wir kaum noch hofften, ohne Gefährde des auch äußerlichsten Zusammenhangs weiterzukommen. Nun griff von Nennhausen her noch Fouqué, dem ich davon geschrieben hatte, als dritter Theilnehmer bereitwillig ein, und löste durch ein hübsches Kapitel den Knoten, den er sofort aber wieder schürzte. Das auf diese Weise vermehrte Manuskript gab auch uns neuen Sporn, und so rückte der Roman, bei nicht grade regelmäßigem Wechsel der Ausarbeitung, endlich bis zu einem vollständigem ersten Bande vor, unter tausend geselligen Erheiterungen, die durch wiederholtes Vorlesen und Besprechen des Fertigen, durch eifriges Ersinnen des Künftigen, durch zahllose Anspielungen, Ironieen, kleine Ränke und Frevel der Abfassung, so wie durch hunderterlei Beziehungen des Tages, die sich an solche Thätigkeit anknüpften, für uns und unsern engern Kreis eine

unerschöpfliche Quelle des Vergnügens wurden. Außerdem, daß wir uns selbst und andre lebende Personen, mehr oder minder deutlich, und nicht grade geschmeichelt, darin abgebildet hatten, war dem Buche, hauptsächlich durch Neumann's Einfall und Talent, noch ein besondrer Gewinn der wirksamsten Figuren geworden. Gleich im zweiten Kapitel parodirte er vortrefflich des Geschichtschreibers Johann von Müller schwungvollen und knappen Stil, dann kam Jean Paul Richter in komischem Abbild, ich brachte ein solches von Johann Heinrich Voß in schwerfälligsten Hexametern aus, endlich ließen wir gar, die Wanderjahre Wilhelm Meisters vorwegnehmend, diesen Helden mit dem Markese umherreisen und gar üble Begegnisse erleben; später zogen wir die Vorfälle des letzten Krieges herbei, wo denn einige Deutschheit und einiges Preußenthum mit einfloß, und wenigstens an gedrängter Fülle des mannigfachsten Inhalts und Interesses hat es diesem Buche nicht gefehlt. Ich fürchte nicht, daß Freundschaft oder Eigenliebe mein Urtheil hier bestechen, wenn ich sage, daß einige Parthieen des Buches, namentlich aber das Bruchstück aus Hans Striezelmeier's eigner Lebensbeschreibung in Johann von Müller's Manier und der Steckbrief Jean Paul Richter's auf sich selbst, beides von Neumann, zu den köstlichsten Scherzen unsrer Litteratur gehören, und durchaus werth sind, erhalten zu werden.

Um hier gleich alles abzuschließen, was diesen Roman betrifft, so führ' ich noch an, daß wir uns mit dem Manuskript noch lange herumtrugen, in Berlin manchen Kreis damit ergötzten, sogar Schleiermacher'n zum Bewunderer hatten, in Neunhausen bei Fouqué, in Friedersdorf bei Marwitz die größte Ehre einlegten, und endlich das Ganze, wozu noch Fouqué ein paar Kapitel, Bernhardi eine Episode von Anekdoten beigetragen hatte, Harscher aber ein Kapitel über Musik, welches besonders gegen Reichardt gerichtet werden sollte, schuldig blieb, und ein Beitrag von Chamisso zu spät kam, unserm Freunde Reimer unter dem Titel „Die Versuche und Hindernisse Karl's" in Verlag gaben. Der Druck wurde erst gegen Ende des Jahres 1808 fertig, da

im südlichen Deutschland schon ein neuer Krieg Oesterreichs gegen Frankreich bevorstand und im nördlichen allerlei Unruhen drohten; Reimer wagte nicht, seinen Namen als Verleger auf den Titel zu setzen, noch das Buch gehörig anzeigen zu lassen, und so gewann dieses nicht den Schwung und machte nicht das Glück, wozu sonst, nach dem Inhalt und den Beziehungen, alle Hoffnung begründet gewesen wäre. Doch ging die Erscheinung nicht ohne einiges Aufsehen ab, und wurde in manchen Kreisen lebhaft besprochen. August Wilhelm von Schlegel, dem ich das Buch nach Genf, wo er bei Frau von Staël lebte, zugeschickt hatte, glaubte mich den alleinigen Verfasser, und der berühmte Kritiker, der früher schon einmal die Prosa der Frau von Wolzogen für die von Goethe gehalten hatte, merkte nichts von der Verschiedenheit der Zeugstücke, die hier, und zum Theil doch mit ziemlich groben Näthen, zusammengefügt waren!

Zwölf Jahre später, als mit den ächten Wanderjahren Wilhelm Meister's zugleich die falschen erschienen waren, kam auch unser Doppelroman wieder zur Sprache. Unser Einfall, Wilhelm Meister'n persönlich und gegen Goethe tadelnd auftreten zu lassen, war offenbar die Wurzel jenes berüchtigten Buches, und ich erlebte für meinen Antheil an der Ungebühr die gerechte Strafe, an vielen Orten, und auch in Weimar selbst, eine Zeit lang für den Verfasser der falschen Wanderjahre gehalten zu werden. Er hat nur seinen frühern Einfall weiter ausgeführt, dachte man, und ließ meine sonstige Denkart, Richtung und ich darf sagen Fähigkeit, die alle dem schlechten, heuchlerisch-albernen Buche widerstritten, ganz außer Rechnung. In Hamburg war das Gerücht so allgemein verbreitet und so bestimmt geglaubt, daß ich mich zu einer öffentlichen Berichtigung gedrungen sah.

An einen zweiten Theil des Doppelromans war wohl gedacht worden; einiges lag sogar angefangen und mehreres war vorbereitet; allein Reisen und andrer Wechsel des Lebens hielten uns zuerst viele Jahre getrennt, und als Neumann und ich uns vom Jahre 1819 an wieder auf längere Zeit in Berlin vereinigt sahen, und es uns artig dünkte, diese Jugendlustbarkeit wieder aufzunehmen, wobei Neumann schon

vorſchlug, nun der Zeit gemäß mit gleicher Keckheit die Schreibart von Jahn, Steffens und Adam Müller zu parodiren, und die Ironie dadurch zu vollenden, daß auch Fouqué, der frühere Mitarbeiter, jetzt als tauglicher Stoff zum Inhalte des Romans verwendet würde, unterblieb doch jeder Verſuch, da wir bald wahrnehmen konnten, wie uns die Jahre und Verhältniſſe zwar nicht die Freude an dem Einfall verkümmerten, aber doch den zur Ausführung erforderlichen nachhaltigen Humor und Eifer, ſo wie ſelbſt die nöthige Muße verſagen durften.

Elfter Abſchnitt.

Studien und Störungen.

(Berlin 1807.)

Das Frühjahr trat mit ſtarken Schritten ein, ohne für Halle günſtigeres Geſchick, noch dem in Preußen fortwüthenden Krieg eine erwünſchte Wendung zu bringen; wir fühlten Alle, daß ein längeres Abwarten der Dinge für uns unſtatthaft ſei, und wir das beginnende Sommerhalbjahr wenigſtens ſo gut als thunlich zu benutzen hätten. Steffens war bereits in Hamburg, Wolf aber und Schleiermacher wandten die Augen nach Berlin, und zu dieſem Orte zogen auch unſre Verhältniſſe und Studien uns am ſtärkſten hin. Adolph Müller wollte in jedem Falle die mediziniſchen Anſtalten dort benutzen, für mich boten dieſe reichlich dar, was ich am dringendſten bedurfte, und meinem und Neumann's philologiſchen und allgemein wiſſenſchaftlichen Treiben war hier, beſonders wenn Wolf und Schleiermacher folgten und ihre beabſichtigten Vorleſungen hielten, noch immer mehr bereitet, als auf jeder andern uns bekannten Univerſität. Für uns waren Entſchluß und Ausführung am leichteſten, und ſo fanden wir beide uns die erſten auf dem Wege, bei ſchönem Wetter um die Mitte des April, aus ſtudentiſcher Vorliebe und aus Sparſamkeit diesmal zu Fuß, welches beides jedoch nur von Halle bis Deſſau und von Potsdam bis Berlin vorhielt, denn zwiſchen Deſſau und Potsdam übernahm uns die traurige Oede und mühſame Beſchwerlichkeit der ſandigen,

damals noch ungebauten Landſtraße zu ſehr, und wir beſtiegen den Poſtwagen, der ſchon lange neben uns fuhr, und jetzt unſrer Reiſe zwar wenig Beſchleunigung, aber doch einſchläferndes Ausruhen gewährte.

Wir ſahen in Berlin der Reihe nach unſre Freunde mit herzlichſtem Willkommen. Leider entging uns nicht, daß der Druck des Krieges in der ganzen Stadt hart fühlbar war, überall zeigte ſich Zerrüttung der Verhältniſſe, Verringerung der Hülfsmittel, Einſchränkung der Lebensweiſe, dazu die unerſchwinglichen Laſten der Kriegsabgaben und der Einquartirung, und eine große Muthloſigkeit in Betreff der Zukunft. Ein knappes und ſpärliches Weſen, das von jeher an dem Berliner Leben im Gegenſatz üppigerer Hauptſtädte bemerklich wurde, zog ſich noch mehr in's Enge und Bange, und ſtach nur um ſo widriger gegen das Wohlleben ab, welches die fremden Sieger auf Koſten des bezwungenen Landes führten. Auch für uns ſelbſt wurde dieſer Zuſtand unmittelbar empfindlich, denn ſo manche Hülfsquellen, auf die wir hoffen durften, blieben aus, beſonders in Neumann's Verhältniſſen trat völlige Ebbe ein, und wir waren beide geraume Zeit auf die Mittel beſchränkt, welche mir von Hamburg zukamen, und bei denen für zwei doch manches Behelfen nöthig wurde; wir wohnten und lebten indeß gemeinſchaftlich, ſo gut es ging.

Mein Studiren war bald angeordnet. Ich warf mich bei den Unſicherheiten, die ich in unſrer deutſchen Welt herrſchen ſah, nur um ſo ernſtlicher auf die Medizin, als worin mir Stand und Waffe zum bedenklichen Kampfe des bürgerlichen Lebens vor allem gewonnen ſein mußte, um demnächſt wo möglich auch andre Zwecke und Ausſichten verfolgen zu können. Manche Zwiſchenſtufe, zu welcher ich ſpäter zurückzukehren dachte, für jetzt überſpringend, und im Grunde wirklich genugſam vorbereitet, eilte ich ſogleich in die Mitte der ausübenden Heilkunde und machte den kliniſchen Lehrgang in dem Charité-Krankenhauſe mit, welchen der Profeſſor Horn leitete; außerdem hörte ich bei Willdenow Botanik und Arzneimittellehre, und, damit ich mir an Gründlichkeit nichts erließe, nochmals, ich glaube zum ſiebenten oder achtenmale,

bei Kampe, die Osteologie. In bestimmten Stunden trieb ich mit Theremin das Spanische, mit Eberty Englisch, und Italiänisch mit andern Freunden, und kein Tag verging, da ich nicht im Homer und in der griechischen Anthologie gelesen und aus der letztern ein paar Stücke metrisch übersetzt hätte, welches letztere mir gewöhnlich schon zuerst am Morgen, beim Ankleiden und Frühstücken, ohne Anstrengung gelang. Neumann unterdessen, für welchen es keine Vorlesungen gab, wandte sich mit angestrengtem Fleiß auf die Uebersetzung der florentinischen Geschichte des Machiavelli, wovon er sich gute Frucht versprach, besonders wenn Johann von Müller bewogen werden könnte, wie wir hofften, durch eine Vorrede und Anmerkungen das Buch empfehlend auszustatten.

Dieser Grund wirkte stark mit, daß ich mich beeilte, um auch die persönliche Bekanntschaft des großen Geschichtsschreibers, dem wenigstens damals die herrschende Meinung keinen Lebenden an die Seite stellte, mir nicht länger entgehen zu lassen. Die Verstimmung, welche sich mit seinem Namen verbunden hatte, war mir einigermaßen geschwunden, indem die Ersten und Besten der Nation, von denen ich nur Goethe, Wolf und Schleiermacher hier nennen will, fortwährend sein Verdienst hervorhoben und seine Schwäche entschuldigten. Ich beschloß, ihn zu besuchen, und zwar gradezu, ohne Empfehlung oder Anfrage, wie mir das schon immer am besten eingeschlagen war. Der Empfang konnte in der That nicht freundlicher sein, und wunderbarerweise fand ich mich ohne es zu wissen schon durch meinen eignen Namen empfohlen. Das hing so zusammen. Der spanische Gesandte in Berlin, General Benito Pardo de Figuera, ein Mann von gutem Sinn und vielfachen Kenntnissen, hatte die seltne Gabe, seine dichterische Ader in griechische Verse ausströmen zu können, und wiewohl weder das Dichterische noch das Griechische von erster Qualität waren, so blieb doch diese Verbindung eines griechischen Poeten und eines spanischen Generals und Gesandten eine unerhörte Merkwürdigkeit, welche in der gelehrten wie in der vornehmen Welt kein geringes Aufsehen machte. Der General nahm mit liebenswürdiger Eitelkeit die Bewundrung auf, die ihm

auf dieſem deutſchen Boden zum erſtenmal ſo recht zu Theil wurde, und ließ ſein Licht beſtens leuchten, ſelbſt in den höchſten Kreiſen, wo ſeit den Zeiten der Königin Chriſtina von Schweden die Galanterie ſchwerlich in dieſer Sprache ſich hatte vernehmen laſſen. Ein griechiſches Sinngedicht auf die Schönheit der Königin Luiſe hatte in den Berliner Zeitungen geſtanden, und war aus der unwürdigen Stellung zwiſchen den gewöhnlichen Anzeigen dieſes grauen Löſchpapiers zu dem Glanze des Hofes gehörig emporgezogen worden. Die Unglücksfälle Preußens rauſchten über dieſen Eindruck hin, und hatten ihn faſt verwiſcht, als ein zweites Gedicht hervortrat, auf ſchönem Papier mit ſaubern Typen gedruckt, eine ſapphiſche Ode an den ſpaniſchen Dichter Arriaza, gewürzt mit dem Lobe des Friedensfürſten, den auch jener beſungen hatte. Wolf bekam das Blatt nach Halle zugeſandt, gab es mir als eine Merkwürdigkeit zu leſen, mein techniſcher Trieb hatte gleich eine Ueberſetzung fertig, ſie wurde von Wolf eingeſiegelt und nach Berlin abgefertigt, wenige Tage vor meinem eignen Aufbruche dahin. Jetzt fand ich hier dieſe Ueberſetzung, zugleich mit einer lateiniſchen und einer franzöſiſchen, einem neuen Abdrucke des griechiſchen Originals beigefügt, und Müller in höchſter Freude betheuerte, ich müſſe ohne Säumen mit ihm zum General Pardo, der über jene Zuſendung aus Halle ganz entzückt geweſen, der mich mit offnen Armen empfangen würde, und der überhaupt ein höchſt liebenswürdiger und vortrefflicher Mann, dazu ſein ganz beſondrer Freund ſei. Ich verſäumte nicht, Müller'n auch alsbald das Anliegen Neumann's zu eröffnen, und fand ihn bereitwillig genug, das Unternehmen zu fördern. Mit Innigkeit und Ehrerbietung ſprach er von Alexander von der Marwitz, den er ſelbſt früher an Wolf nach Halle empfohlen hatte. Eifrig und dringend begehrte er von meinen Studien und Abſichten das Nähere zu wiſſen, bot mir alle ſeine Bücher an, und als ich ein Wort von der griechiſchen Anthologie hatte fallen laſſen, freute er ſich über die Maßen, holte gleich Brunck's Analekten herbei, ſchlug mehreres auf, fragte mit Haſt und Unruhe, wie ich denn die vielen ſchönen Sachen auf die Knabenliebe in meinen Ueberſetzungen zu be-

handeln dächte, und als ich erwiederte, ich gäbe sie unbefangen so wieder, wie sie dastünden, lobte er diese Vorurtheilslosigkeit übermäßig und hielt der ganzen Sache in Betreff ihrer Wirkungen auf die Freundschaft und Bildung der Jünglinge eine überschwängliche Lobrede, die mich in ernstes Erstaunen setzte. Ueber seinen eignen, von manchen gutwilligen Seelen, die wohl gar auf ihre Bescheidengläubigkeit noch recht stolz sind, hart abgeläugneten Hang ließ er nicht die geringste Ungewißheit, so wenig wie über die schmutzige Richtung desselben noch ein Zweifel bleiben konnte, als er eines der ärgsten Epigramme, ein Räthsel von Straton, mit fröhlichem Wohlbehagen laut zu lesen sich erlaubte. Auch seine Freundschaftsbezeigungen, sein Händedrücken, Umarmen, seine Schmeichelworte und Blicke hatten etwas Aengstliches, bis etwa ein schroffer Ernst alles dies zurückscheuchte und unterdrückte, und dann ein verständiger Sinn, ein heitres Wohlwollen und ein unendliches Wissen in freiem ungetrübten Gespräche sich würdig darlegen mochten, und in dem Zuhörer die größte Befriedigung, nicht selten sogar Begeisterung erweckten. Sein ganzes Aeußere, die geschwächten entzündeten Augen, die bläßliche feine Haut, die fast kindischen Züge des Mundes, die unangenehme schweizerische, mit französischen Einschiebseln durchbrochene Sprache, die Unruhe der Glieder des nicht großen und ziemlich dicken Körpers, alles dieses war dann leicht zu vergessen, weil sein Inneres von einem wahren Feuer des Wissens und der Gesinnung doch wirklich erglüht war, und die Funken davon mit kräftiger Wirkung ausströmte. Meine Verehrung für diese Geisteswürde ließ mich über die bemitleidenswerthen Unwürdigkeiten, die sich derselben angenistet, wie über Ungeziefer hinwegsehen.

Bei dem General Pardo wurde mir die verheißene Aufnahme. Der Mann schwelgte in Liebhaberei zu den alten Sprachen, zur klassischen Gelehrsamkeit, täglich hatte er Gelehrte bei sich zu Tisch, und zeigte ihnen sein Wissen, wie er das ihre begierig annahm. Ließ von dieser Seite eine kleine Schwäche sich kaum verbergen, so zeigte er dagegen von andern Seiten wirklich einen erfahrnen, gescheidten und wohldenkenden Mann. Ein längerer Aufenthalt in Mexico

hatte ihn mit mannigfachen Anſchauungen erfüllt, er ſprach lebhaft und offen, die Vorurtheile eines Spaniers hatte er meiſt abgelegt, und die für ſeine frühen Schulſtudien beibehaltene Neigung war ihm nur günſtig anzurechnen. Ich war mehrmals bei ihm zu Tiſch, gewöhnlich mit Müller, auch mit dem öſterreichiſchen Grafen Bombelles und dem Prediger Catel, meinen Mitüberſetzern, ſpäterhin auch mit Wolf. Hier wurde denn nach Herzensluſt homeriſirt und pindariſirt, dichteriſche Vorzüge in's Licht geſtellt, Eignes und Fremdes mitgetheilt, alles mit größter Freiheit. Mein Franzöſiſch kam mir hier gut zu Statten, weil alles in dieſer Sprache vorging; aber auch meine ungefähre Kenntniß des Spaniſchen, und meine frühere Bekanntſchaft mit dem Grafen Caſa Valencia gereichten hier zur Annehmlichkeit. Wurde zuweilen Politik verhandelt, ſo geſchah auch dies ohne viel Zurückhaltung, doch durften dann keine Franzoſen gegenwärtig ſein, in deren Sinne die Spanier eigentlich ſprechen ſollten, aber keineswegs Alle dachten, zwar Pardo ſelbſt und Urquijo noch ſo ziemlich, aber der Andaluſier Montalbo, der ſpäterhin aus ſeiner diplomatiſchen Anſtellung zu den kriegeriſchen Reihen ſeiner Landsleute glücklich entkam, verhehlte ſchon damals nicht, daß er ein Feind der Franzoſen ſei und dem Kaiſer Napoleon alles Unheil wünſche.

Johann von Müller zeigte bei ſolchen Gelegenheiten eine ſtets belebte und ſtets ſachenreiche Mittheilung. Ich ſtritt öfters mit ihm über die Angelegenheiten des Tages, und er ſuchte dann ſtets einer mildern Beurtheilung der franzöſiſchen Sachen Eingang zu verſchaffen, für Napoleon aber ſprach er unbedingte Bewunderung aus. Der Anlaß brachte ihn einesmals dazu, daß er ſeine bei dem Kaiſer gehabte Audienz ausführlich erzählte, ungefähr mit denſelben Umſtänden, welche auch in den verſchiedenen ſpäterhin im Druck erſchienenen Briefen angegeben ſind. Eines Zuges jedoch erinnere ich mich, deſſen ich nirgends erwähnt finde, und den ich als einen höchſt bezeichnungsvollen hier aufbewahren will. Unter den Gegenſtänden des Geſprächs, erzählte Müller, kam auch Cäſar vor, in deſſen Lob Napoleon eifrig einſtimmte; Müller bemerkte dem Kaiſer, es ſei zweifelhaft, welchen Gebrauch

Cäsar, wenn er nicht durch Meuchelmord übereilt worden wäre, von seiner errungenen Obergewalt zunächst würde gemacht haben, einige Andeutungen gingen darauf, daß er das Innere der Republik neu geordnet haben würde, andre hingegen, daß er die Parthen zu bekriegen im Sinne gehabt; bis dahin habe der Kaiser ruhig zugehört, dann aber sogleich rasch ausgerufen: „Il aurait fait la guerre aux Parthes!“ und diese Worte mehrmals heftig wiederholt. Müller durfte uns diesen Zug, der allerdings die Stimmung und den Geist Napoleon's sehr bedenklich zu erkennen gab, mündlich wohl anvertrauen, doch liegen auch die Gründe nahe genug, welche ihn abhalten konnten, dergleichen während des höchsten Schwebens jener Machtverhältnisse schriftlich in die Ferne mitzutheilen.

Adolph Müller traf nun auch aus Halle ein, wo er noch im Stillen eilig Doktor der Medizin geworden war. Dieser junge Mann, früher oft geistig schwankend und gesellig zurückhaltend, entfaltete jetzt die herrlichsten Schwingen, und erschien als ein edler, starker, für das Leben und die Wissenschaft ausgerüsteter, frei und sicher umschauender, entschlossen und maßvoll thätiger Arzt und Mensch, der auf der Stelle Gunst und Zutrauen gewann, ja durch Feinheit und Würde eines nie fehlenden und doch stets lebhaften und beseelten Betragens Liebe und Bewunderung erweckte. Man konnte von ihm sagen, je stärker er in die Wirklichkeit des Lebens einging, am Krankenbette beschäftigt war, Anstalten besuchte, Verhältnisse anknüpfte, desto reiner und kräftiger lebte er in höheren Sphären, und jener Sommer war unstreitig für ihn eine Zeit ununterbrochenen Glückes, das durch die Aussicht auf eine Reise nach Paris, so wie auf den künftigen Aufenthalt in Bremen, wo ihm alles die schönsten Lebenstage versprach, noch erhöht wurde. Der Reimer'sche Kreis mit seinen Frauen, wohin auch die Hofräthin Herz gehörte, Reimer selbst, der Kammergerichtsrath Eichhorn, der nachherige Staatsrath Schulz, waren ganz von ihm eingenommen; Marwitz, der vom Lande hereinkam, staunte den schnell emporgestiegenen an, und knüpfte innigere Freundschaft mit ihm; Theremin, Wilhelm von Schütz, Bernhardi,

wer ihn nur kennen lernte, bewieſen ihm achtungsvolle Aufmerkſamkeit. Einige Schärfe und Strenge, die bisweilen aus ſeiner urſprünglich milden, aber durch Frühling und Glück aufgeregten Gemüthsart hervorbrachen, verletzten wohl tief, aber nicht lange, da weder Abſicht noch Folge dabei zu ſpüren waren. Wenigſtens verzieh ich ihm gern und leicht, wenn er in ſolcher Art gegen mich bisweilen ſich übernehmen wollte.

Bald kam auch Schleiermacher mit ſeiner Schweſter, und kurz darauf Wolf an, ſo daß der Halliſche Kreis in Berlin ſich gleichſam neu anbaute. Nur Harſcher und Bekker fehlten mir noch, aber auch ſie wollten kommen, und aus Frankreich erwartete ich Chamiſſo'n. Die fortdauernden Kriegsunfälle und die ſteigende Verarmung ſtörten den Drang und Sinn ſteigender Thätigkeit nicht, ſie belebten ihn vielmehr. Wolf bereitete ſeine Zeitſchrift der Alterthumswiſſenſchaft in heitrer, mittheilungsfroher Geſchäftigkeit vor; Schleiermacher las einer anſehnlichen Zuhörerſchaft von Jünglingen und Männern die Geſchichte der griechiſchen Philoſophie, ein geiſtreiches Kollegium, noch beſonders merkwürdig durch den freien, redneriſchen Vortrag, der ohne Stocken in ſchönem Ebenmaße gebildeter Sprache klar dahinfloß, ohne daß der Sprechende ein leitendes Heft, oder auch nur, bei ſo vielen wörtlichen Citaten griechiſcher Stellen, ein aushelfendes Blatt zur Hand gehabt hätte. Auch verſäumte er nicht die Gelegenheit zu predigen, die ſich bald in dieſer Kirche, bald in jener darbot, und wozu wir uns gewiſſenhaft immer einfanden, wiewohl uns die frühere halliſche Innigkeit und Klarheit in dem Redner oftmals zu mangeln ſchien. Eben ſo wenig verſäumte ich die Predigten, welche Theremin damals zuweilen franzöſiſch hielt; von frommen Anregungen war hier wenig, deſto mehr aber von redneriſcher Wirkung, die er recht eigentlich ſtudirt und für die er ſogar manches von Talma's Gebärden und Intonationen ſich angeeignet hatte.

Die nächſten Pfingſtferien benutzte ich zu einem Beſuch bei Fouqué in Nennhauſen, einem bei Rathenow im Havellande gelegenen Gute ſeines Schwiegervaters, des Herrn von Brieſt, wohin ich ſchon längſt eingeladen war und ſehnlich verlangt

hatte. In Gesellschaft Bernhardi's, der trotz seiner außerordentlichen Dickleibigkeit sehr gut zu Fuße war, machte ich mich frühmorgens auf den Weg, und mit Hülfe einer für die letzten Meilen genommenen Postfuhre kamen wir noch bei guter Zeit daselbst an. Schon unterwegs hatte Bernhardi, der mehrmals dort gewesen und dem ganzen Hause vertraut war, mich mit den Personen und Verhältnissen vorläufig bekannt gemacht, und so dankenswerth dies im Augenblicke selbst mir gelten mußte, so war es im Grunde doch eher das Gegentheil, denn mein Gefährte konnte sich in seiner satyrischen Laune eines Zuges von Gemeinheit nicht wohl erwehren, und pflegte neben weichlicher Empfindsamkeit seine Wahrnehmungen gern in das Grobsinnliche zu treiben, wobei nicht selten nur das Widrige und Schlechte übrig blieb. So war denn auch in Betreff Nennhausens, noch ehe ich es betrat, meine Unbefangenheit schon gestört und meine Aufmerksamkeit unfreiwillig zu mißliebigen Gegenständen hinabgedrängt. Der Besitzer von Nennhausen war Herr von Briest, ein vortrefflicher, in jedem Betracht ehrwürdiger Mann, von großer hagerer Gestalt, milder Freundlichkeit und wohlthuendem Ernst. Er hatte noch im siebenjährigen Kriege gedient, dann als Rittmeister seinen Abschied genommen, und sich auf sein Land zurückgezogen, wo er in geistiger und wirthschaftlicher Beschäftigung ein edles Leben führte. Ein schöner Park war durch ihn entstanden, ausländische Bäume und Gesträuche hatte er angepflanzt, und jeden Fortschritt im Landbau für sich und seine Dorfleute bestens zu benutzen gesucht. Die letztern liebten und ehrten ihn als einen väterlichen Herrn, bei welchem sie in allen Fällen guten Rathes und wirksamer Hülfe versichert waren. „Von dem Mann", sagte mir ein alter Bauer, „hab' ich noch mein Lebtag nichts Ungeschicktes gehört." Der Name von Briest lebte in diesen Gegenden schon von alten Zeiten her in bestem Ruhme; ein Landrath dieses Namens hatte bei des großen Kurfürsten Ueberfall der Schweden in Rathenau zu dem Siege wesentlich mitgewirkt, wie dessen auch Friedrich der Große in den brandenburgischen Denkwürdigkeiten ehrend erwähnt. Jetzt war derselbe Namen auch mit den Vorzügen

deutſcher Wiſſenſchaft verknüpft; in Fichte's und Niethammer's philoſophiſcher Zeitſchrift hatte Hülſen, der eine Zeit lang in Nennhauſen bei ſeinem Freunde gelebt, philoſophiſche Briefe an Brieſt drucken laſſen. Ein Augenblick von Schwäche nur, den er in ſeinen hohen Jahren für eine ſein Hausweſen leitende Verwandte gehabt, und in deſſen Folge er dieſe geheirathet hatte, gab zu mancherlei Bemerkungen Anlaß, die beſonders das Mißverhältniß betrafen, daß die Tochter des Hauſes, Frau von Fouqué, in ihrer ehemaligen Dienerin nun ihre Stiefmutter anerkennen mußte. Eben ſo erfuhr ich, daß Fouqué, nachdem er wegen Bruſtbeſchwerden aus dem Kriegsdienſte ſeinen Abſchied genommen, ſich von einer früheren Gattin mit Aufopferung von Hab und Gut eiligſt habe ſcheiden laſſen, um nur ſo ſchnell als möglich ſeine jetzige Frau zu ehelichen, die ihrerſeits ſchon einem Rittmeiſter von Rochow verheirathet geweſen, aber auch bereits wieder von ihm geſchieden, und ſich von dem zärtlichen Spiel des blonden Minneſängers in der Einſamkeit zu Nennhauſen hatte rühren laſſen. Früher hatte ſie in Potsdam gelebt, in dem muntern und leichtſinnigen Kreiſe der Kameraden ihres Mannes, der ſpäterhin wegen Zerrüttung ſeiner Umſtände, und beſonders, wie man ſagte, wegen Spielſchulden ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Frau von Fouqué, groß und wohlgeſtaltet, ſchön von Geſicht, deſſen edle Züge nur durch die überaus mächtigen Lippen geſtört wurden, ihrer Reize wohlbewußt, wie ſich denn ihr wunderſchönes Bein mit natürlicher Kunſt immerfort und reichlich dem Anſchauen darbot, dabei höchſt lebhaft und feurig in ihren Regungen und Anſprüchen, wurde als die Herrin des Hauſes geſchildert, die ſich über Vater, Stiefmutter und Gemahl leicht hinwegſetzte, alles auf ſich beziehe, für ſich alles vorwegnehme, und ihre Perſon und ihre Zimmer viel höher ausgeſtattet und geſchmückt zeige, als es dem übrigen Hauſe möglich ſei. Der gute Fouqué erſchien hierbei als ein argloſes Kind, welches in den Spielen der Einbildungskraft ſich mit aller Freiheit vergnügen dürfe, auch in Ehre und Anſehen keineswegs verkürzt werden ſolle, aber in allen Beziehungen der Wirklichkeit nicht mitzuſprechen habe. Bernhardi lachte, und meinte, ich ſolle mich nun ent-

scheiden, ob ich es mit der Frau oder mit dem Manne halten wolle, in jedem der beiden Fälle würde ich es gut haben, nur beide vereinigen könne ich nicht, das sei nur ihm selber einigermaßen gelungen, als welcher den Mann aufrichtig liebe, und dabei mit kluger Weltkunde sich dem Zutrauen der Frau nicht verschließe, die von ihm glücklicherweise auch weiter nichts verlange. Ich war ohne Bedenken für den guten Fouqué entschieden, der mir in dieser Lage schon gedrückt und bezwackt genug schien, um nicht auch noch den Ersatz, den die Freundschaft leisten kann, ihm verkümmern zu wollen. Das Vorurtheil, mit welchem ich diesen Erörterungen zufolge den neuen Kreis betrat, war tüchtig eingerammt, und hielt auch wirklich fest, ungeachtet es im ersten Augenblick eine starke Prüfung zu bestehen hatte. Denn als ich mit Bernhardi, der uns gar nicht erst ankündigen ließ, die Gesellschaft in ihrem gewöhnlichen Beisammensein am Abend bei schon angezündeten Lichtern überraschte und nach den ersten Begrüßungen Platz und Umsicht genommen hatte, so konnte ich mich eines ungünstigen Eindrucks, den mir Fouqué's kleine gedrückte Gestalt und piepende Stimme machte, so wenig wie des höchst günstigen erwehren, den ich von Frau von Fouqué empfing, deren Blicke und Reden bei jener ersten Bekanntschaft eine angeregte Theilnahme bezeigten und mir wider Willen eine gleiche abnöthigten. Wer weiß auch, welches Geschick hier die Vorsätze im Spiele der Neigungen und der Umgangskünste gehabt hätten, wenn nicht Bernhardi, der mit mir in demselben Zimmer schlief, noch vor Schlafengehen unerbittlich den Mephistopheles gemacht, und mir diese Baronin, wie Jarno dem Laërtes jene im Wilhelm Meister, durch die schlimmsten Bilder und Gleichnisse verleidet, in den folgenden Tagen aber sie selbst nicht so manches Abstoßende gezeigt hätte, besonders eine Art von berechnetem Eigennutz, der mir eine Frau häßlicher macht, als körperlicher Schmutz, und daneben eine Plumpheit adeligen Stolzes, wogegen Fouqué's Ritterthum als ein artiges Spiel erschien. Sie merkte sehr bald, daß wir nichts zusammen gemein haben würden, und da ihr doch nicht entgangen sein konnte, daß der Stoff dazu in mir nicht völlig

gemangelt habe, ſo ſtellte ſich die Verneinung nur um ſo feindlicher zwiſchen uns, und in den erſten Tagen war eine Scheidewand gezogen, die auch in der Folge nie ganz wegfallen konnte. Wir nahmen von einander nur im Dichteriſchen und Schriftſtelleriſchen die nöthige Kunde. Das Vorleſen der mitgebrachten Kapitel des Doppelromans regte großes Ergötzen und das Verſprechen der Mitwirkung auf, perſönlich aber blieben wir höflich und kalt, oder vielmehr in ſchroffer Gleichgültigkeit, als lägen unüberſteigliche Klüfte zwiſchen uns.

Deſto liebevoller und befriedigender ſtellte ſich das Verhältniß mit Fouqué. Wer ihn blos in ſpäteren Jahren gekannt, wird ihm einen tiefen Grund von Edelſinn und Gutmüthigkeit nicht abſprechen dürfen, wenn auch dieſe ſchönen Eigenſchaften, und ſogar ſeine dichteriſche Gabe, jetzt nur von vielem Dünkel und mancher Verbitterung, die ihm das Leben zugeführt, und von unläugbarer Narrheit getrübt hervorleuchten. In jener Zeit aber waren dieſe Seiten noch völlig zugeſchloſſen, und der lebhafte, beſcheidene, freiſinnige und herzliche, von jedem beſten Willen beſeelte Mann das Bild der reinſten Liebenswürdigkeit. Er ſah auf eine zum Theil ſchmerzvolle Vergangenheit ſo ergeben zurück, als hätte er nichts mehr zu hoffen, und hoffte ſo friſch und fröhlich von jedem neuen Tage das Beſte, als hätte er noch gar nichts erlebt. Seine Dichtung ſtand auf der Höhe des genußreichſten Hervorbringens, mit jedem kleinen Erfolg um ſo leichter befriedigt, als es eigentlich auf allgemeinen Beifall nicht einmal abgeſehen war; die üppigſte Fruchtbarkeit und anmuthigſte Leichtigkeit ließen ihm alles zu Gedichten und Reimen werden, was er nur berührte, und dieſe Art von Stegreifdichten, die ſtete Gegenwart und Flüſſigkeit dieſer poetiſchen Regung und Aeußerung, erhöhte für ſeine näheren Freunde, die das Hervorbringen mit anſahen, den Reiz und die Wärme ſeiner Dichtergebilde, welche für ſich allein und von ihrem Entſtehen getrennt betrachtet, allerdings etwas zu ſtark in die grünen Blätter geſchoſſen dünkten. Mich aber bezauberte dieſer reiche Wachsthum, der ſich gleichſam unter meinen Augen entfaltete und mehrte, denn Fouqué hatte nicht nur ganze Schubladen mit ſchon abge-

schlossenen Handschriften gefüllt, sondern in der kurzen Zeit unsrer Anwesenheit sahen wir den Vorrath um große und kleine Stücke bereichert; jeder Tag und jede Stunde, besonders aber regelmäßig der frühere Nachmittag, fand Fouqué'n zum Schreiben aufgelegt, und dann schrieb er seine Sachen, Lyrisches oder Dramatisches und gleicherweise epische Prosa, fast ohne auszustreichen, ununterbrochen hin, so schnell die Feder laufen mochte. Viele Stunden wurden mit Vorlesen verbracht, andre mit Erzählungen, ein guter Theil des Tages auch mit Spazirengehen in dem herrlichen Park, welchen der alte Briest mit Einsicht gepflanzt hatte und noch täglich mit Liebe pflegte; ein Wald schloß sich an, ein dunkelblauer See breitete sich aus, die geringen Anhöhen waren wohlbenutzt, und so machte Nennhausen ordentlich den Eindruck einer schönen Gegend. Wir machten auch einigen Besuch in der Nachbarschaft, andrer kam, andrer fand sich ein. Die Abende verbrachte man gesellig bei Thee und Abendessen, zwischen welche für den alten Briest wohl eine Schachparthie sich eindrängte; zuweilen auch ergötzte man sich mit Pistolenschießen oder Kegeln, letzteres vorzüglich einem alten verkrüppelten Offizier aus dem siebenjährigen Kriege, Herrn von Laßberg, zu Liebe, der bei seinem Freunde Briest für den Rest seiner Lebenstage großmüthige Aufnahme gefunden hatte, und bei jenem Spiel besonderes Vergnügen und seinen kleinen Vortheil fand.

Das Unglück Preußens und die geringen Hoffnungen, die man von dem damals noch fortdauernden Kriege haben konnte, wurden reichlich durchgesprochen, wie im Gegensatz auch die glänzenden Zustände und Erscheinungen des preußischen Militärlebens vor dem ungeheuern Fall. Man faßte den eingetretenen Wechsel nicht, man sah die Folgen riesengroß vor sich, und konnte nicht an sie glauben, man wußte in den Weiten der Welt kein Rettungsmittel mehr, denn auch an den Russen verzweifelte man schon, und auf die Oesterreicher wollte man nicht rechnen; aber dennoch meinte man, es könne und müsse alles wieder umgewendet werden, und zwar jetzt und ganz, diese Aufgabe drückte sich der Empfindung mit tausend Stacheln unaufhörlich ein. Unter den

zahlreichen Erzählungen von Ereigniſſen und Schickſalen, welche nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerſtädt ſich über die einzelnen Perſonen und Verhältniſſe ergoſſen hatten, iſt mir beſonders eine nachgehends oft wieder vergegenwärtigt worden. Fouqué erzählte nämlich, daß einer ſeiner Freunde, ein junger, mit allen Uebungen des Kriegs und der Waffen von Kindheit auf vertrauter Offizier, dem es auch an Geiſt und Willenskraft bis dahin nie gefehlt habe, in der entſetzlichen Verwirrung jener Unglückstage vom Schlachtfeld weggeritten und als Verſprengter nach Magdeburg gekommen ſei, dort von Neugierigen umringt und befragt, alles für verloren erklärt habe, dann unaufhaltſam durch die Stadt und zum andern Thore wieder hinausgeritten, und ſo bis Nennhauſen gelangt ſei, wo er durch ſeine Nachrichten alles in Schrecken geſetzt und ſeinerſeits nicht anders gethan habe, als gäbe es keine preußiſche Sache mehr. Nach mehreren Tagen hätten ihn Brieſt, Fouqué und ſelbſt Frau von Fouqué bedenklich angeredet, er könne doch nicht in dieſem abgeſchiedenen Orte ſitzen bleiben, oder gar die Ankunft der Franzoſen und ſeine Gefangennehmung abwarten, ſeine Pflicht ſei, ungeſäumt die preußiſchen Truppen aufzuſuchen, und die weitern Schickſale Preußens, welche ſie auch ſein möchten, auf ſeinem angewieſenen Platze hinzunehmen. Der junge Mann habe dieſe Mahnung als richtig erkannt, ſei nun eben ſo beeifert, wie er gekommen, wieder weggeritten, und habe das Glück gehabt, ſchon in der Nähe auf Truppen von Blücher zu ſtoßen, den ehrenvollen Rückzug nach Lübeck mitzumachen, und ſelbſt der dortigen Uebergabe durch Einſchiffung nach Königsberg perſönlich zu entgehen. Dieſer junge Mann war Ernſt von Pfuel, mit dem ich nachher in Böhmen bekannt wurde und dann im ruſſiſchen Dienſte während der Feldzüge von 1813 und 1814 ſtets zuſammen war, wo ſein unerſchrockner Muth, ſeine klare Einſicht und feſte Beſonnenheit in allen Gelegenheiten hervorleuchteten, wie er denn auch jetzt unſtreitig einer der tüchtigſten und ausgezeichnetſten Generale Preußens iſt und als ſolcher von allen Seiten das gegründetſte Vertrauen genießt. Wie er jetzt daſteht, kann ihm jener Vorgang auch nicht im

geringsten zur Unehre gereichen, wohl aber für jedes übereilte Urtheil zur lehrenden Warnung dienen, über einen sonst gehaltvollen Menschen nicht für immer nach einzelnen ungünstigen Augenblicken hochmüthig abzusprechen.

Ein andrer Gegenstand, der uns viel und ernsthaft beschäftigte, war Bernhardi's Angelegenheit. Der bedeutende Kreis, in welchem er seine schönsten Jahre mitgelebt, hatte sich allmählig aufgelöst, Friedrich Schlegel war nach Paris gezogen, Wilhelm Schlegel in der Schweiz, Ludwig Tieck in München; aber schlimmer als diese äußere Trennung hatte innerer Zwiespalt hier die scheinbar so tiefen Bande der Vereinigung zerstört. Bernhardi war mit der Schwester Tieck's verheirathet, und, wie man sagte, hatte er sich diese Heirath durch Tieck aufschwatzen lassen, der sich der Schwester, nachdem sie ihn mit romantischer Zuneigung und durch unbequemes Anhängen lange gequält, auf diese gute Art zu entledigen gewußt. Sie selbst hatte auch nur mit Widerstreben eingewilligt, und lebte nicht glücklich, der wohlbeleibte Gatte war ihr zu materiell, und obwohl er alles that, ihrem ätherischen Wesen zu huldigen, so hatte er doch wenig Dank davon. Wilhelm Schlegel, der bei Bernhardi wohnte und aß, gefiel ihr besser, und es entstand große Vertraulichkeit, die in diesem Kreise, wo es fast eingeführt war, sich wechselseitig alles zu gönnen und zu gestatten, kaum auffallen konnte, um so weniger, als auch Bernhardi mit Schlegel's Frau, der nachherigen Schelling, eine Zeit hindurch in gar gutem Vernehmen gestanden hatte. Wie aber das muntre und geistreiche Zusammenleben nach und nach einging, wuchs das Mißvergnügen und die Unruhe der Madame Bernhardi, sie wurde kränklich und sollte zu ihrer Zerstreuung nach Weimar reisen, wohin sie ihre beiden Knaben mit des Vaters Einwilligung mitnahm, ein liefländischer Edelmann von Knorring aber, den sie mit ihren schwachen Reizen wunderbar gefesselt und zu ihrem Retter ersehen hatte, kam ihr heimlich nach, und führte sie von Weimar nach Italien fort. Bernhardi erfuhr dies alles durch Andre, und fand dieses Betragen der Frau ganz unverschämt, den Raub seiner Kinder aber nimmermehr zu dulden. Seine Briefe, durch welche

er die Rückgabe der letztern forderte, blieben unbeantwortet, und endlich ſchrieb Ludwig Tieck ihm kurzweg, ſeine Schweſter habe es mit einem ſo ſchändlichen Menſchen, wie er ſei, nicht mehr aushalten können, habe ganz Recht gethan, von ihm wegzugehen, und auch die Kinder ſollten nie zu ihm zurückkehren. Schlag auf Schlag ſagten auch Friedrich Tieck und Wilhelm Schlegel ſich von ihm los, alle Sippſchaft und Anhänger derſelben feindeten ihn heftig an, und der hart getäuſchte Mann ſtand plötzlich in ſchrecklicher Oede, von ſeinen Nächſten verrathen und dabei belaſtet mit dem bitterſten Haſſe, den er um ihretwillen von allen ihren Widerſachern nur allzu eifrig auf ſich genommen. Als der Minderbegabte und Schwächere überall im Nachtheil, und gränzenloſer Verläumdung ausgeſetzt, ſah er durch den vor Gericht anhängig gemachten Streit noch ſogar ſeine bürgerliche Stellung bedroht, indem hier Dinge zur Sprache gebracht wurden, welche dem Schulmann allerdings nicht geziemten, und, wenn ſie unwiderlegt blieben, leicht zur Entſetzung von ſeinem Amte führen konnten. In dieſer Noth aber nahm ſich der bedrängte Mann nur um ſo tapfrer zuſammen, er ſchrieb an Knorring eine Ausforderung auf Piſtolen, erklärte ihn für einen ehrloſen Schurken, wenn er ſich nicht ſtellte, ließ auch beide Tieck und Wilhelm Schlegel wiſſen, was er von ihnen halte, und betrieb ſeine Sache vor Gericht mit klugem Eifer. Durch offene Darlegung aller Verhältniſſe hatte er Fichte'n von ſeinem guten Rechte überzeugt, auch Fouqué und Wilhelm von Schütz für ſich gewonnen, wie ſehr auch beide ſonſt mit der andern Seite befreundet waren. Jedoch eines thätigeren Beiſtandes bedürftig, als dieſe ihm gewähren konnten, hatte Bernhardi auch mir, ſchon bei meiner vorjährigen Anweſenheit in Berlin, ſeine ganze Sache vertraut, und mich zum Zeugen und Helfer ſeiner Maßregeln aufgefordert. Ein beſſerer wäre ihm auch nicht zu finden geweſen, denn ich war, nachdem ich einmal ſeine Sache für die beſſere hielt, eben ſo bereit mit dem Degen, als mit der Feder und dem Worte für ihn aufzutreten, obgleich ich ſehr gut wußte, welchem großen und vielfachen Haſſe ich mich bloßſtellte. Ludwig Tieck ſchien ſeine ganze Dichterkraft jetzt zum Verderben

Bernhardi's aufzubieten, und nahm sich des Prozesses mit nachdrücklicher Thätigkeit an. Er hatte dem Gericht eine ausführliche Schilderung seines Schwagers eingereicht, von welcher dieser selbst gestand, sie sei ein Meisterstück von gewandter Darstellung, aber auch von teuflischer Bosheit, indem Sachen früheren Vertrauens, welche Bernhardi'n mit seinem Vater entzweien und noch sonst die ärgsten Mißdeutungen veranlassen mußten, mit großer Kunst darin verwebt waren, ohne daß sie eigentlich zur Sache gehört hätten. Hiergegen hatte nun auch Bernhardi scharfe Waffen, wie die Gegenseite sie nicht vermuthete; die Mägde seiner Frau hatten sich das Vergnügen gemacht, mit Kreidestrichen die Zahl der Küsse anzumerken, welche sie im Nebenzimmer schallen hörten, wenn Madame Bernhardi mit Knorring so lange allein blieben, bis der besorgte Ehemann aus der Apotheke zurückkam, wohin er selber zu eilen pflegte, um die vorgeschriebenen Arzneimittel gegen die Krampfanfälle der Gattin herbeizuholen; der ehrwürdige Fichte bezeugte auf Verlangen gerichtlich, daß er bei Madame Bernhardi, als er unerwartet in deren Schlafzimmer getreten sei, den ältern Schlegel in sonderbarster Verfassung angetroffen habe, und was dergleichen Aergernisse mehr waren. Wegen einer Liebelei, deren Bernhardi mit einer Verwandten Tieck's beschuldigt wurde, konnte er anführen, daß dieser ja selbst darin vorangegangen war, und die lästig gewordene Liebschaft an den bequemen Schwager gleichsam abgesetzt hatte. Ueberhaupt schrieb nun Bernhardi seine Bekenntnisse und Denkwürdigkeiten, die er als letzte Nothwehr wollte drucken lassen. Aber das war eben Gegenstand der Ueberlegung und Berathschlagung, was im gegebenen Augenblicke zu thun, welche Waffe zu gebrauchen, welche noch zurückzuhalten sei, denn hundert Rücksichten und Umstände bedingten einander, und Bernhardi wollte vor allem die Kinder wiederhaben, sonst aber nur im schlimmsten Falle gegen die Andern das Aeußerste thun, welches auch für ihn schlimm genug blieb, und nur wenn sein eignes Verderben durch die Gegner entschieden gewollt und unabwendbar herbeigeführt würde, auch seinerseits mit Ueberwindung eigner Scham jene rücksichtslos vernichten. Wir

lobten Bernhardi'n ſehr wegen ſeiner Forderung der Gegner zum Zweikampf, und bezeugten ſie ihm gern, wiewohl wir uns hüten mußten, daß nicht durch Zeugniſſe dem Schulmanne ein doppelt ſchlimmes Spiel vor Gericht bereitet würde, denn die Gegner wünſchten grade dies. Wir riethen ihm, ſeine Denkwürdigkeiten wenigſtens vollſtändig zu ſchreiben, und bereit zu halten, mit ihnen aber dann erſt hervorzubrechen, wenn doch ſchon alles verloren wäre. In ſolch tiefe innere Zerrüttung ſcheinbar ſchöner und glücklicher Dichterverhältniſſe hineinzuſchauen, war mir nicht wohlthätig, eine Menge häßlicher Zuſtände und widriger Gebrechen enthüllten ſich mir, auch auf der Seite des Freundes, der mir dadurch ſehr verleidet wurde, obgleich ſeine nunmehrige Lage meinen ganzen Eifer erweckte, und auch die obengenannten Ehrenmänner ganz für ihn Parthei nehmen ließ. Daß dieſe Geſchichten mir äußerlich ſchaden konnten, und mir durch den weitverbreiteten Einfluß der Gegner wirklich ſchadeten, kam in keinen Betracht, daß ſie mir aber auch innerlich ſchädlich wurden, indem ſie mir einen traurigen Stoff zur wichtigen Beſchäftigung gaben, und durch letztere meine Schärfe wie durch erſtere doch nur meine Unreinheit vermehrten, dies habe ich ſpäterhin wohl erkennen dürfen.

Kaum waren wir von Nennhauſen in Berlin zurück, ſo ergab ſich daſelbſt für uns die Gelegenheit eines ſchönen Feſtes. Wolf konnte nicht in Berlin ſein, ohne daß ſeine ehemaligen Zuhörer aus allen Kreiſen der Hauptſtadt ihn eifrig begrüßten, und die eigentlichen Philologen ſich fortwährend um ihn ſammelten. Die verſchiedenen Generationen ſeiner Schüler lagen zum Theil weit aus einander, Heindorf und Ideler zum Beiſpiel ſtanden gegen uns Jüngſte ſelbſt wieder als Lehrer da. Unſre gemeinſame Huldigung ihm aber in dieſer Mannigfaltigkeit vereinigt darzubringen, verabredeten wir ein Mittagsmahl im Thiergarten; Wolf wurde hingeführt, wie zu einem gelegentlichen Mittageſſen von vier oder fünf Perſonen, und der treffliche Mann war ſo überraſcht als gerührt, eine ſo ſtattliche Verſammlung von mehr als dreißig Gäſten zu finden, worunter nur zwei oder drei, wie z. B. Buttmann, nicht ſeine halliſchen Schüler waren.

Eine geistreiche Munterkeit, fern von jeder Pedanterei, durchströmte die ganze Gesellschaft, Wolf's heitrer Genius beherrschte die Gemüther, man fühlte sich von dem Hauche der gebildeten Vorwelt überall angeweht. Ich aber hatte im Stillen noch eine andre Ueberraschung vorbereitet, zog nun Heindorf und Buttmann in's Vertrauen, und während unter sämmtliche Gäste die Abdrücke eines Gedichts ausgetheilt wurden, forderten jene mich auf, dasselbe vorzutragen. Gleich das Motto aus Goethe: „Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend uns auch ruft in die vollere Bahn" wurde mit stürmischem Beifall und Klange der Gläser aufgenommen, dann las ich mit tiefer Bewegung und freudiger Kraft in die horchende Stille einen Dithyrambus in Galliamben, wie schon ehemals Voß einen an Wolf gedichtet hatte, wozu ich nun in Deutschland das erste Seitenstück lieferte. Nur ein so schwieriges Metrum, einst von Wolf selber als fast unnachahmbar Voss'en zur Aufgabe gestellt, konnte dieser Gelegenheit würdig entsprechen, sein Schritt und Tanz trugen im Schwunge den nicht allzu klaren und festen Inhalt siegreich dahin, und erregten die schon günstigen Hörer zu ausbrechendem Jubelruf. Ich war als Verfasser nicht genannt, aber niemand hatte darüber Zweifel, und Wolf richtete an mich, nachdem auf sein Wohlsein nochmals mit Begeisterung getrunken worden, zum Danke zwei Galliamben, die er aus dem Stegreif hersagte, auch hierin also unter seinen Jüngern sich als überragender Meister behauptend, denn Galliamben aus dem Stegreife, wem außer ihm hätte das nur einfallen dürfen! Lange suchte ich in meinen Papieren und in meinem Gedächtniß vergebens diese Verse wieder aufzufinden, erst in später Zeit kamen sie mir durch einen glücklichen Zufall wieder unverhofft vor Augen. Sie lauteten:

Wie gelehrt und kunstvoll wagst du, o du Zauberer des Gesangs,
In des Galliambus Taktschritt die begeisterte Melodie!

Die herrlichste Stimmung dauerte nun fort, viel heitres und wichtiges Philosophische kam zur Sprache, man verabredete fester die Herausgabe des Museums der Alterthumswissen-

ſchaft, und ich weiß kaum ein zweites Feſt, das durchgängig in ſo ſchönem Ausdruck geiſtiger Erregung verblieben wäre.

Der Zeitfolge nach muß ich nun einen Vorfall erzählen, der ſich mir jetzt in der Erinnerung ſo unwillkommen aufdrängt, wie damals in der Wirklichkeit. Die Eindrücke von Rennhauſen und die fortwährende Verarbeitung der großen Verräthereien und Brüche, welche Bernhardi zu leiden hatte, trugen dazu bei, daß ich mich heftiger in dieſer Sache benahm, als ſie eigentlich erfordern mochte. Mein Freund Theremin hatte mir ſchon oft ſchmerzlich geklagt, daß die Launen ſeiner Freundin Sophie ihn unglücklich machten, immer fürchte ſie Gefahr für ihr Verhältniß, und wolle doch nichts thun, es zu befeſtigen; immer ſetzte ſie voraus, er werde plötzlich enttäuſcht werden und ſie verlaſſen, ja der täglich wiederholte Zweifel, ob er wirklich bei ihr ein wahres Glück finden könne, raube ihm daſſelbe mehr und mehr; beſonders eiferſüchtig ſei ſie auf mich, ſie argwohne ſtets, ich tadle ihr Verhältniß, ich ſuche ihm die Augen darüber zu öffnen, und ſie fühle ſehr wohl, daß mich all ihr Schmeicheln und Zuvorkommen nicht habe gewinnen können. Sie verbot ihm ſogar, mit mir umzugehen, und war doch die erſte, mich immer freundlichſt einzuladen, ja wenn es ſich traf, daß wir einige Zeit allein blieben, ſo klagte ſie mir wohl ihrerſeits, daß Theremin von allen ſeinen Freunden geſchieden ſei, ich möchte ihn nur nicht auch verlaſſen, und was dergleichen Widerſprüche mehr waren, die mir um ſo weniger entgehen konnten, als Theremin kein Geheimniß vor mir hatte. So ſtanden die Sachen, als eine Buſenfreundin von Madame Sander, die verwittwete Hofräthin Spazier, Schwägerin Jean Paul Richter's, aus Leipzig eintraf, welche als eine ſchriftſtellernde, lebhafte, liebenswürdige, nicht gleichgültig laſſende Frau durch vielfache Geſpräche ſchon angekündigt war. Einige muntre Abende wurden hingebracht, der Dr. Mann, jetzt Superintendent, ſuchte ſein Herz anzubringen und gab uns viel zu lachen, zur Steigerung unſres Vergnügens ſollte er noch eiferſüchtig gemacht werden, und dazu wurde ich erſehen; meine verabredete Bewerbung wurde mit verabredeter Gunſt aufgenommen, und Dr. Mann in

große Wuth gesetzt. Madame Sander hatte aber darauf gerechnet, meine Rolle würde nicht bloße Rolle bleiben, sie wünschte mich um jeden Preis in solche Verwickelung gebracht, Theremin sagte mir's, und wir lachten auch darüber. Mir mißfiel es jedoch sehr, als er mir ferner vertraute, er habe den Auftrag mich zur Dreistigkeit zu ermuntern, es sei hier gar leicht gutes Glück zu haben, ich sah die fremde Dame wahrlich nicht in Freundschaftshänden, so wenig wie mich selbst. Ich ließ es mir indeß gefallen, und schon glaubt' ich das lose Spiel zu Ende, als ich entdeckte, die Hofräthin sei von meinen Verhältnissen in Hamburg genau unterrichtet, und leicht drang ich ihr das Bekenntniß ab, Madame Sander habe ihr alles gesagt, ja ich erfuhr in fernerem leidenschaftlichen Gespräch, die Freundin habe mich als eine gute Beute bezeichnet, welche der hamburgischen Dame entrissen werden müsse, und Theremin habe mit freudigem Lachen eingestimmt. Meine Entrüstung war gränzenlos; ich selbst also, mehr als der arme Dr. Mann, war der Genarrte, aber zugleich, was schlimmer war, der Verrathene; meine zartesten und heiligsten Geheimnisse, welche Theremin versprochen hatte, sogar gegen seine Geliebte zu verschweigen, waren nicht nur dieser, sondern von beiden vereint einer ganz fremden Dame ausgeplaudert, und diese hatte man gegen mich zugleich mißgestimmt, indem man ihr gesagt, ich suche ihre Gunst zu gewinnen, um nachher damit zu prahlen und ihrer zu spotten. Ich war außer mir über dies Gewebe von Argliſt und Schwäche, ich forderte die Hofräthin auf, sogleich mit mir zu Madame Sander zu gehen, um alles nach der Wahrheit aufzuhellen, allein wir wurden nicht angenommen. Ich sprach dann Theremin, aber unsre Erklärungen halfen zu nichts, eben so wenig diejenigen, welche die beiden Frauen mit einander hatten. Es kamen immer ärgere Sachen an den Tag, ein völliger Bruch war unvermeidlich, und ich stellte dem Freunde nur den Ausweg, ohne Säumen mit derjenigen zu brechen, die uns so verhetzt und ihn wie mich unwürdig mißbraucht hatte. Er wies das weit von sich, und ich, dessen Blut von mehr als einem Feuer leider schon kochte, beging die Schwäche, ihm eine Herausforderung zu schicken,

und als er dieſe nicht annahm, noch in beſondern Zuſchriften an ihn und ſeine Freundin meine jetzt haſſenden und verachtenden Geſinnungen gegen ſie nachdrücklich auszuſprechen. Adolph Müller war dabei mein Beſteller, und als er und Marwitz denn doch hinterher meinten, ein Prediger dürfe wohl eigentlich ſeinen Stand nicht vergeſſen, und inſofern hätte ich ihn nicht herausfordern dürfen, erwiederte ich nicht ohne Grund, er habe ſelber dieſen Stand in Betreff der Liebſchaften und Ränke längſt ſo ſehr vergeſſen, daß ich ihn auch in Betreff des Zweikampfes habe vergeſſen dürfen.

In der Sache ſelbſt gaben mir die nahen und fernen Freunde ſämmtlich Recht; nur Schleiermacher wollte mir übel deshalb, doch ohne je ein Wort zu äußern. Mir war der Verluſt eines Freundes, den ich ſo geliebt und verehrt hatte, ein ungeheurer Schmerz, aber bereuen konnt' ich es nicht, daß ich keinen Augenblick dieſe trüben Ränke und lügneriſchen Verwirrungen hatte dulden wollen. Wäre es nur möglich geweſen, ſelber ſo ganz rein daraus hervorzugehen! Aber, wie gelöſt auf der einen Seite, ſah ich wider Willen auf der andern mich verknüpft. Die Hofräthin Spazier hatte in der Freundin auch den ganzen Reiz ihres Aufenthalts verloren, ſie rechnete auf mich, ich hatte ſie zu tröſten, zu führen und begleitete ſie, als ſie nach kurzer Zeit die Rückreiſe nach Leipzig antrat, bis Potsdam. Sie bekannte mir ihre ganze Lage, wie ihr Wittwenſtand ſie dazu dränge, ſich irgendwo wieder anzuſchließen, wie ſie einige Bande leichter Neigung feſtzuhalten geſucht, aber noch unentſchieden zwiſchen mehreren ſchwanke, die einſtweilen gleicherweiſe von ihr begünſtigt würden; auch ich ſollte dieſe Begünſtigung erfahren und an ſolchem Band oder Bändchen mich gehalten fühlen, allein ich war durch ſo viele ſcharfe Geſchichten abgehärtet genug, um diesmal ohne Zagen die noch ſchwachen Fäden gleich wieder abzureißen, obgleich mehr gebunden war und zerriſſen wurde, als ich damals ahndete und nachher glauben wollte. Ich beſuchte in Potsdam noch Hitzig, der als preußiſcher Regierungsrath in Folge des von Napoleon erregten polniſchen Aufſtandes aus Warſchau hatte

weichen müſſen, und kehrte verſtimmt und mit mir ſelbſt unzufrieden nach Berlin zurück.

Wenn nicht irgend eine ſchaffende Richtung ſich damit verbindet, ſo laſſen Fleiß und Eifer in den Studien nicht viel Beſonderes von ſich ſagen, das bloße Erlernen ſtellt ſich nur als einförmige Wiederholung dar. Letzteres war jetzt mein Fall; mir ging eigentlich nirgends ein neues Licht auf, ich ſuchte mir in ſchon bekannten Feldern nur immer größeres Material anzueignen, ich verſäumte die Kollegia ſelten, und eilte ihnen in meinen Vorbereitungen oft nur allzuweit voraus, was freilich nur um ſo leichter zur Folge hatte, daß ſie gegen den Schluß mir unerträglich wurden, und ich ſie meiſt eine Zeit vorher ſchon aufgab. So viele Verhältniſſe und Zwiſchenſpiele ſtörten mich in meinen Arbeiten zuweilen, dieſe bekamen aber auch neue Friſche und Stärke durch die Anregungen, von denen ich ergriffen, aber nicht erfüllt wurde. Im Gegentheil, mit jedem Tage mehrte ſich mir die Menge der Lebensverhältniſſe und der Beſchäftigungen. Der Oberbibliothekar Bieſter hatte mir den Gebrauch der Königlichen Bibliothek ſehr liberal verſtattet, ohne weitere Empfehlung und Bürgſchaft, als daß ich mein Begehren gleich perſönlich bei ihm anbrachte, und dabei von Litteratur und Gelehrten mit ihm ſo frank und frei geſprochen, als wüßte ich gar nicht, daß er einer beſondern und ſehr beſtimmten Parthei in dieſem Reiche angehöre, und uns junge Poeten in ſeiner Berliner Monatsſchrift bitter rezenſirt habe; daß ich die Schlegel rühmte, Fichte'n bewunderte, Schleiermacher und Steffens pries, ließ ihn arge Geſichter ſchneiden, wenn ich dagegen Wolf hochverehrte, erheiterten ſich ſeine Züge wieder, und er ſchmunzelte vor Wohlgefallen, als ich über Zacharias Werner mich luſtig machte; er ſchien zu glauben, in der neuen Schule gäbe es gar keine Unterſchiede, wer ihr angehöre, müſſe es mit Haut und Haar, und jedes dumme Götzenbild gutheißen, das irgendwo in der äußern Uebereinſtimmung mit dieſer Kirche vortrete; er ſchüttelte den Kopf, ſprach aber nicht ungern mit mir, und ließ mich in den Sälen der Bibliothek ungehindert umherſtöbern. Ich verfiel unter andern auf die deutſche Litteratur aus den

Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und las mich bald mit großer Vorliebe hinein. Die Harsdörfer'ſchen Schriften eröffneten einen Wuſt halbverarbeiteten poetiſchen Stoffes, Paul Flemming, den ich ſchon früher theilweiſe gekannt, wurde für immer eines meiner Lieblingsbücher, unerſchöpfliche Luſt und Nahrung aber gaben mir die Geſchichte des Philander's von Sittewald, oder Moſcheroſch, wie der Autor eigentlich hieß, und daneben der bedeutende Roman vom abentheuerlichen Simpliciſſimus nebſt ſeinen zahlreichen Anhangſchriften in ähnlichem Sinne oder von demſelben Verfaſſer, der noch jetzt ſeinem wahren Namen nach nicht bekannt iſt, denn daß Samuel Greifenſon von Hirſchfeld nicht der wahre Namen für Germann Schleifheim von Sulzfort, ſondern nur wieder ein erdichteter ſei, war mir ſogleich unzweifelhaft. Die ſchreckliche Verwilderung in den deutſchen Zuſtänden jener Zeit hielt den Zeiten, die wir ſelbſt erlebten, einen noch tröſtlichen Spiegel vor. Die Lebhaftigkeit und völlig ungehinderte Derbheit der Darſtellung that einer Stimmung wohl, die auch aus argen Wirklichkeiten hervorgetrieben war, und Sprache und Schreibart des Buches reizten ein ſtarkes philoſophiſches Intereſſe auf. Feiner, höher und auch etwas alterthümlicher, ſprach und ſchilderte Philander; die großen Vorzüge dieſes Proſaiſten ruhten auf gelehrtem Ertrag und friſchem Leben zugleich. Ueber den Simpliciſſimus gedacht' ich eine litterariſche Unterſuchung auszuarbeiten; ſie unterblieb wie ſo vieles andre, was im Augenblicke verſäumt wird, und wozu ſpäter die Gelegenheit ſich nicht wiederfindet. Aber ich hatte die Freunde und Bekannte ſo viel und oft von den Eigenheiten und Ergötzlichkeiten dieſer Autoren unterhalten, ſie mit ſo häufigen Anführungen und Redensarten von dorther gequält, daß endlich beſchloſſen wurde, man wolle ein für allemal ſehen, was an der Sache ſei. Es wurde ein Abend beim Italiäner feſtgeſetzt, Schleiermacher, Reimer, Bernhardi, Adolf Müller, auch Marwitz und Schütz, wenn ich nicht irre, und noch einige Andre, kamen bei Thiermann zuſammen, ich gab einige Worte zur Einleitung, und las dann im Simpliciſſimus von Anfang ein tüchtiges Stück, und darauf aus der Mitte ſprungweiſe die würdigſten Kapitel,

mit einer Wirkung und einem Beifall, den ich mir nicht vorgestellt hatte, oft mußt' ich innehalten, um den Jubel und das Gelächter verbrausen zu lassen; man that sich in Florentinischen Weinen gütlich, aber noch mehr in Erschütterung des Zwerchfells, und besonders an Schleiermacher konnte man recht anschaulich wahrnehmen, was der deutsche Ausdruck: „Eine Lache aufschlagen" eigentlich bedeuten wolle. Mit gleicher Fröhlichkeit wurde auch dem Doppelroman ein solcher Abend gewidmet, und wenn manche Hörer, unter welchen auch nothwendig Schleiermacher sein mußte, zu mehreren persönlichen Anspielungen eben nicht einstimmen wollten, so wurden sie doch unwiderstehlich in den ironischen Humor fortgerissen, welchen das Ganze gebot, und der volleste, lauteste Jubel wurde selbst den Stücken, die man mißbilligte, zu Theil.

Die Gesellschaft bei Reimer war damals sehr belebt. Eine kleine Sommerwohnung im Thiergarten, die kaum für seine Familie ausreichte, nahm Abends die zahlreichsten Gäste auf, und eine Hauswirthschaft, welche in den Bedrängnissen der Zeit oft kaum für den andern Tag Rath wußte, bot immer noch Mittel genug, um Thee und Brod für die Abendgesellschaft nicht fehlen zu lassen; abwechselnd übernahm auch die Hofräthin Herz die Bewirthung, dann wieder Schleiermacher, die auch alle ihre Freunde zum Besuch dorthin beschieden. Marwitz und Schütz fanden sich hier ein, so oft sie vom Lande zur Stadt kamen, der Regierungsrath Schede, der als preußischer Beamter aus Kalisch vertrieben war, Redtel und sein Schwager, der nachherige Staatsrath Schulz, den ein gleiches Schicksal aus Franken hergeworfen hatte, ein seltsamer Karakter, der hinter mildem Ernst und anmuthiger Gelassenheit die bitterste Leidenschaft und Starrheit hegte, die in späteren Jahren durch wüthige Streitigkeiten mit seinen Vorgesetzten und Kollegen sich austobten, ferner Eichhorn, der nachherige Diplomat, und sein Freund von Bothmer, der in der Folge Kriegsdienste nahm, der Prediger Gaß, der liebenswürdige Solger, der Major Wilhelm von Röder, ein von Vaterlandsliebe und Franzosenhaß glühender Mann, und späterhin ein Haupteiferer im Tugend-

bunde; überhaupt war jeder willkommen, der ſich als Deutſcher, als Preuße gab; nur konnte es nicht verhindert werden, daß manchmal auch ein etwas räudiges Schaf in die Heerde kam, ein ſolches war der Kammerherr von Willknitz, ein reicher Edelmann und Landſtand der Kurmark, der aber bei feinſter und allgemeinſter franzöſiſcher Weltbildung von ſo was, wie Patriotismus, keine Ahndung hatte, ſondern als unverhohlener Egoiſt offen bekannte, König und Staat ſeien für ihn nicht da, und wenn er ſich mit ſeinen Gütern gut dabei ſtehe, könne ſeinethalb immerhin Napoleon die Mark behalten, wie er bald nachher ſogar gegen den Kaiſer ſelbſt, den er als Mitglied einer Deputation um Schonung des Landes anzuſprechen hatte, nicht Anſtand nahm zu äußern, von dieſem aber verdienterweiſe dafür barſch abgefertigt wurde. Die Gattinnen, Schweſtern und ſonſtige Befreundung dieſer Genoſſen brachten bunte Miſchung in die Geſellſchaft, an Spielen der Zu- und Abneigung war kein Mangel, noch weniger aber an Scherzen und Neckereien, die bisweilen zu kleinen Geſchichten wurden. Merkwürdig war es, daß ein paar junge Frauenzimmer, deren Werth übrigens nur ſchwach leuchtete, einen höheren dadurch anſprachen, daß ſie ſich in Schleiermacher förmlich verliebten, ihre kranke Leidenſchaft ohne Scheu zeigten, und ſo dem ausgezeichneten Mann eine Theilnahme abzugewinnen ſuchten, die ſchnurſtracks zur Ehe führen ſollte. Man gedachte dabei des Falles, wie eine Berlinerin ſich Jean Paul Richter'n mit ſanfter Gewaltthätigkeit zum Gatten angeeignet hatte, die Hofräthin Herz dachte ihren Freund aber nicht von ſolchen albernen Mädchen als guten Biſſen verſpeiſen zu laſſen, ſondern ſann für ihn ſchon auf beſſeres Eheloos, und die ſchmachtenden Fängerinnen wurden auf Jagdreviere, die ihnen gemäßer waren, hingewieſen.

Ich hatte während des Sommers eine raſche Reiſe nach Hamburg machen wollen; aber es waren dort einige Umſtände grade zu dieſer Zeit nicht günſtig, und der Beſuch wurde auf den Herbſt hinaus verlegt. Dagegen erhielt ich eine freundliche Aufforderung, in der Nähe auf dem Lande ein paar Tage des heißen Sommers zuzubringen. Marwitz

waltete in Friedersdorf, dem bedeutenden Rittergute ſeines Bruders, der ſelber fern in Preußen dem ſchon verzweifelten Kriege noch mit brennendem Eifer beiwohnte. Ungeachtet der Laſten und Leiden vom Feinde, unter welchen das ganze Land ſeufzte, war das herrſchaftliche Leben auf dem Gute noch reichlich genug ausgeſtattet, und Marwitz entbot ſeine Freunde in ſeine gaſtliche Einſamkeit. Schleiermacher befand ſich ſchon ſeit mehreren Tagen dort, und zwiſchen Arbeit und ländlichem Vergnügen ſehr behaglich. Nun machten auch Reimer, Adolf Müller und ich uns auf, um ebenfalls einige Tage dort zu bleiben, und dann mit Schleiermacher zurückzukehren. Den größern Theil des Weges, ſo weit wir der Straße nach Frankfurt an der Oder folgten, fuhren wir, den übrigen Theil, links ab über Landwege hin, legten wir zu Fuß zurück, und erreichten durch unerfreuliche Gegend und gewaltige Tageshitze noch früh genug, um durch ein nachträgliches Mittagsmahl uns erlaben zu können, den ſtattlichen Edelhof, der indeß weniger durch ſeine Gebäude, Gärten und Luſtanlagen ſogleich in die Augen fiel, als durch ſeine umliegenden, bis in den Oderbruch hinab ſich erſtreckenden und vortrefflich bewirthſchafteten Ländereien ſeinen gründlichen Werth nach und nach zu erkennen gab. Marwitz bemühte ſich, nach beſten Kräften den Wirth zu machen, wir lernten ſeine ganze Liebenswürdigkeit kennen; die Hülfsmittel der Gegend, welche wirklich gegen den Oderbruch hin einigen Reiz gewann, des Bemerkenswerthen, aus der in Bildern und Denkmalen vergegenwärtigten Geſchichte des Hauſes, die beſtehenden grundherrlichen und landwirthſchaftlichen Verhältniſſe, alles wurde betrachtet, beſprochen, was an Büchern und Kunſtſachen vorräthig war, daneben was Küche und Keller vermochte, mit Fröhlichkeit genoſſen. Nur hatten die erſten Stunden des Zuſammenſeins leider eine harte, ſchwere Verſtimmung dazwiſchen zu verarbeiten. Wir brachten nämlich die Berliner Zeitung und mit ihr die erſte zuverläſſige Nachricht von den Bedingungen des am 9. Juli zu Tilſit geſchloſſenen Friedens mit. Wir hatten ſchon in Berlin die Sache genug verhandelt, unſren Schmerz und unſre Wuth zur traurigen Faſſung hinabgeredet. Nun fanden wir mit

unſrer troſtloſen Gewißheit uns noch muthigen Hoffnungen, geſpannten Erwartungen gegenüber. Marwitz und Schleiermacher waren in Niedergeſchlagenheit ganz betäubt, als ſie dieſe ſchmachvollen Bedingungen der Reihe nach vernahmen; ſie hatten keine Gunſt des Siegers gehofft, ſondern großen Verluſt erwartet, aber auf dieſe Herabſetzung Preußens, auf ſo ungeheure Abtretungen und Verpflichtungen, in welche man willigen gemußt, auf ſolches Benehmen, wie das noch eben verbündete Rußland zeigte, waren ſie nicht gefaßt. Alle Plane und Ausſichten, die man für den ſchlimmſten Fall im Sinne gehabt, waren zerrüttet, man ſah keinen Boden mehr, denn ſelbſt das unbeſtimmte Verbleiben der Franzoſen auch in den Ländern, welche der König zurückerhalten ſollte, war ſchon ausgemacht, und dem kläglichſten Zuſtande kein Ende abzuſehen. Der Eindruck war bis zur Beſchämung abſchwächend, und drängte ſich zwiſchen allem Zerſtreuenden immer wieder vor, für uns Ankömmlinge noch beſonders peinlich, die wir uns das Mitgebrachte ſchon im voraus übel genug hatten ſchmecken laſſen. Geiſteskraft und Jugendmuth ſetzten ſich aber doch bald wieder ſoweit in's Freie, daß ſinnvolle, forſchende Geſpräche mit den gewöhnlichen Tagesdarbietungen abwechſeln und auch Scherzreden ſich wieder einfinden konnten. Laue Abende der köſtlichſten Art wurden bei Sternenflimmer im tiefen Schattendunkel hoher Bäume weit über die Mitternacht hinaus verlängert, und niemand mochte an's Schlafengehen denken, während die reinſte Luft die Bruſt erfriſchte, und die edelſten Gedanken über Natur, Welt, Geſchichte, Wiſſenſchaft und Poeſie ausgeſprochen wurden; denn Marwitz hatte den Willen und die Kraft, immer das Höchſte und Größte zur Sprache zu bringen, und auch Schleiermacher's oft hartnäckige Schweigſamkeit in ſchönen Redefluß aufzuthauen. Manche Stunde, des früheren Nachmittags etwa, im Garten oder Saal, wurde auch dem Vorleſen gewidmet. Glückliche Ueberſetzungen aus griechiſchen Schriftſtellern hatte Marwitz verſucht, eigne Abhandlungen philoſophiſch-geſchichtlicher Art verfaßt, dann kamen Sachen von Goethe an die Reihe, der Aufſatz unter andern von den Gemählden Polygnot's zu Delphi, deſſen

Inhalt mit Begeiſterung gehegt und verarbeitet wurde. Der neuſte Zuwachs des Doppelromans, der mitgenommen worden war, um nach Zeit und Stimmung ihm vielleicht ein Kapitel zuzulegen, gab auch ſeinen Theil zur Unterhaltung. So vergingen mehrere Tage in einem wahrhaft erhöhten und befriedigten Daſein, dem zuletzt auch das politiſche Ungethüm des heilloſen Tilſiter Vertrags nicht viel mehr anhaben konnte. Wenn etwas im Innern dieſes kleinen Kreiſes hätte ſtören können, ſo wäre es nur eine gewiſſe unangenehme Reizbarkeit Schleiermacher's geweſen, die er gegen mich zu haben begann, und von der einige ſchnöde Ausbrüche mir damals zuerſt auffielen. Er hatte zwar ſchon längere Zeit vieles gegen mich, es ſchien ihn manches zu verdrießen, ſowohl in meinem guten als auch in meinem ſchlechten Vernehmen mit ſeinen näheren Freunden, allein er bezeigte mir es nicht. Jetzt aber ließ er ſich in einzelnen Augenblicken unwillkürlich gehen, und ſuchte mich bisweilen mit meinen Behauptungen ſo recht eigentlich abzukappen, in manchen Fällen gewiß ganz unverdient, ſo daß wir ihn deßhalb mit Verwunderung anſahen. Ich glaube faſt, daß ihm auch meine politiſche Geſinnung nicht genügt, und manche meiner übermüthigen Aeußerungen ihm, jedoch mit größtem Unrecht, den Verdacht gegeben habe, ich könne auch allenfalls zu den Franzoſen mich bequemen, und es iſt möglich, daß ich über ſeine Niedergeſchlagenheit, obgleich mein Schmerz gewiß nicht geringer war als der ſeine, mich zu raſch und überlegen hinweggeſetzt habe. Seine ſcharfen Ausfälle, die indeß nur einzeln blieben und ſein übriges Benehmen gegen mich nicht veränderten, hatten darum keine wirkliche Störung zur Folge, weil ich ſie nur abgleiten ließ, und mehr ihre Wunderlichkeit zu begreifen ſuchte, als ihre Spitzen zurückwerfen wollte. Von verehrten, geiſthohen Perſonen habe ich dergleichen einzelne Feindlichkeit wohl öfters gelaſſen ertragen, ohne mich des Rechtes der Gegenwehr zu bedienen, oder auch nur die Klage zu führen, daß mir Unrecht geſchehen ſei, und nur einmal erinnere ich mich, daß es mich große Ueberwindung koſtete, eine verletzende Ungebühr von Friedrich Schlegel hinzunehmen, und die Vollbetrachtung ſeines Werthes in meinem

Innern gegen die gerechte Empfindlichkeit zu dem großmüthigen Entſchluſſe zu ſteigern, daß ich ihm verzeihen wolle. Welcherlei Geringfügigkeiten aber Schleiermacher aufgriff, um ſeiner bittern Laune gegen mich Luft zu machen, kann folgendes Beiſpiel zeigen, das mir beſonders erinnerlich geblieben iſt. Mir war im gewöhnlichen Geſpräch, ganz harmlos und flüchtig, als von maroden Soldaten die Rede war, die Bemerkung entſchlüpft, dieſer Ausdruck werde im Simpliciſſimus ganz eigen abgeleitet, nämlich von einem kaiſerlichen Regimente von Merode, deſſen Leute wenig vor dem Feinde, aber ſo häufig auf allen Landſtraßen und in allen Quartieren rückwärts zu finden waren, daß, wo man einen ſolchen Nachzügler antraf, man ſchon im voraus wußte, der ſei von Merode, und daher die ganze Gattung nur Merodebrüder genannt habe. Dieſe Bemerkung ſchaltete ſich zwanglos ein, man konnte ihr den Platz gönnen, man konnte ſie auch fallen laſſen, es war ganz gleichgültig. Mit hitzigem Eifer aber fuhr Schleiermacher dagegen los, widerſprach der Zuläſſigkeit dieſer Etymologie, und tadelte mich hart, wie ich nur ſo aberwitziges Zeug aufſtellen könne, da ſei ich einmal wieder ohne Sinn und Ordnung verfahren, kurz, ich wurde gleichſam in ein gewaltiges Vergehen geſtellt, wodurch zugleich ein Zuſammenhang mit früheren Sünden angedeutet und mir eine tiefe Zerknirſchung aufgebürdet werden ſollte. Ich hatte jene Ableitung indeß gar nicht behauptet, ſondern nur erzählt, aber ſelbſt wenn ich ſie heftig und mit Eigenſinn verfochten hätte, würde ich mich darum noch nicht als ein ſo ſtrafbarer Beleidiger des Sinnes und der Ordnung gefühlt haben, der auf den rechten Weg müſſe zurückgeſcholten werden! Ich ſah vielmehr in dieſer auffahrenden Hitze einen Mangel ſittlichen Maßes, und die Andern ſchienen Aehnliches zu empfinden; nachdem ich Schleiermacher'n beſcheiden, doch trocken genug, erwiedert, er ſolle das nicht mit mir, ſondern mit dem Simpliciſſimus ſelber abmachen, ſetzte ſich das Geſpräch über die Geſchichten und Schnurren jenes Romans munter fort. Keine Spur von Verſtimmung haftete, und auch Schleiermacher befand ſich leicht wieder im freundlichſten Geleiſe. Indem ich dieſes

niederschreibe, fällt mir noch ein andres Geschichtchen dieser Art ein, das ich erzählen muß. Aus dem Lesen altdeutscher Bücher waren mir manche alterthümliche Ausdrücke und Formen geläufig, und ich brachte sie zuweilen anstatt der gewöhnlicheren im Gespräch mit an. So sagte ich ohne Umlaut, nicht nur „es kommt", was auch bei Andern schon häufiger gehört wird, als „es kömmt", sondern auch eben so gern „fallt, fahrt, schlagt, tragt", wo freilich jetzt Gebrauch und Regel „fällt, fährt" u. s. w. verlangen. Hierüber schalt mich Schleiermacher mit beißenden Worten, und um mich recht zu beschämen, meinte er, die Juden sprächen so, und es hätten schon Leute wegen meines Mitmachens dieser kauderwelschen Art ihn gefragt, ob ich denn ein Jude sei? Dieser Verdacht aber, der mich ganz niederdonnern sollte, war mir nur zum Vergnügen, ich lachte herzlich darüber und sagte, das sei so was Böses nicht und wir beide hätten ja gemeinsame Freunde und Freundinnen — ich nannte insbesondere Henriette Herz —, von denen wir, weil der Pöbel sie so schimpfen könne, nicht geringer dächten. Diesmal war Schleiermacher der Abgefertigte. Der Sprachstreit über diese Formen aber dauerte noch späthin fort, und gab in unsrem Kreise noch mehrmals zu Erörterungen und Neckereien Anlaß, die mich indeß nicht irre machten. Lange nachher, beim Wiedersehen nach einer Abwesenheit, in welcher sich viel an mir verändert hatte, fragte mich Chamisso mit Lustigkeit: „Sagst du noch es fallt?" — Wie's fällt! erwiederte ich.

Als wir Gäste endlich wieder abziehen wollten, mußte ich dennoch einen tief verstimmenden Eindruck hinnehmen, den ich aber in mir verschloß. Wir hatten zum bestimmten Tag einen Wagen aus Berlin nach Müncheberg bestellt, bis dahin wollten wir zu Fuß wandern. Dies aber gab Marwitz nicht zu, sondern nöthigte uns für diesen Theil des Weges sein Fuhrwerk anzunehmen. Worin aber bestand dieses? Den Wagen freilich gab er selbst, den Vorspann aber mußten die Bauern liefern, vier Pferde wurden eben so vielen Landleuten in der Zeit der dringendsten Feldarbeit zur Frohnfuhre für die Herrschaft abgefordert, und als einige Beschwerde darüber und sogar eine halbdreiste Erkundigung, wie so diese

offenbar nicht landwirthſchaftliche Leiſtung jetzt von ihnen gefordert werde, unter den Bauern laut wurde, bedeutete man ihnen gebieteriſch, ſie ſollten „zur Tanzfuhre“ anſpannen, denn allerdings waren ſie durch ein altes Herkommen verbunden, wenn die Herrſchaft zum Tanz fahre, ſie mit vier Pferden hin und zurück zu ſchaffen. Die herrſchaftliche Berechtigung war ſchon drückend genug, in dieſem Fall aber die Anwendung eine ſo ungerechte als unwahre, und die armen Leute, die doch klar vor Augen hatten, daß nicht die Herrſchaft und eben ſo wenig zum Tanze gefahren wurde, mußten ſich unter das Uebergewicht des trotzig entgegengehaltenen Namens beugen, deſſen ſonſtige Gültigkeit ſie nicht beſtreiten wollten, gegen deſſen augenſcheinlichen Mißbrauch hier aber ſich zu empören ihnen jedes Hülfsmittel fehlte. So kamen wir alſo mit der Tanzfuhre, über die noch genug geſcherzt wurde, nach Müncheberg, wo wir die guten Leute, die mit ihren Pferden einen ganzen Arbeitstag verſäumt und dabei möglichſt knapp von Mitgenommenem gezehrt hatten, durch reichliches Trinkgeld einigermaßen ſchadlos hielten. Daß dergleichen drückende Verhältniſſe und Mißbräuche, die auf dem armen Volke laſteten, zerſtört würden, fand ich an dieſem Beiſpiele wieder recht wünſchenswerth, und pries im Stillen die franzöſiſche Revolution, die ſolche verfaulte Ueberbleibſel am kräftigſten zu zertrümmern angefangen hatte, und noch durch Napoleon's Siege, in dieſem Betracht heilſam, zu zertrümmern fortfuhr. Auch dieſe Bauern würden erleichtert, auch dieſe Edelleute gedemüthigt werden, vertraute ich feſt, und die hohe, feine Bildung eines edlen Ritterthums, das freie, behagliche Daſein eines vornehmen Lebens, wie ich es doch mir ſelbſt wünſchte und als Element ſuchte, wurde mir zuwider, wenn ich mir denken ſollte, daß ihm ſolche Mißverhältniſſe zur Grundlage nothwendig ſeien.

Berlin empfand von dem Frieden nichts. Eine theilweiſe verſuchte Fenſterbeleuchtung in mehreren Straßen der Stadt gab ein ſchlechtes Bild dürftiger Freude, wo in der That mehr Urſache zum tiefſten Schmerze vorhanden war. Einige preußiſche Offiziere hatten ſich die Befriedigung nicht

versagt, ihre bis dahin geächtete Uniform wieder anzulegen, allein schnell belehrte ein strenges Verbot des französischen Kommandanten die Voreiligen, daß hier noch niemand sich unterstehen dürfe, wieder ein Preuße zu sein. Französische Verwaltung, französische Besatzung, die letztere noch die wenigst feindliche, setzten ihr Wesen fort, als habe der Krieg noch nicht aufgehört; sie richteten sich auf längere Zeit nur noch bequemer und drückender ein, und verhehlten es nicht, daß sie nun erst recht alle Hülfsmittel des Landes noch erschöpfen wollten. Vorstellungen der städtischen Behörden, der ständischen Körperschaften, der Gemeinden, nichts fruchtete, die Lasten stiegen in's Ungeheure, der Baron Bignon wetteiferte in scharfer und unerbittlicher Ausübung seines Amtes mit dem Grafen Daru, mit beiden die Befehlshaber und die Verpflegungsbeamten der Truppen, die zahlreich angehäuft und in beständiger Bewegung erhalten waren. In dieser Zeit des Jammers fühlte man sich gewaltsam auf das geistige Leben hingeworfen, man vereinte und ergötzte sich in Ideen und Empfindungen, welche das Gegentheil dieser Wirklichkeit sein wollten. Nicht wenig verstärkt wurde dieser Sinn durch das Wiedererscheinen Fichte's, der von Königsberg über Kopenhagen nach Berlin unerwartet gegen Ende des August zurückkam. Er hatte geglaubt, nach dem ausgesprochenen Frieden nicht länger schicklich bei der Königsberger Universität als Gast verweilen zu dürfen, und seinen weitern Beruf jetzt auf der alten Stätte abwarten zu müssen. Eine öffentliche Thätigkeit freilich war für den Augenblick nicht abzusehen, auch schloß er sich gern in die Abgeschiedenheit einer mitten im George'schen Garten anmuthig gelegenen Wohnung ein, nur bewährten Freunden zugänglich. Außerordentlich freuten wir uns seiner hellen, kräftigenden Gegenwart, seiner unerschütterlichen Denkart und seiner festen Zuversicht. Bernhardi, Wilhelm von Schütz und ich hielten uns treulich zu ihm. Fichte hatte viel von dem Königsberger Aufenthalte zu erzählen, unsre Ansichten und Urtheile über Ereignisse und Personen empfingen neues Licht. Unter andern brachte er die Zeitschrift Vesta mit, welche von ihm selbst anziehende Aufsätze über den Macchiavelli enthielt, und uns in den

Herausgebern von Schrötter und von Schenkendorf zwei eifrige Kämpfer kennen lehrte, von welchen die deutſche Sache ſich noch manches verſprechen durfte. Auch die Anfänge des nachher ſo berühmten Tugendbundes, oder ſittlich-wiſſenſchaftlichen Vereins, wie er eigentlich hieß, lagen hier ſchon verknüpft, wurden aber in vorſichtiger Heimlichkeit nur dunkel angedeutet. Lebhafter und tagfreudiger ſtrahlte uns ein Gedicht an, das Fichte gleichfalls mitgebracht hatte, und mit ſeinem gewaltigen Nachdruck bedeutend vorlas. Es war eine dem ruſſiſchen Kaiſer bei ſeinem Einzug in Königsberg gedruckt überreichte Ode, worin der Geiſt Friedrich's des Großen die tröſtlichſten Verheißungen in den ſtärkſten Bildern ausſprach. Wenn wir Strophen hörten wie dieſe:

Doch trifft von niemals fehlendem Bogen, doch
Der Rache Pfeil die Ferſe Napoleon's,
Und wär' er dreimal, wie ſein frevelnd
Herz, in der Stygiſchen Fluth gebadet.

ſo fühlten wir die zwiefachen Schauer der poetiſchen Macht und der politiſchen Kühnheit, und ſahen die Poeſie gleich einem Krieger zum Tode gerüſtet die wirklichſten und unmittelbar nächſten Gefahren muthig durchwandern. Denn der unglückliche Palm war um nicht Größeres erſchoſſen worden, und Napoleon's Haß und Grimm ſah in dem Feinde niemals einen Edeln, mit dem ein glimpflicheres Verfahren geboten ſein könnte, ſondern ſtets nur den gemeinen Gegner, deſſen man ſich möglichſt raſch und kurz entledigt. Wir fragten begierig nach dem Verfaſſer und hörten, als ſolcher bekenne ſich ohne Hehl der Geheime Ober-Finanzrath Stägemann in Königsberg, bisher nur als Dichter in Scherz- und Liebesgeſängen bekannt, jetzt aber in höherem Schwunge ſein glückliches Talent dem Vaterlande weihend, ein Mann von unanſehnlichem Aeußern, auf zwei mißgeſtaltenen Füßen ſchwierig einhergehend, aber ein vortrefflicher Kopf, auch in Staatsgeſchäften als ſolcher gerühmt. Wir riefen ihm Heil und Segen zu, und gelobten es uns wechſelsweiſe, wer von uns die Gelegenheit haben würde, ihn perſönlich zu ſehen, ſolle zu ihm gehen, ihm von dieſer begeiſterten Stunde ſagen, und ihm in unſer Aller Namen

für die Freude danken, die wir durch sein Gedicht empfunden. Wir nahmen übrigens Abschrift von diesem, und gaben ihm unter der Hand nah und fern möglichste Verbreitung.

Ein Kern wackrer Offiziere, die nur auf die Gelegenheit warteten, um für so viel erlittene und von ihnen selbst grade am wenigsten verdiente Schmach des preußischen Namens eine ruhmvolle Vergeltung zu nehmen, gestaltete sich unter den Einwirkungen des Tugendbundes immer fester, und in dem Reimer'schen Kreise konnte mir manches von diesem Streben nicht entgehen, ohne daß man mich unmittelbar hineinzuziehen versuchte. Auch in dem Ehegatten von Henriette Hübschmann, Herrn von Bardeleben, fand ich einen solchen Eiferer, der in anscheinender ländlichen Ruhe zu Charlottenburg, wo ich ihn ein paarmal besuchte, ganz in politischen und militairischen Gedanken lebte, und sich großen Gefahren aussetzte, um den gemeinsamen Zweck zu verfolgen. Jede gute Gesinnung wurde herbeigezogen und befestigt, jeder gute Willen, jedes einst brauchbare Hülfsmittel sorgfältig wahrgenommen, dabei der Gang der großen Ereignisse aufmerksam beobachtet und jeder Nachtheil des Feindes begierig hervorgehoben. Dieser vereinten, von so vielen Seiten mit unzerstörbarer Zuversicht und Beharrlichkeit fortgesetzten Arbeit, die in den engsten Schranken und mit den dürftigsten Mitteln gegen die Riesenmacht Napoleon's zu wirken unternahm, diesen im Stillen genährten und geweckten Kräften war es doch zu danken, daß die Flamme des Vaterlandes auch in der größten Verdunkelung nie ganz erlosch, und ihre vorbereiteten Stoffe in der Folge sogleich erfassen konnte. Allein diese Eingeweihten und Entschlossenen waren verhältnißmäßig doch immer nur eine kleine Schaar aus den Tausenden von Offizieren, die durch Zertrümmerung des preußischen Heeres dienstlos in die Welt versprengt waren. Die wenigen Truppen, welche Preußen nach dem Frieden von Tilsit in seinen traurigen Umständen noch behalten konnte, bedurften nicht des zehnten Theils der ehemaligen Offiziere, und waren für den Augenblick sogar überfüllt. Die große Menge mußte sich andere Auswege suchen, und es fehlte nicht an merkwürdigen Beispielen, was alles aus einem preußischen Offi-

zier werden könne. Die Meiſten jedoch wollten oder mußten bei dem gewohnten Handwerke bleiben, und wenn auch die Schande, noch während des Krieges ohne Abſchied als Meineidige in die Reihen des Feindes übergetreten zu ſein, im Ganzen nur auf denjenigen ruhte, die das von dem Fürſten von Yſenburg für den Dienſt Napoleon's aus preußiſchen Kriegsgefangenen errichtete Regiment bilden halfen, ſo war doch jetzt nach geſchloſſenem Frieden der Drang allgemein, wo nicht unter feindlichen, doch unter fremden Fahnen ein Unterkommen zu ſuchen. Geburt und Verhältniſſe, ſeltner freie Wahl, führten eine beträchtliche Anzahl in den Dienſt des neugegründeten Königreichs Weſtphalen; andre fanden Anſtellung im Großherzogthum Berg, im Königreich Sachſen, im Herzogthum Warſchau; die ſüddeutſchen Staaten, welche der Rheinbund zu größeren militairiſchen Anſtrengungen nöthigte, nahmen gern aus der preußiſchen Pflanzſchule, wo man Zucht und Fertigkeit einheimiſch wußte, die eingeübten Exerziermeiſter und Dienſtordner, deren ſie bedurften. Beſonders nach Baden und Würtemberg kamen in dieſer Zeit manche Männer, die nachher dort ein ausgezeichnetes Glück gemacht. Ich wüßte kaum, daß damals gleicherweiſe ein Zug nach Oeſterreich ſtattgefunden hätte, eine vererbte Abneigung lieh dieſem Lande in dem preußiſchen Sinne noch zu viel Feindliches, das erſt einige Jahre ſpäter ſich einigermaßen verſöhnen wollte.

Das Verhältniß dieſer Geſchicke trat mir perſönlich näher durch die Bekanntſchaft, welche ich mit einem würtembergiſchen Rittmeiſter, Auguſt von Zieten, machte. Derſelbe war nicht ganz in einem der angeführten Fälle, aber in einem für ſein Gefühl faſt ſchlimmern. Er hatte früher in einem preußiſchen Huſarenregimente gedient, aber lange vor dem Kriege ſeinen Abſchied genommen, aus jugendlicher Unruhe und romantiſcher Luſt. Ein ſchöner, lebensmuthiger, kräftiger Mann, von aufſtrebendem Geiſte, für Kunſt und Künſtlerleben entbrannt, mit guten Kenntniſſen der Muſik und einer überaus ſchönen Tenorſtimme begabt, war er bereits manche Gunſt und Ungunſt bewegter Tage durchgangen, als er in Weimar, unter Goethe's Augen und Geiſteseinfluß, ſich der Schauſpielkunſt

widmete, und unter dem Namen Liberati, welcher die Bedeutung seiner neuen Lebensstufe bezeichnen sollte, die dortige Bühne betrat. Er meinte, diesen Beruf in seiner ganzen Würde zu entfalten, und verband die höchsten Vorstellungen damit. Unglücklicherweise entsprach sein Talent dem guten Willen keineswegs, er mußte geraume Zeit in untergeordneter Sphäre sich abmühen, und die Meisterschaft schien nur grade da, wo er sie am wenigsten verlangte, in komischen Rollen, seinen Bestrebungen erreichbar. Unterdessen hatte seine Familie nicht versäumt, ihn wieder in die Laufbahn zurück zu rufen, die seinem Namen die einzig angemessene schien, eine Stelle als Rittmeister im würtembergischen Dienste wurde ihm durch Verbindungen verschafft, und im Verdruß über den geringen Fortgang seines theatralischen Streben nahm er sie an. Der Krieg fand ihn in diesen Verhältnissen und führte ihn zum Kampfe gegen seine Landsleute, seine ehemaligen Kameraden. Zwar hatte Zieten kaum den Degen aus der Scheide ziehen dürfen, da in Schlesien, wohin die Würtemberger zogen, seine Waffe beim Angriff gegen Festungen wenig zu thun hatte; aber dennoch blieb es ihm ein heimlicher Stachel, daß er gegen Preußen im Felde gestanden habe. Jetzt kam er zwar nach Berlin, um Vater und Bruder, die ganz ohne Hülfsmittel waren, gleichfalls für den würtembergischen Dienst in erhöhtem Rang anzuwerben, welches auch sehr vortheilhaft für Beide zu Stande kam; allein er gestand uns heimlich ein, daß er für sich selbst nur daran denke, diesen Dienst, wiewohl ihm derselbe durch besondere Gunst eine außerordentliche Beförderung verhieß, bei erster Gelegenheit wieder aufzugeben, und es neuerdings mit der Kunst zu versuchen, für die er, entfernt von ihrer Ausübung, um so leichter wieder Talent und Neigung fühlte, und seine Anlagen durch die Zwischenzeit gereift fühlte. Ich sah ihn bei Bernhardi, mit welchem er von früheren Jahren her, da beide mit Leidenschaft dem Theater nachhingen, innig vertraut war, und eine Reihe muntrer Tage, wo seine Liebenswürdigkeit, sein edles Gemüth und menschenfreundlicher Sinn ununterbrochen sich bewährten, verflocht auch mich mit ihm in die Bande der herzlichsten Zuneigung. Ein sorgloser Leichtsinn

Digitized by Google

und ein damit verbundener Mangel an strengem Urtheil und ausdauerndem Entschluß hat seinen schönen Eigenschaften fortwährend Schaden gethan, ihn die Gelegenheit und Aufforderung des Jahres 1813 unglücklich versäumen lassen, und so fortwährend in ein gewöhnliches, geplagtes und fruchtloses Theaterleben gebannt gehalten, aus dem er nie aufhörte, in ein edleres, wirksames Kunstleben emporzuringen. Noch will ich hier gedenken, daß meine Gegenwart dem neuen Freunde zu Charlottenburg, im Kreise seiner Angehörigen, wo unter schönen und liebreichen Geschwistern die heitersten Stunden bei Gesang und Zitterspiel dahinschwanden, zum Schutz und Heil wurde, indem sie noch eben zu rechter Zeit eine Arznei von ihm abwandte, die gegen ein leichtes Erkältungsübel ihm von der Hand einer liebevoll bemühten Schwester dargeboten wurde; sie hatte gehört, eine bezeichnete Flasche in einer Reiseapotheke enthalte das erforderliche Mittel, sie füllte arglos einen Eßlöffel voll, und eben sollte dies verschluckt werden, als ich entdeckte, daß es Opiumtinktur sei, und diese nun bloß tropfenweise nehmen ließ.

Wilhelm von Schütz war in dieser Zeit bemüht, ideale Erkenntnisse in Dichtung auszubilden, und wählte dafür unter andern die Form des antiken Dramas, die er aber unglücklicherweise nicht den ursprünglichen griechischen Vorbildern absah, sondern den ungenügendsten Uebersetzungen, und namentlich wurde der Sophokles von Ast sein Grund- und Hauptbuch. Die harte, verrenkte Sprache, den in genauer Nachahmung erstarrten Versbau, kurz alle zufälligen Gebrechen dieser einzelnen Uebersetzung nahm er sich zum Muster, und arbeitete so mit Fleiß und Sorgfalt wahre Mißgebilde aus, die zwar wegen darüber schwebender Ideen den Geist im Allgemeinen wohl ansprachen, und insonderheit von Fichte und Bernhardi mit großer Zärtlichkeit aufgenommen wurden, auch durch viele glückliche Bilder und lebensreiche Ausdrücke ächten Dichtersinn bezeugten, aber doch als wahre Kunstgestalten in keiner Weise bestehen konnten. Die Tragödie Niobe war schon gedruckt und sollte, wie im Vertrauen gesagt wurde, einen Strahl der Wissenschaftslehre in sich tragen, von dem man nun erwartete, ob und wie er

in den Gemüthern leuchten würde. Schon aber war Schütz mit einer zweiten Tragödie dieser Art, die Gräfin von Gleichen, weit vorgerückt und sogar schon mit einer dritten beschäftigt, wozu Charlotte Corday die Heldin war, und das Pariser Volk den antiken Chor vorstellte. Ich hatte gleich gegen diese Richtung vieles einzuwenden, besonders auch gegen die metrische Bearbeitung und prosodische Willkür. Da jedoch Schütz, wenn er vom Lande auf kurze Zeit zur Stadt kam, ganz von diesen Dingen erfüllt und mit dem schönsten Feuer seines damals noch jugendlichen Strebens darin thätig war, die Freunde zu heitrer Theilnahme stimmte, und zu mannigfachen Verhandlungen, die niemals unangenehm wurden, den besten Anlaß gab, so hatten wir von seiner verfehlten Arbeit dennoch günstigen Eindruck und erwünschten Ertrag. Seinen kleineren Gedichten, Romanzen und Liedern konnten wir dagegen größtentheils unsern vollen Beifall widmen, denn obgleich er auch hier die Poesie bisweilen als bloßes Gefäß eines mystischen Inhalts gebrauchen wollte, so wurde ihm doch gegen die Absicht meist freie Poesie daraus, nur konnte er sich von der Sprachquälerei, die ihm der Ast'sche Sophokles angethan hatte, nie ganz erholen.

Ich betrieb meine Studien eifrig genug, besonders fehlte ich nicht im Krankenhause der Charité, wo es wirkliche Dinge zu sehen gab, und eingreifende Thätigkeit wenigstens mit prüfendem Antheil zu begleiten war. Nur die trocknen Vorlesungen, wo das Unnütze, Leere und Falsche mir täglich zu wachsen schien, wurden mir zu langweilig, und ich versäumte sie mehr und mehr, nicht aus lässiger, sondern aus wackerer Stimmung. Besonders mußt' ich die theoretischen Vorträge verabscheuen, die eigentlich dem Besuch am Krankenbette zur Leitung dienen sollten, und in welchen der Professor Horn die mißlichen, schlechtgefaßten und verquälten Lehrsätze des Brown'schen Systems auf die geistloseste, trübste Weise den Erscheinungen und Thatsachen anzuhängen suchte, die gleich im Saale nebenan dem Sinn und Geist ganz andre Ansprache und Aussprüche lebendig darreichten! Ich habe nie begreifen können, wie so dieser nachher zum Geheimen Rath beförderte Arzt in der Stadt zu so großem Ruf und

ausgebreiteter Praxis hat gelangen können, denn auch nach einer Zwiſchenzeit von mehr als zwanzig Jahren habe ich ihn ganz als denſelben Mann wiedergeſehen, der mir ehemals ſo ſchauderhafte Eindrücke gegeben, und dieſe auch jetzt noch erneuerte. Seine dürftige und in manchem Betreff gradezu verkehrte Lehrart bewirkte für mich die vortheilhafte Wendung, daß ich am Krankenbette bemüht war, vor allem die Krankheit unmittelbar zu mir ſprechen zu laſſen, die Bücher und Vorleſungen im Bewußtſein zu verdecken, und nur den reinen Eindruck der Naturerſcheinung aufzunehmen, zu deſſen Aufnahme und Würdigung der Sinn durch gehörige Sachkenntniſſe allerdings vorbereitet ſein mußte. In dieſer Art von praktiſchem Anſchauen und Verſtändniß hätte ich es wahrſcheinlich ſehr weit gebracht, wenn ich Arzt geblieben wäre, einige Verſuche am Krankenbette, denen ich mich bei meinen Wirthsleuten und andern nachbarlichen Bekannten trotz alles meines Widerſtrebens gar nicht entziehen konnte, gelangen mir ſehr glücklich, und ich war jedesmal einer Art von Eingebung gefolgt, wozu die aufzeigbaren Gründe ſich erſt hinterher fanden.

Der Mangel eines gründlichen Lehrers in dieſen Studien war mir doch ſehr empfindlich, auch verurſachten mir die Zerſtreuungen meines Berliner Lebens manche Laſt, der Kreis der Freunde gewährte wenig Befriedigung, Harſcher und Chamiſſo blieben aus, Adolph Müller ſchickte ſich zur Reiſe nach Paris an, Bekker ging als Hauslehrer zu Herrn von Wülknitz auf's Land, Neumann lebte die freudeloſeſten Tage in fürerſt noch ertragloſer Arbeit am Machiavelli ſtumm neben mir an, und Schleiermacher wurde ſtets unfreundlicher, nicht bloß gegen mich, ſondern gegen ſeine ganze Umgebung. An die Errichtung der gehofften Univerſität war nicht zu denken, ſolange der Feind im Lande blieb und deſſen Kräfte aufzehrte oder lähmte.

Der Zuſtand von Berlin wurde täglich trauriger, immer mehr Menſchen ſahen ihre Einkünfte verſiegen, ihre Nahrung knapper werden, die Kaſſen zahlten nicht, die ausgeliehenen Kapitalien brachten keine Zinſen, überall ſah man ängſtliche Verlegenheit und dringende Noth. Mir kam ſehr leicht der

Gedanke, daß ich dieser Trübsal durch einen raschen Entschluß völlig entgehen könne, daß meine Lebensplane mich eigentlich zu einer wirklichen Universität drängten, und daß ein andrer Ort mir in vieler Hinsicht zum Vortheil gereichen müßte; hiezu kam der lebhafte Wunsch, meinen hamburgischen Verhältnissen näher zu sein, und allen diesen Betrachtungen erschien die Universität Kiel, welche auch wegen ihrer medizinischen Lehrer sehr gerühmt wurde, am glücklichsten zu entsprechen. Als ich die Absicht aussprach, zum Winter dorthin zu reisen, empfing ich von Hamburg die freudigsten Aeußerungen, aber in Berlin vereinigten sich alle Stimmen, mir die Sache auszureden. Besonders wurde Schleiermacher ganz liebevoll, verhieß mir in kurzem eine Universität in Berlin, rühmte meine bisherige Beharrlichkeit, und meinte, wir hallischen Vertriebenen gehörten doch wesentlich zusammen und müßten so lange als möglich vereinigt bleiben. Seine freundlichen Worte, die mir zugleich einen festen Anhalt für das tiefgefühlte Bedürfniß meines Geistes und Gemüths neu zu eröffnen schienen, machten großen Eindruck auf mich, und hatten mich im Grunde gleich gewonnen, wiewohl ich noch keine Zusage ertheilen wollte. Ich behielt mir vor, die völlige Entscheidung erst in Hamburg zu fassen, denn dorthin während der Ferien zu reisen, ließ ich mir nicht nehmen. Nennhausen lag von diesem Wege nicht zu sehr ab, Neumann wollte mich bis dahin auf einige Tage begleiten, während welcher ein ihm geschehener Antrag, bei den Grafen von Redern als Erzieher einzutreten, zum Schlusse kommen sollte, und Chamisso, der nun doch ernstlicher seine Rückkehr nach Deutschland ankündigte, war angewiesen, zur festgesetzten Zeit bei Fouqué einzutreffen, um dann mit mir weiter nach Hamburg zu wallfahrten, wo man seiner als willkommenen Gastes schon harrte.

Ehe wir uns aufmachten, kam noch unerwartet Freund Harscher von Halle, vorzüglich in der Absicht, seinen geliebten Adolph Müller noch zu sehen, bevor derselbe in größere Ferne rückte. Sein Erscheinen verursachte mir die herzlichste Freude, konnte jedoch mein Vorhaben nicht stören, besonders da er selbst, auch im Fall er für den Winter

ſeinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen ſich entſchlöſſe, doch vorher nach Halle auf einige Zeit zurückkehren wollte, wohin auch Schleiermacher zu reiſen gedachte, um ſeine Auswanderung von dort nach Berlin deſto gründlicher abzumachen. Auch Wolf's Tochter ſollte von Halle mitkommen, und noch andre Freunde und Freundinnen ſuchten der nunmehr zum verhaßten, aus preußiſcher, heſſiſcher, braunſchweigiſcher und hannöverſcher Länderbeute errichteten Königreiche Weſtphalen gehörigen und ganz verwaiſeten Stadt ſo viel als möglich zu entgehen. Harſcher zeigte die größte Anhänglichkeit an den halliſchen Kreis, und erklärte gradezu, daß er keine andre Heimath habe, noch haben wolle, und bei Verſetzung jenes Kreiſes nach Berlin nicht zurückbleiben werde. Jedoch wurden ſchon damals die Spuren eines Widerſtreites merkbar, in welchem er die vertraulichſte Innigkeit und die geſpannteſte Entfernung wechſeln ließ und faſt zu gleicher Zeit hegen konnte. Seine krankhaften Zuſtände ſtimmten ihn ſehr reizbar, er machte übertriebene Forderungen, und lauerte und rechnete argwöhniſch, ob und wie ſie erfüllt würden, dann warf ihn der Mißmuth faſt auf ſich ſelber zurück, und ſeine Vorſätze und Zuſagen vernichteten und erneuerten ſich nach den kleinſten Zufällen. Es war durchaus zweifelhaft, ob er, einmal nach Halle zurückgekehrt, nicht dort ſitzen bleiben und anſtatt den lebensmuthigen Menſchen auf neue Bahn zu folgen, nicht der düſtern abgeſtorbenen Oertlichkeit ſich treu erweiſen würde.

Im Anfange des Oktobers wanderten Neumann und ich nach Nennhauſen, wo wir, ungeachtet franzöſiſche Einquartirung das Schloß wie das Dorf beläſtigte, die beſte Aufnahme fanden. Ich hatte bei Frau von Fouqué in der Zwiſchenzeit ſehr gewonnen, und ſie bezeigte mir gern die dankbare Neigung, die ich mir durch ſtreitbare Fürſorge für eines ihrer Kinder bei ihr verdient hatte. Ich muß den Vorfall erzählen, weil er meine damalige Art, wenn auch gar nicht zu meinen Gunſten, getreu abbildet. Frau von Fouqué ließ in Berlin den zweiten Theil ihres Romans Roderich drucken, und ich übernahm ſtatt Bernhardi's, der zu nachläſſig dabei verfuhr, die Durchſicht der Probebogen.

Gleich auf dem ersten, welchen ich zugesandt erhielt, fand ich zu meinem Erstaunen eine beigeschriebene Bemerkung des Vorstehers der Druckerei, welcher auf einige Sprachschnitzer der Verfasserin aufmerksam machte und hinzufügte, daß in dem Roman überhaupt eine abentheuerliche und läppische Phantasie herrsche. Daß dieser Mensch die heilige Sache der Poesie so frevelhaft antastete, daß er mit seinen Urtheilen so unberufen hervortrat, und sie gleichsam an mich wandte, das forderte Strafe und Rache. In vollem Grimme schrieb ich unter seine Bemerkung, er solle sich um die Druckfehler kümmern, den Preßbengel ginge der Inhalt nichts an, überdies sei es allzu lächerlich, wenn ein Esel über lange Ohren spotte, wer selber Schnitzer mache — unglücklicherweise war er in einen verfallen — dürfe sich über fremde nicht aufhalten. So sandte ich das Blatt ruhig in die Druckerei zurück. Noch desselben Tages kam Bernhardi, und fragte halb lachend, halb erschrocken, warum ich denn so gewaltig wüthe? Der Mann sei außer sich, der Bogen mit allen jenen Injurien sei durch die Hände aller Arbeiter in der Druckerei gegangen, das Ansehen ihres Vorgesetzten habe durch Spott und Schadenfreude den tödtlichsten Stoß erlitten, und, was die Sache noch ärger mache, der Mann sei kein gemeiner Faktor, sondern ein Doktor der Philosophie, der auch diese Würde gegen die Leute zu vertreten habe, und dem um so mehr ein freies Urtheil gebühre, das er übrigens freundschaftlich an den ihm schon bekannten Bernhardi zu richten geglaubt habe, nicht an einen unbekannten Studenten, der ihm ganz fremd bei der Sache sei. Bernhardi setzte hinzu, er habe alles angewandt, um den Menschen zu beruhigen, derselbe sei aber durch alles Zureden nur hitziger geworden, und ich müsse erwarten, daß er mir auf das Zimmer rücke. Wirklich erfolgte dies am nächsten Morgen in aller Frühe. Der Doktor der Philosophie hatte sich bei der Wirthin zurechtgefragt, klopfte an die Thür, und trat auf gewöhnlichen Zuruf entschlossen ein. Ich bin der und der, fing er an, und stürmte ohne weiteres mit heftigen Vorwürfen los. Aber das erste Zimmer war Neumann's, und auf diesen sprudelte er, seinen Mann gefunden glaubend

und bei deſſen ſchmächtigem und gar nicht ſtreitſüchtigen Anſehn ſich um ſo mehr vertrauend, ſeinen ganzen Zorn aus, der im höchſten ſächſiſchen Singen eine durchaus koniſche Wirkung hatte. Gelaſſen ſtand Neumann vom Schreiben auf, ließ den Mann eine Weile reden, und ſagte dann: „Sie wenden ſich an den Unrechten; ich heiße Neumann, wenn Sie zu Varnhagen wollen, da müſſen Sie hier eintreten“, und damit zog er die halboffne Thüre des zweiten Zimmers völlig auf. Schon durch den Irrthum ganz außer Faſſung, noch mehr aber betroffen, als ich nun vor ihm ſtand, groß und ſtark genug, um ſeinesgleichen nicht zu fürchten, und doch nur ihn anlachend, weil mir ſein Zorn im ſächſiſchen Dialekt und ſein mißfahrener Eifer jeden Ernſt unmöglich machte, ſo gerieth der Aermſte in völlige Verwirrung, ſtotterte, fand keinen Anfang, und wußte zuletzt nichts anderes vorzubringen, als die Verſicherung, er habe noch niemals jemanden ſo grob gefunden wie mich. Er glaubte damit jedoch das Ungeheuerſte ausgeſprochen zu haben, und ſah mich neugierig an, welche Wirkung das haben würde. Im heiterſten Lachen verſetzte ich: „Das freut mich von Herzen, den Ruhm ſuch' ich lange!“ — Kaum hatte ich das geſagt, ſo änderte ſich die Stimmung meines Gegners, der Zorn machte der reinen Verwunderung Platz; „Das freut Sie? das freut Sie?“ rief er wiederholt, wie der unbegreiflichſten Sache gegenüber, und lachte nun ſelber faſt. In Sachſen hatte er immer den Ruhm der Höflichkeit als den größten preiſen hören, nun ſtand jemand vor ihm, der in der Grobheit Auszeichnung ſuchte! Einem ſolchen Menſchen war leicht zu verzeihen, und nachdem noch einige Worte gewechſelt waren, die ihn doch auch ſein erſtes Unrecht empfinden ließen, ſchied er zuletzt, wenn auch nicht ganz zufrieden geſtellt, doch mit wirklich erleichtertem Herzen, und ließ uns reichlichen Stoff der ergötzlichſten Erinnerung und Mittheilung. Frau von Fouqué hatte durch Bernhardi bald erfahren, welches Ritterthum ich für ihren Roman ausgeübt, und rechnete mir dieſes Lanzenbrechen außerordentlich an, ich hatte mir gleichſam das Recht verdient, ihre Farbe zu tragen, und ſie wußte, welcher

Dank dem Kämpfer gebühre; da ich ihn nicht einforderte, blieb er mir einstweilen sicher auf Zinsen liegen.

Neumann und ich lebten mit Fouqué im schon gewohnten Stil unsrer freundschaftlichen und litterarischen Angelegenheiten, und lebten eigentlich nur mit ihm, wenig bekümmert um alles andere, was neben uns vorging. Außer den schon zahlreichen Stammbewohnern des Hauses waren auch Fouqué's Stiefsöhne, die beiden Jünglinge Gustav und Wilhelm von Rochow, zum Besuche dort, ferner ein Bruder des schon genannten Ernst von Pfuel, der viele Jahre später die gute Clara von Rochow zur zweiten Frau nahm; auch fand ein wackrer Offizier und ehemaliger Kammerad Fouqué's, der Rittmeister von Welk, sich ein, der bis zuletzt im Kriege mitgewesen, jetzt aber nach dem Frieden in Preußen kein Bleiben mehr fand, und als geborner Sachse fürerst in seine Heimath bei Meißen sich zurückzuziehen dachte. Als der wichtigste Gast aber, durch sein Verhältniß wie durch seine Person zur ersten Rolle zu spielen berechtigt, stand der französische Husarenoffizier vor Augen, der mit seiner Schwadron hier einquartirt lag. Er hieß Jules von Canouville und war von altadeliger Herkunft, welches ihm nicht nur in Rennhausen, sondern auch im neuen Kaiserthum, das noch von Freiheit und Gleichheit getragen war, zu merklicher Begünstigung diente; er brannte leidenschaftlich für Napoleon's Sache und setzte auf sie alle Hoffnungen seines Ehrgeizes; übrigens war er von kräftig schöner Jugend, ungestümer Lebhaftigkeit und leichtsinnigem Uebermuth. Man mußte ihm einige Ungezogenheit schon verzeihen, um so mehr, als ihm nicht zu verdenken war, daß er sich aus dieser Einöde in die glänzende Hof- und Damenwelt von Paris wünschte, und es als eine Art Ungnade bejammerte, daß man ihn, der als Ordonanzoffizier Berthier's eigentlich diesem zu folgen Anspruch hatte, so lange beim Regimente ließ, wo es nichts mehr zu thun gab; seine Sehnsucht äußerte sich mit einer Ungeduld, die für seine Umgebung wenig Verbindliches hatte, aber freilich in seiner Lage natürlich war. Dankbarkeit schien seine Tugend nicht, sonst hätte er Frau von Fouqué, die ihren Antheil für den schönen jungen Mann

ohne Hehl zeigte, nicht so häufig durch auffallende Unbeachtung in Verlegenheit gesetzt. Uns mißfiel Frau von Fouqué in ihrer Aufmerksamkeit für den kecken Fant ungemein; wir sonderten uns ganz von ihr ab, und als ihr Geburtstag von dem ganzen Hause mit Gaben und Artigkeiten gefeiert wurde, hielten wir halb ungeschickt und halb trotzig uns dergestalt zurück, daß wir erst zu Mittag, als schon alles zu Tische saß, uns blicken ließen, schweigend unsre Plätze nahmen, und auch nachher keine Silbe eines Glückwunsches vorbrachten. Ja wir empfanden eine rechte Schadenfreude, als Canouville eines Abends eine goldne Kette, die er gefunden zu haben vorgab, dem versammelten Hause zeigte, um den Eigenthümer, wie er sagte, auszumitteln, da denn Frau von Fouqué nicht verläugnen konnte, daß es die ihrige sei, die sie jedoch nie zu tragen pflegte, und über deren Verlieren und Finden sich Alle höchlich und seltsam verwunderten, so daß, anstatt über ein wiedergefundenes Kleinod sich zu freuen, die Eignerin fast eher die Art bittren Verdrusses sichtbar werden ließ, den man über die beleidigende Rückgabe eines verschmähten Geschenkes zu empfinden pflegt. In Canouville schien dergleichen Bosheit wohl denkbar, sofern nur überhaupt ein solcher Zusammenhang sich hätte annehmen lassen. Wir wollten übrigens dem Franzosen keinen Erfolg beneiden, und hielten auf ihn so wenig, wie er auf uns, kamen aber leidlich genug mit ihm zurecht, und der Beziehung, daß wir Briefe aus Vertus und St. Menehould empfingen, und von dorther sogar einen Freund erwarteten, konnte er seine Theilnahme nicht versagen. Bernhardi's Traum, daß ich in Streit mit der französischen Einquartirung gerathen, erfüllte sich nicht; aber durch diese wurden wir doch des Aufenthaltes früher überdrüssig, und waren herzlich froh, als endlich unser Aufbruch durch Chamisso's Ankunft sich festsetzen ließ.

Der Freund brachte aus der Heimath die neuesten Nachrichten, Ansichten und Stimmungen des kaiserlichen Frankreichs mit, von denen wir indeß wenig erbaut waren, und er selbst, wiewohl von manchen Eindrücken lebhaft angeregt und sogar befangen, wandte willig und entschlossen dem

französischen Treiben den Rücken zu, um sich ganz und ausschließlich in das Leben deutscher Dichtung und Wissenschaft zu versenken, zufrieden, wenn man ihm für seine Landsleute die Verherrlichung gelten ließ, deren sie als Krieger im sieggewohnten Heere theilhaftig waren. In Fouqué, Chamisso und Canouville fanden sich drei Franzosen der verschiedensten Epochen und Richtungen hier beisammen, ein Refugié, ein Emigrant und ein Kaisersoldat, deren gemeinsames Wesen alle Klüfte, welche durch Zeit und Welt zwischen sie eingeschoben lagen, noch immer leicht genug für den Augenblick überschwebte. Nach kurzem Beisammensein, da die Jahreszeit täglich mahnender wurde, ergriffen Chamisso und ich den Wanderstab, empfingen von Neumann, der am nächsten Tage nach Berlin zurückkehren wollte, und von Fouqué noch das Geleit bis halbwegs Rathenau, und erreichten mit zweien Märschen in Perleberg die Straße nach Hamburg, die wir bald, der Langsamkeit und des Ungemachs einer Fußreise in dieser Jahreszeit und Gegend überdrüssig, mit der Post vollends zurücklegten.

Zwölfter Abschnitt.

Hamburg.

1807.

Wir trafen am 20. Oktober Nachmittags in Hamburg ein, wo wir in dem Hause, wo meine Mutter und Schwester wohnten, unser bestelltes Quartier fanden. Das Wiedersehen war überaus freudig, und Chamisso genoß dabei den doppelten Vortheil, in voller Neuheit zu erscheinen, und doch im besten Sinn altbekannt zu sein. Die theure Fanny, von unsrer Ankunft benachrichtigt, kam sogleich zu Wagen uns abzuholen. Sie hatte seit den anderthalb Jahren an Schönheit nichts eingebüßt, an liebenswürdigem Geiste und gehaltener Bildung aber bedeutend gewonnen. Unsre treue Freundschaft war in der Abwesenheit nur gewachsen, und bewegte sich leicht und sicher in den Formen der heitersten Neigung und edelsten Zuversicht. Das Verhältniß wirkte so eigenthümlich in seiner Wahrheit, daß von allen Seiten ihm beigestimmt wurde, und ein jeder nach Maß und Vermögen daran Theil zu nehmen strebte. Schon mit meiner Schwester hatte Fanny die herzlichste Freundschaft geschlossen; es war nicht ihre Schuld, daß früherhin mit Neumann ein näherer Bezug nicht erfolgen können, jetzt aber war Chamisso alsbald eben so ihr Freund, wie der meinige; und in diesem Aufnehmen und Mithegen der schönsten Verhältnisse erhob und befestigte sich das unsre, dem diese Theilnehmer und Zeugen nun gleichsam eben so viele Bekräftiger und Bürgen

wurden, an deren Feuer und Innigkeit die unsre, wenn es nöthig gewesen wäre, sich neu hätte entzünden müssen. Der wackre Alte, die lieben Knaben, welche sich gleich mit größter Herzlichkeit wieder an mich anschlossen, der ältere Sohn des Hauses und die beiden Schwestern Fanny's, Alle nahmen es nicht anders, als ob ein naher Verwandter zum Besuch gekommen wäre, und einen Freund mitgebracht hätte. Der zweideutige Schein eines gewöhnlichen Frauenverhältnisses vermochte an dem guten und festen Kern unsrer innern Beziehungen gar nicht zu haften, und keine Spur einer Mißdeutung oder Störung von dieser Seite her, wiewohl es in der Familie nicht an gemeinen, argwöhnischen und roh eingreifenden Gemüthsarten fehlte, wurde jemals für uns bemerkbar. Eine Reihe schöner Tage that sich vor uns auf, die wir auch mit bewußtem Eifer redlich zu genießen trachteten. Die Umgegend ließ ihren mannigfachen Reiz auch im Herbste noch wirksam fühlen, die Bewegung der großen Handels- und Hafenstadt war durch die sperrenden Maßregeln noch nicht versiegt, und in der reichen Volksmenge bot sich außer dem allgemeinen noch eine ganze Welt besonderen Interesse's für uns dar.

Die Herrschaft der Franzosen waltete auch hier mit verhaßter, unterdrückender Gewalt; ohne weitere Rechtfertigung und Anfrage, blos weil es ihm so gefiel, hatte der französische Kaiser sich der Hansestädte bemächtigt, hielt sie besetzt, und ließ sie durch seine Prokonsule drücken und aussaugen. Doch dem klugen und gewinnreichen Handelsgeiste waren die List und Gewandtheit der Napoleonischen Polizei nicht gewachsen, und jener fand Begünstigung, Nachsicht und Gewinntheilnehmer in denen selbst, welche mit den strengsten Hemmungen und Bewachungen beauftragt waren. Mehr als irgend ein Vorgänger und Nachfolger wurden in dieser Hinsicht der Marschall Bernadotte, Fürst von Ponte-Corvo, gerühmt und gepriesen, der grade damals in dieser nordischen Gegend die von dem Kaiser verliehene Macht sehr mild und nachgiebig ausübte, und für die Sache der Stadt und der bedrängten Kaufleute nicht erst, wie so manche Andre, durch Eigennutz gewonnen werden durfte, sondern ihr durch freies

Wohlwollen und heitre Gutmüthigkeit ursprünglich geneigt war. Was aber die Macht und den Umfang der französischen Obergewalt diesmal am auffallendsten und unschädlichsten, für uns zum anregendsten und unerschöpflichsten Reize bedeutend bezeichnete, war die Anwesenheit spanischer Truppen. Napoleon hatte bei dem ungeheuern Bedarf und den wichtigen Rücksichten seiner wechselnden Kriegszüge auch diese Verbündeten aus der abgeschlossenen Heimath auf den Schauplatz der Ereignisse herangebracht, und Spanier fanden sich, zu ihrer eignen Verwunderung, an die Ufer der Elbe und bis zu den Küsten der Ost- und Nordsee verschlagen. Gegen 20,000 Mann, unter Anführung des Marques de la Romana, erstreckten sich durch Holstein und Schleswig bis nach Jütland und auf die Inseln Fühnen und Seeland hinüber, wo sie zum Schutze Dänemarks gegen die Unternehmungen der Engländer dienen sollten. Das Hauptquartier aber war in Hamburg, und einige Regimenter, sowohl Fußvolk als Reiterei, lagen ebenfalls dort. Nichts war merkwürdiger und eigenthümlicher, als diese Truppen. Einige Kompagnieen Grenadiere, welche gewöhnlich die Ehrenwache bei dem Hotel des französischen Marschalls versahen, konnten im Sinne jedes Militairs für schön und prächtig gelten. Im Ganzen aber mußte man die Vorstellungen, die man sich von andern Truppenanschauungen gebildet, zum Theil fallen lassen, und die Spanier nach einem ihnen eignen Maßstabe würdigen. Muth und Entschlossenheit leuchteten aus jedem Einzelnen kühn und drohend hervor, an der Tapferkeit dieser Leute ließ ihr Anblick nicht zweifeln, und dennoch mußte man sich gestehen, daß diese Truppe sich neben Franzosen und Deutschen, oder gar gegen sie, auf dem Kriegsfelde schwerlich vortheilhaft bewähren würde; denn schon auf dem Exerzirplatze gab ihre Langsamkeit und Umständlichkeit im Handhaben der Waffen, wie ihr geringes Geschick in Feldbewegungen zu manchem Scherz und Spotte Gelegenheit. Auch ihre Ordnung und Zucht, sowohl in als außer dem Dienste, schien weniger das Ergeben einer strengen Einrichtung, als vielmehr der freiwilligen Art eines jeden, der sich bequem und lässig einer militairischen Gewöhnung fügte, die einmal

vorhanden war. Und hinwieder mußte man die gravitätische Würde, die stolze selbstständige Haltung, und das folgerecht durchgeführte strenge Benehmen staunend bewundern, wodurch dieses Militair sogar die spöttischen Franzosen und die pedantischen Deutschen zu ehrender Hochachtung nöthigte. Gewiß ist es, daß die gemeinen Spanier, einzeln oder geschaart, bei seltsamer und oft mangelhafter Ausrüstung und Bekleidung, immer den gleichmäßigen Eindruck von vornehmen Leuten machten, sie schienen alle von Adel, auch im niedrigsten Zustande sich bewußt, der besten Verhältnisse werth und fähig zu sein. Wirklich ertrugen sie mit großem Anstand und vollkommener Fassung das tiefe Mißgeschick, in welchem sie sich befangen fühlten, denn sie verhehlten es nicht, daß es ihnen eine Schmach sei, nach der Laune eines fremden Herrschers, den sie haßten, wie sie seine Nation verachteten, so in der Welt umherzuziehen, und ihre Unterwürfigkeit zur Schau zu tragen. Mit hohem Antheil sahen wir diese edlen südlichen Naturen voll Ernst und Feuer, von denen früher nur vereinzelte Beispiele uns genügen mußten, jetzt in solcher Vielheit und Masse, als eine wandelnde Poesie vor unsern Augen, mit Entzücken horchten wir den Klängen der herrlichen Sprache, die auf den Straßen von allen Seiten uns zutönten; und nicht selten die gemeinste Oertlichkeit durch Guitarrenspiel und Gesang veredelten, die unsrer berauschten Einbildungskraft in dieser Art nur in Granada und Sevilla möglich geschienen hatten. Der romantische Zauber dieses spanischen Lebens wirkte nicht auf uns allein, auch die Franzosen empfanden ihn und wichen gleichsam staunend und betroffen vor ihm zurück, der roheste Hamburger sprach ihn durch Wort und That aus. Die Theilnahme und Vorliebe für die Spanier, die Achtung und Verehrung für ihre Nationalität, die Sorgen und Wünsche für ihr Wohlergehen waren allgemein, und in dem erzprotestantischen Hamburg wurden diesmal sogar die häufigen Zeugnisse eines strengkatholischen Kirchendienstes, der sich mit dem militairischen Dienste verflochten hatte, weder angefeindet noch verspottet.

Wirklich aber betrugen sich diese Fremden auch höchst

musterhaft, und ganz im Gegensatze der Franzosen. Stolz, mäßig, ehrbar, schien auch der gemeine Soldat nur dahin zu streben, seinem Wirthe so wenig als möglich zur Last zu fallen. Größere Unordnungen fielen beinahe gar nicht vor, leidenschaftliche Aufwallungen wurden durch ein ehrendes Wort leicht in Güte beigelegt. Musik und Gesang waren in jedem Hause willkommenes Vergnügen. Wo nähere Verständigung eintrat, fand sogleich ein politisches Vertrauen Nahrung, man erkannte sich als gleichgesinnt und verbündet im Hasse gegen die Franzosen. War die Gelegenheit günstig für noch engere Vertraulichkeit, so wurden auch dann die erwünschtesten Eigenschaften nicht vermißt, und die stille Gluth und der feste Eifer des Spaniers trug über die einnehmende Leichtfertigkeit des Franzosen meist den Sieg davon. Man sah nicht wenige Gestalten und Gesichter von vollkommen männlicher Schönheit. Unter den Offizieren fanden sich Männer von größter Auszeichnung des Betragens, und der Marques de la Romana, welcher im Buchladen von Perthes bei dem ersten Besuch eine Auswahl griechischer und römischer Autoren eifrig angekauft hatte, vereinigte mit der feinsten Weltbildung und der edelsten Herzensgüte sogar eine seltene Gelehrsamkeit.

Uns war diese spanische Welt noch besonders angenähert durch den Umstand, daß auch das Hertzische Haus zwei spanische Offiziere zur Einquartirung hatte, mit denen wir bald auf dem vertraulichsten Fuße lebten. Einer derselben, Don Manoel de Ciria, Lieutenant im Regimente Princesa, war das Bild einer reifen Jünglingsschönheit, und hatte bei allem Feuer, welches seinen Augen entsprühte, so würdevollen Ernst und so gemessene Haltung, daß ein Vierzigjähriger sie nicht besser haben konnte. Seine persönliche Erziehung war ganz vernachlässigt worden, doch sprach er französisch, wußte Musik, und war auch in Sachen des Kriegswesens nicht ganz unkundig. Ein glückliches Naturell aber, von dem allgemeinen Vortheile der Nationalbildung unterstützt, hatte den edelsten Karakter aus diesem Boden hervortreiben lassen. Der junge Mann verstand groß- und freisinnig die ihn umgebende Welt, um so sicherer, je ungemeiner er sie fassen durfte.

Sich in einem Judenhause zu sehen, mochte ihm wunderbar genug vorkommen, aber das Vorurtheil, einmal erkannt und ausgestoßen, fand auch nicht die kleinste Stätte mehr in diesem Gemüth. Eben so begriff er die Stellung und das Wesen Chamisso's, und öffnete sein Herz auch dem Franzosen willig. Das Merkwürdigste jedoch war, daß dem jungen spanischen Offizier ein so eignes, zartes und mißverstehbares Verhältniß, wie das zwischen mir und Fanny, keineswegs verborgen zu werden brauchte; er nahm dasselbe sogleich im hohen Style, ehrte und hegte es in bescheidenem Mitvertrauen, und beurtheilte überhaupt jede Erscheinung und jeden Vorgang als etwas Eignes und Besonderes, das ächte Wahrzeichen eines edlen Geistes, während die Gemeinheit sich nur immer schnell auszuhelfen sucht und abfindet, indem sie alles in schon Bekanntes und Gewöhnliches unwiderruflich einreiht. Ein auffallender Zug möge dieses Bild vollenden. Der junge Spanier verhehlte nicht, daß er auf Wegen der Liebschaft und Neigung zu wandeln sich wohl erlaube, und daher einer schönen Gunst sich wie ein Andrer gern erfreue; als aber ein schönes, noch überaus junges Mädchen von gutem Hause, in fast kindischer Dreistigkeit und unerfahrener Koketterie, dem schönen Manne, den sie bei den Ihrigen aus- und eingehen, und auch den andern Frauen ungemein gefallen sah, eine zärtliche Erklärung und Bestellung zugesteckt hatte, wußte er mit besonnener Klugheit nicht nur diese sonst wohl reizen dürfende Ansprache ablehnend zu beschwichtigen, sondern auch das leichtsinnige Mädchen vor ähnlichen Uebereilungen liebreich zu warnen, und versäumte nicht, selbst einer ältern Verwandten derselben einen gemessenen Wink zu geben, der künftigen Gefahren, ohne die schon eingetretene zu verrathen, heilsam vorbeugen konnte. Einen Tugendhelden wollte er um so weniger durch dies Benehmen vorstellen, als er nicht läugnete, daß er, hätte er anstatt kindischer Gefallsucht ernstliche Neigung und selbstständiges Alter vor sich gehabt, gar nicht würde so zurückhaltend gewesen sein.

Meine gute Schwester, die sich herzlich gefreut hatte, daß ich bei ihr im Hause wohnen und sie mich daher mehr

Digitized by Google

als sonst sehen würde, fand es nicht allzu schön, daß ich nicht selten schon nach dem Frühstück heitern Muthes davon ging und vor dem späten Abend nicht heimkehrte. Doch war es mir wohl billig zu verzeihen, daß ich dem Zuge eines Magnets folgte, dem auch bei ihr die stärkere Kraft als rechtmäßige schon zugestanden war. Einigen Ersatz bot Chamisso's Anwesenheit. Er blieb zu ganzen Tagen daheim, anfangs wegen einer Fußverletzung, die nach jeder Nichtachtung neue Schonung nöthig machte, dann auch aus Neigung und Behagen; seine Mittheilungen und Ausdrucksweise waren für Mutter und Schwester die reichste und belebendste Unterhaltung, und daher auch für ihn selbst um so befriedigender. Doch waren wir Alle so oft als möglich im Hertzischen Hause oder auf gemeinsamen Ausflügen vereint. Alte und neue Beziehungen nahmen mich freilich oft auch allein in Beschlag, oder nur Chamisso war mit mir, da denn halbe und ganze Tage, wenn auch übrigens angenehm verbracht, ein stilles Sehnen und Bedauern in sich nährten, das bei fortgesetzten Störungen in lauten Unwillen überging. Mein Freund Lüders war bescheiden in seinen Ansprüchen, und wir sahen ihn meist nur als rüstigen Gefährten auf unsern Besuch- und Spazirgängen. Doktor Veit, Perthes, Reinhold und sein Freund Doktor Georg Kerner konnten bei so viel Zuvorkommenheit und bei dem wirksamen persönlichen Eindruck, die wir von ihnen erfuhren, nicht vernachlässigt werden. Zu unsrer Freude fand sich auch Steffens in der Nähe, der von Kopenhagen zurückgekehrt war, und als Gast des edlen Sieveking'schen Hauses in Neumühlen lebte, einem reizenden Landsitze an der Elbe, wo er uns freilich nicht ganz bequem abzureichen war, und wenn er nach Hamburg kam, ging es auch nicht ohne Stören und Verfehlen hin. Die liebevollste Beeiferung aber hatte für uns der wackre Gurlitt, der uns auch nicht erließ, eine feierliche Mahlzeit bei ihm einzunehmen, und uns auf gut hamburgisch durch eine zahlreiche und ausgedehnte Gasterei ehren wollte. Zur größern Freiheit für Zeit und Stimmung hatte er den Abend gewählt, und über zwanzig Personen fanden sich nach und nach ein, brave Männer vom

Schulfach, einige Prediger, Aerzte, auch vom Kaufmannsstande ein paar Mitglieder, und nachbarliche Beamte oder Gutsbesitzer aus Holstein; die behaglichste Einrichtung und die geschmackvollste Bewirthung wetteiferten mit einander, und nachdem man sich als gleichgestimmt oder sinnverwandt leicht erkannt hatte, löste das Gespräch sich aller Fesseln, und nahm die freieste Wendung, ohne je aufzuhören gehaltvoll zu sein. Die Gelehrsamkeit bot aus ihren unerschöpflichen Schätzen die feinsten Züge, die witzigsten Anspielungen dar, man erfuhr die bedeutendsten Sachen aus der alten Welt, das lebendige Interesse der neuen aber drängte sich immer dazwischen, und ließ keine Pedanterie aufkommen. Gurlitt und der alte Biesterfeld konnten sich an mir, als ihrem ehemaligen Schüler nicht satt freuen, und wenn ich über philosophische Meinungen Wolf's einige Auskunft zu geben hatte, und zufällig ein Wort griechisch mitunterlief, so strahlten sie von Entzücken, und staunten die von ihnen ausgegangene, wohlgelungene Wirkung an. Besonderes Interesse und Gefallen aber hatte Gurlitt an Chamisso's Deutschheit, über deren Grund und Art er in steter Verwunderung blieb, und dessen frische Nachrichten aus Frankreich und eigenthümliche politische Ansicht einen außerordentlichen Reiz für diese Männer hatte, welche nur gar zu sehr fühlten, daß auch dem geistigen Grund ihrer Verhältnisse, dem innern Wesen ihrer Thätigkeit, so gut wie der äußern Gestalt ihres Bürgerthums, mit jedem Tage bedenklicher die Eingriffe der fremden Herrschergewalt nahten. Daß dieser Franzose den Aeußerungen in Betreff des Kaisers Napoleon keine Rücksicht auferlege, wagte man nicht sogleich vorauszusetzen, sondern versuchte sich anfangs in allerlei Wendungen, bis man mit frohem Staunen gewahr wurde, man könne mit gutem Vertrauen darin weiter und weiter gehen. Damit in dieser Hinsicht gar kein Zweifel mehr bliebe, mußte Chamisso selber mich auffordern, die Ode von Stägemann vorzulesen, worin der Untergang der Napoleonischen Macht durch Preußen und Rußland geweissagt wurde, und die ich in seiner Abschrift bei mir führte. Der Eindruck war unbeschreiblich, man bewunderte und jauchzte, und trank

in den besten Weinen wiederholt die Gesundheit des kühnen Dichters. Chamisso fing nun auch seinerseits eigne Gedichte zu deklamiren an, und nun sollte er umständlich sagen, wie er zu seinen deutschen Studien gelangt, und durch welche Hülfsmittel er darin fortgeschritten sei. Man nahm an seinen Lebensgeschicken, an seiner Person und Eigenart den lebhaftesten Antheil, und Gurlitt insbesondere schien von fürsorglichen Gesinnungen erfüllt und bewegt. Während er nun mit Zärtlichkeit dem lieben und außerordentlichen Gaste horchte und zusprach, war dieser in das Hersagen von Versen schon verfangen, und zwischen die Antworten, die er zu geben hatte, flocht' er gelegentlich die allbekannten Worte ein:

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studirt mit heißem Bemühn!"

Mit steigendem Pathos vorgetragen machte dies gute Wirkung, und das Gedächtniß hätte ihn gewiß noch eine weite Strecke so fortfahren lassen, als der liebe Gurlitt, in seinen Alten so trefflich zu Hause, und auch in den Neuern sonst belesen genug, nur grade mit den unkorrekten Neusten nicht vertraut, die ganze Tirade für ein persönliches Bekenntniß aufnehmend, verwundert und antheilvoll mit fast gleichem Pathos, indem er sich mit erhobenen Armen hinüberneigte, den Deklamator eilig anrief: „O was! das haben Sie . .?" und ihm damit plötzlich den Strom der Rede im offnen Munde stocken machte. Eine allgemeine Stille trat auf einen Augenblick ein, Chamisso war wirklich aus aller Fassung, und sah bald Gurlitt, bald mich an, sein Lachen kaum hinunterwürgend, und ich selbst hatte alle Mühe, mit guter Art zuerst den lieben Alten zu bedeuten, jene Worte seien der Anfang zu Goethe's Faust, worauf ich sie einige Zeilen weiterführte, da es ja schiene, so sagte ich, als lasse das Gedächtniß meines Freundes ihn im Stich. So hatte der grundgelehrte Mann zuletzt noch eine zwar sehr verzeihliche Unwissenheit bloßgeben müssen, die

ihm aber doch empfindlich blieb, wiewohl bei weitem nicht in dem Maße, als wenn seine Mißkennung irgend einen Spruch aus dem Horaz oder Virgil betroffen hätte. Wir haben des reichbelebten bis tief in die Nacht hinein fortgesetzten Gastmahls seitdem noch oft mit frohem und dankbaren Sinne gedacht, und uns dabei immer des drolligen Vorganges gern erinnert, der unsrer Verehrung und Zuneigung für den würdigen theuern Lehrer nicht im geringsten schaden konnte.

Einer neuen Bekanntschaft wurden wir durch Fanny zugeführt, welche es sich angelegen sein ließ, unsern geistigen Wünschen und Neigungen förderlich zu werden, auch wenn sie selbst dabei zurückzutreten habe. Nun war sie ordentlich stolz darauf, auch einmal ihrerseits aus unsrem geweihten Kreise für uns zu schöpfen, und uns einen Busenfreund und Wissenschaftsgenossen Koreff's in einem Arzte Meyer vorzustellen, der eben von Paris angekommen war, wo er lange Zeit in engster Gemeinschaft mit jenem gelebt hatte. Der junge Mann war ein Bruder der Madame Hinny Mendelssohn, in seiner Familie vorübergehend zum Besuch, und dachte zu weitern Studien bald wieder abzureisen. Wir fühlten die größte Begierde, einen Freund unsres Freundes zu sehen, der von dessen Leben und Treiben berichten konnte, und er kam uns mit eben solchem Eifer entgegen. Allein wir waren schon mehr Kritiker als Enthusiasten, und der neue Freund machte bei weitem den Eindruck nicht, auf den gerechnet war. Er hatte nichts von dem lebendigen Feuer, der natürlichen Fülle und Beweglichkeit Koreff's, aber dessen schwungvolles Reden und weitgreifendes Wissen hatte er sich mühsam angeeignet, trug in philosophisch-mystischer Sprache die Weisheit Schelling's, Ritter's, Troxler's und jede festgehaltene Notiz aus dem Gebiete der Arzneiwissenschaft vor, warf erhabene Blicke über Kunst und Leben hin, und wußte jedem Treiben die tiefsinnigste Verzeichnung zu ertheilen. Doch alles dies war so kühl und nüchtern, so mühsam und erzwungen, wie sein ganzes Aeußere, das blaß und eingefallen einen durch übermäßige Anspannung erschöpften Menschen anzeigte, und das

by Google

allzu theuer erkaufte Analogon von Genialität nicht mehr tragen konnte. Sein Wesen machte uns keine Freude, und wenn er z. B. aus der Stelle Homer's, daß ein Arzt viele andre Männer werth sei, womit Koreff höchstens ein sprühendes Ergötzen für die Einbildungskraft würde angezündet haben, im kältesten Ernste geradezu beweisen wollte, der Arzt als solcher sei aller Wissenschaften mächtig, so waren wir nahe daran, allen Ernst mit ihm aufzugeben und nur ironisch mit ihm fortzufahren. Er ließ in der Folge als Doktor Wallenberg, welchen Namen er angenommen hatte, eine lateinische, akademische Schrift drucken, die von solchen Sätzen und Beweisgründen strotzte, und in mancher Hinsicht schon eine Andeutung des Wahnsinns geben konnte, in welchem er nicht lange nachher ganz überreizt und abgeschwächt hinstarb. Wir verloren ihn aber schon nach der ersten Bekanntschaft gleich wieder aus den Augen, wozu der Umstand beitrug, daß ein widriger Vorgang in dem Hause seines Schwagers Joseph Mendelssohn uns nach dieser Seite plötzlich verfeindete.

Der Aufenthalt in Hamburg hatte mich im Ganzen wohlthätig erquickt und gestärkt, meinen Muth und meine Vorsätze befestigt, und mir wurde in der heitern Gemüthsstimmung, die mich zu der glücklichsten Gewißheit die froheste Zuversicht gesellen hieß, der heranrückende Abschied minder schmerzlich. Wir fuhren unter Freuden- und Segenswünschen ab, hüllten uns gegen das einbrechende Winterwetter in unsre guten Mäntel, und harrten die langsame Postreise, die uns nach Berlin zurückführte, geduldig aus. Ueberall, wo wir durchkamen, sahen wir französische Truppen und Verwaltungen zum Ueberwintern in das bedrückte Land ausgetheilt; ein trauriger Anblick, der dadurch nicht besser wurde, daß auch die Franzosen dieses Loos ihrerseits gar nicht beneidenswerth fanden, wie uns die Resignirtesten noch in vergeblichem Grimm eifrig betheuerten.

Dreizehnter Abschnitt.

Berlin.

1807. 1808.

Eine neue Lebensreihe begann, und für mich ganz ungewöhnlich unter eigenthümlichem Unbehagen, da bisher fast immer bei jedem Abschnitte frohe Stimmung und günstiges Ereigniß mich getragen hatten. Auch half es nichts, daß ich jenes Gefühl mir verläugnen, seine Wirkung durch Fleiß und Geistesmacht aufheben wollte; von allen Seiten häufte sich mir eine besondre Widrigkeit, die denn auch nur allzu schnell in mancherlei Mißhelligkeiten sich entladete. Vieles davon lag allerdings in meiner Gemüthsart, deren Anlagen und Triebe sich in voller Freiheit ohne Scheu bewegen durften, andres aber in meinen Verhältnissen, welche, aus Ueberreifem und Unreifem zusammengesetzt, außer allem Gleichgewichte schwankten, und indem sie dieses suchten, bald nach oben, bald nach unten übermäßig anschlugen. Das Meiste jedoch muß ich dem allgemeinen Zustande anrechnen, der unwiderstehlich den Einzelnen ergriff, wie er die Gesammtheit ergriffen hatte; wohin man blickte, sah man Störung, Zerrissenheit, nach allen Richtungen nur ungewisse Zukunft; den politischen Kräften widerstrebten vergebens die geselligen und geistigen, sie mußten es fühlen, daß der bürgerliche Boden, der sie trug, erschüttert war. Daß die Universität Halle niedergeworfen blieb, war vielleicht für keinen Menschen ein

Digitized by Google

so großer Verlust, als eben für mich; dort hätte sich mir in geordneter maßvoller Lebenshaltung und richtig umschränkter Bahn alles vereint, dessen ich bedurfte, und das ich nun in dem großen Weltwirrniß mit weitgreifenden und eifrig geschäftigen Mühen doch nur vergebens wieder zusammen zu fassen trachtete. Denn auch für die Wissenschaften fehlte jede Einheit und Zusammenstimmung, sie boten sich keiner Uebersicht mehr dar in nothwendig erachteten und doch der Auswahl freigestellten Lehrgängen, die Führer bildeten keine Gruppen mehr, noch weniger die Schüler; jeder ging nach Zufall dem augenblicklichen Gewinne nach, wie der Tag ihn geben wollte. Denn wie locker auch das Band sein mag, welches die verschiedenartigsten, einander entlegensten Disziplinen, und in den gleichartigen oder einander naheliegenden die selten befreundeten und einstimmigen Lehrer auf unsern Universitäten zu verbinden pflegt, so gewährt doch schon der Rahmen, der alles dieses, wenn auch scheinbar willkürlich und gewaltsam, gleich dem eines Landschaftbildes, zusammenhält, einen sichern und beruhigenden Abschluß, und die Anstalt müßte sehr verfallen sein, die nicht innerhalb ihres Rahmens eine wenigstens annähernde Vollständigkeit dessen hätte, was in den Ueberlieferungen des Wissens zur Zeit wirklich gestaltet und ausgebildet, also unerläßlich ist, und aus dem geordneten Vorrathe, dessen Gesammtheit beständig vor Augen bleibt, um so entschiedener dem Einzelnen das ihm Angemessene und Nützliche entgegenhielte, so daß, auch wenn er für sich abweichende Bahnen einschlägt, ihn die Stellung und Bewegung des Ganzen immer wieder in Bezug und Maß mit einer allgemeinen Richtschnur setzt. Hierin helfen die Studirenden eben so und in vielen Fällen mehr noch als die Lehrer, und der Blick auf deren Zahl und Kraft ist dem Studenten nicht weniger belebend und ermuthigend bei seinen Anläufen, als dem Soldaten, der zum Sturme vorschreitet, das Anschauen der Schaaren, die unter namhaften Führern zu gleichem Werke vorangehen oder nachfolgen. Aber mir fehlte in diesem Zeitraume durchaus jedes Vorbild, welchem ich hätte nachstreben, das mir hätte ein Beispiel sein können. Die tiefe, erst heimliche, dann mehr und

mehr sich offenbarende Stimmung und Unlust, welche die Folge aller dieser Zustände war, wurde nur allzu schnell ein mitwirkender Theil derselben, und half sie in dem gegebenen Kreise noch mehr hervorbringen.

Als großen Nachtheil mußte ich empfinden, daß mir im Zusammenwohnen mit Chamisso, wozu wir unsrer Neigung gewiß und reichen Studiengewinn hoffend uns leicht entschlossen hatten, die Zuflucht der stillen Einsamkeit genommen war. Die Gegenwart des Freundes blieb mir zwar stets erwünscht, wir konnten beide stundenlang schweigen um uns in Arbeiten nicht zu stören, und wenn wir uns hinwieder dem Gespräch bis in die tiefe Nacht überließen, so hatten wir uns der vertraulichen Nähe zu erfreuen. Allein im Grunde verträgt nur die erste Jugend solch unbedingte Kameradschaft, späterhin lassen tausend Umstände und Rücksichten es nicht mehr so leicht vergessen, daß man zu Zweien ist. Außer andern Unbequemlichkeiten fühlten wir auch die des zahlreichen und wiederholten Besuchs, den jedesmal gemeinsam abzuwarten, wenn er auch nur dem einen galt, wir nicht vermeiden konnten. Mir lag aber außerdem von ihm eine Last auf, die er nicht von mir zu tragen hatte, nämlich seinen unaufhörlichen Tabacksqualm auszuhalten, und dabei noch, weil er mit der brennenden Tabackspfeife zu Bette ging, sein Einschlafen abzuwarten, damit kein Feuer entstünde, was er zwar als etwas Unmögliches nur belächelte, eines Abends aber durch sein angebranntes Schnupftuch, das auf der Erde neben seinem Bette dieses gleich anzünden konnte, mit großer Betroffenheit als sehr möglich erkennen lernte.

Ich besuchte wieder die praktischen Anleitungen Horn's am Krankenbette, konnte mich aber mit seinen theoretischen Lehrstunden stets weniger vertragen. Das Studium, so fast ohne Lehrer, oder vielmehr im Widersinne gegen den amtlich bestellten, ohne Zutrauen und Nacheifer, sondern an deren Statt mit kritischem Aufpassen und kühlem Geringschätzen, konnte nicht erfreuen, und ich war desto eifriger, von anderer Seite Geistesnahrung anzunehmen. Ich sah Fichte'n zuweilen, ich sah Wolf, und hielt mit Bernhardi und mit Wilhelm

von Schütz fleißige Gemeinschaft. Des Letztern Trauerspiel, „Der Graf und die Gräfin von Gleichen", mir vom Entstehen her durch fortrückende Mittheilung schon vertraut, war jetzt im Druck erschienen, und gab mir zu mancherlei dem Autor nicht willkommenen Aeußerungen Anlaß, die ich, um sie gegen lebhaften Einspruch besser zu vertheidigen, schriftlich zusammenfaßte, woraus die nachher in der Jenaischen Litteraturzeitung abgedruckte Rezension wurde, welche Bernhardi, der als Mitarbeiter oft um Beiträge gemahnt wurde, dorthin abschickte, und mit Hülfe einer aufdringlichen Täuschung einschwärzte, indem er die Buchstaben rnha zur Bezeichnung wählte, welche der Redaktion als der Kern seines Namens unbedenklich einleuchteten, während sie doch eben so, was den grammatischen Grübeleien dieses auch gar gern spielenden Sprachgeistes nicht entgangen war, den Kern meines Namens bildeten, welchen aber als den eines Fremden und Unaufgeforderten niemand rathen konnte. Die Redaktion war in der Folge, als sich der kleine Streich entdeckte, sehr ungehalten gegen Bernhardi, und fand seine Entschuldigung keine schöne List, mir aber verschloß sie mit der mißbrauchten Hinterthüre nun auch das Hauptthor um desto sorgsamer. So hatte weder Schütz, dem ich drastisches Talent absprach und nur lyrisches Wesen in diesen angeblich dramatischen Formen zugestand, noch ich selbst, der sich jener kritischen Anstalt schlecht empfohlen hatte, und am wenigsten Bernhardi, dessen Verbindung dort seitdem völlig aufhörte, von diesem Versuche viel Vergnügen, und sogar das Honorar für die wenigen Blätter sollte in der Aufrechnung einiger Rückstände durch die bloße Ziffer verzehrt werden. An sonstigen kritischen Aufsätzen, z. B. über den Simplicissimus, an Gedichten, Uebersetzungen aus dem Griechischen, Entwürfen und Bruchstücken zu größeren Arbeiten, bracht' ich in dieser Zeit manches zu Papier, was mir nicht bewahrt geblieben ist.

Heitrer und kräftiger ließ unser Treiben sich an, als im Dezember Schleiermacher mit seiner Schwester und der Tochter Wolf's von Halle zurückkehrte, um nun, möge es werden wie es wolle, sich ganz in Berlin festzusetzen. Im

Januar 1808 folgte auch Harſcher endlich nach, begleitet von Wilhelm von Williſen, einem neuen Freunde, den er in Briefen ſchon genannt hatte. Dieſer war als junger Offizier in der Schlacht von Auerſtädt am Fuße verwundet worden, und nach Halle gekommen, um ſeine Heilung abzuwarten; er zeigte edles und tiefes Gemüth, hatte ſich an Harſcher, mit dem er zufällig in demſelben Hauſe wohnte, innig angeſchloſſen, die freien Studien liebgewonnen, und wollte jetzt, da ſeine Heimath Magdeburg leider im Frieden abgetreten war und ihm fürerſt doch keine militairiſche Laufbahn mehr vorlag, mit aller Kraft und Anhaltſamkeit ſeines gründlichen Sinnes die Kenntniſſe erwerben, die ihm fehlten, und deren Wichtigſtes, Latein und Griechiſch, mit großer Aufopferung aus den rohſten Schulanfängen zu ſchöpfen war. Wir fanden uns gegenſeitig bald befreundet, doch entzog er ſich in der erſten Zeit faſt allem geſelligen Umgang, ungeachtet alles Reizes und Ertrages, der dabei für ihn ſein konnte, weil er fühlte, wie ſehr er ſich zuſammenzunehmen Urſache habe, um die Stufe zu erklimmen, auf der ihm erſt wahre Befriedigung erwachſen ſollte. Chamiſſo, der ſich in zerſtreuenden Bekanntſchaften beinahe zum Alltäglichen herabgeſtimmt, und für ſich allein kaum einer dauernden Anſtrengung fähig fand, ſah hier einen Mann vor ſich, mit dem er in wenig unterſchiedenem Falle war, und glaubte in der Gemeinſchaft mit deſſen Entſchloſſenheit und Fleiß auch ſeine eigne Beharrlichkeit zu ſichern, zog daher mit ihm zuſammen auf daſſelbe Zimmer, und meinte im gleichmäßigen Auswendiglernen und Ueberhören der lateiniſchen Anfangsgründe dieſe endlich zu bemeiſtern; allein ſeine Zeit war noch nicht gekommen, er konnte nicht ſitzen, und während Williſen mit eiſernem Wollen vom Morgen bis zum Abend an die Bücher feſtgeſchmiedet blieb, wurde der Genoſſe nach kurzem Verſuch unruhig, warf die Grammatik fort, und lief entweder zu allerlei Beſuchen aus, wo er angenehme Stunden fand, oder wählte ſich zu ſeiner dampfenden Pfeife entſprechenden Zeitvertreib in leichteren Büchern, wie er denn die Romane Retif's de la Bretonne mit heißhungrigem Ergötzen verſchlang, und dafür von uns Allen, wenn wir ihn

darüber betrafen, mit hartem Tadel angelassen wurde, ohne daß es ihn sonderlich anfocht, denn er selbst schien an seiner Fähigkeit zum Lernen schon völlig zu verzweifeln, und sich darein ergeben zu haben, seinen geistigen Aufwand fernerhin von dem, was er schon hatte, zu bestreiten. Ich aber knüpfte nun um so freier alle alten Bande wieder vorzugsweise mit Harscher, der bei seinen Studien mit mir fast in gleichem Falle, auch nicht recht zu seinem Ziele fortzuschreiten wußte, und in der vertrauten Gemeinschaft mit einem Mitringenden wenigstens einige Tröstung genoß, in unsern geselligen Ausarbeitungen aber sein eigentlichstes Lebenselement empfand. Wir vermißten sehr Neumann, der ganz zu seinen Grafen gezogen und mit ihnen beschäftigt war. Ein Herr von Winterfeld, dem Studium der Musik und der spanischen Sprache eifrig nachhängend, bemühte sich unsern geistigen Unterhaltungen und Fortschritten durch guten Willen und bescheidenen Beitrag mitanzuhören, und Leopold von Gerlach, ein junger hübscher Fähnrich, der kurz vor der Schlacht von Jena seinen Kriegsdienst begonnen, und gleich darauf mit Gefangenschaft beendigt gesehen, fand es gleichfalls angenehm, seinen aufgeweckten Kopf mit unsern Kuriositäten zu erfrischen, die seiner Neigung besonders von Seiten Chamisso's entgegenkamen. Dem dialektisch beweglichen, spöttisch leichtgesinnten und muthwillig feinen Jüngling sah es damals kein Mensch an, daß er einst als wohlbeleibter Major und finstrer Ultra zu Hengstenberg's Kirchenzeitung und Haller's und Adam Müller's politischen Ansichten schwören, und in dieser Richtung mit herbem Eifer nach Kräften wirken würde.

Fichte begann im Dezember seine Vorträge, und ich verfehlte nicht, ihnen beizuwohnen, die in dem runden Saale des Akademiegebäudes vor einer zahlreichen Versammlung von Herren und Frauen gehalten wurden. Der treffliche Mann sprach mit kraftvoller Begeisterung dem gebeugten und irrgewordenen Vaterlandssinne Muth und Vertrauen zu, schilderte ihm die Größe der Vorzüge, die sich der Deutsche durch Unachtsamkeit und Entartung habe rauben lassen, die er aber gleichwohl jeden Augenblick als sein unveräußerliches Eigenthum wieder ergreifen könne, ja solle und müsse, und

wies dafür als das wahre, einzige und unfehlbare Hülfsmittel eine von Grund aus neu zu gestaltende und folgerecht durchzuführende Volkserziehung an. Sein strenger Geist ging auf vollständige Umschaffung unsrer Zustände aus, wobei er nichts weiter verlangte, als daß überall das Wesentliche im Sittlichen wie im Geistigen gefördert und ausgebildet, das Scheinsame und Hohle dagegen aufgegeben und seinem eignen Absterben überlassen würde, dann, meinte er, werde sich ohne gewaltsame Umkehr, durch bloße Entwickelung, aus dem Vorhandenen und Bestehenden die ganze Kraft und Herrlichkeit, deren die Nation seufzend entbehre, unmerklich und unverhinderlich von selbst hervorbilden. Dabei war er billig genug, seiner sonstigen Art entgegen, welche sogleich alles oder nichts gegeneinander stellte, auch jeden geringsten Keim des neuen Lebens, jeden theilweisen noch so kleinen Anfang der gebotenen Entwickelung dankbar aufzunehmen und schon mit solchem fürerst sich begnügen zu wollen. Sein geistig bedeutendes, mit aller Kraft der innigsten und redlichsten Ueberzeugung mächtig ausgesprochenes Wort wirkte besonders auch durch den außerordentlichen Muth, mit welchem ein deutscher Professor im Angesichte der französischen Kriegsgewalt, deren Gegenwart durch die Trommeln vorbeiziehender Truppen mehrmals dem Vortrag unmittelbar hemmend und aufdringlich mahnend wurde, die von dem Feinde umgeworfene und niedergehaltene Fahne deutschen Volksthums aufpflanzte, und ein Prinzip verkündigte, welches in seiner Entfaltung den fremden Gewalthabern den Sieg wieder entreißen und ihre Macht vernichten sollte. Der Gedanke an das Schicksal des Buchhändlers Palm war noch ganz lebendig, und machte manches Herz für den unerschrockenen Mann zittern, dessen Freiheit und Leben an jedem seiner Worte wie an einem Faden hing, und der durch die von vielen Seiten an ihn gelangenden Warnungen, durch die Bedenklichkeiten der preußischen Unterbehörden, welche Verdruß und Schaden für sich von den Franzosen befürchteten, so wenig, wie selbst durch den Anblick eingedrungener französischen Besucher sich in dem begonnenen Werke stören ließ. Man konnte sie nicht ohne Ergriffensein und Begeisterung anhören,

diese Reden, welche mit Recht über den Kreis der unmittelbaren Zuhörerschaft hinaus sich als Reden an die deutsche Nation erklärten, als solche weit und tief gewirkt haben, und noch spät mit größtem Rechte der Ehre theilhaft wurden, im wiederhergestellten, nicht mehr von außen, aber leider im eignen Innern vielfach bedrückten und verkümmerten Vaterlande durch die Mainzer Untersuchungsbehörde, dem gesammten Deutschen Bunde als eine frühste und stärkste Erregung der volksthümlichen Ansprüche und Betriebe in Deutschland angezeigt zu werden, weßhalb auch die preußische Censur im Jahre 1822 den Wiederabdruck in Berlin nicht gestattete, und der Verleger die nöthig gewordene zweite Auflage in Sachsen bewirken mußte. Merkwürdig ist es, daß dieses Werk bei seiner bedeutenden Verbreitung und Wirksamkeit, dennoch seinen unmittelbaren Absichten und Vorschlägen keinen Eingang gewonnen hat; nirgends ist auch nur ein Versuch gemacht worden, solche Volkserziehung einzuführen, und wenn einige Schüler Fichte's späterhin eine Erziehungsanstalt in seinem Sinne zu gründen suchten, so hat dieselbe doch gar bald, indem sie sich den gewöhnlichen Anforderungen des Tages mehr und mehr bequemte, die besondern Eigenthümlichkeiten, worin sie dem Geiste des verehrten Meisters zu huldigen glaubte, wieder abstreifen müssen. Von meinen näheren Freunden hörten nur Bernhardi und Schütz diese Vorlesungen; die andern hielten sich davon zurück, ungeachtet das geringe, einem wohlthätigen Zwecke bestimmte Honorar von noch nicht voll zwei Thalern den Eintritt möglichst erleichterte. Daß Harscher, der Fichte'n noch gar nicht gehört und gesehen hatte, diese Gelegenheit ungenutzt vorübergehen ließ, war unverzeihlich; aber Schleiermacher wirkte dabei wenigstens mittelbar ein, er zeigte bei jedem Anlasse nur Abneigung gegen Fichte, spöttelte gern über dessen Beginnen, und es reizte ihn weniges so auf, als wenn man Fichte's Geist und Richtung anrühmte. Unter den Zuhörern fand sich Ludwig Robert, mit dem ich die fast abgebrochene Bekanntschaft erneuerte; auch seine Schwester Rahel sah ich mit ihm regelmäßig eintreffen, und ich widmete ihrer anziehenden Erscheinung die lebhafteste Aufmerksamkeit, wobei

doch ein so nah und leicht unter solchen Umständen sich ereignendes Anknüpfen des Gesprächs diesmal durch Eigensinn des Zufalls unterbleiben sollte.

Ich hörte die Vorlesungen Schleiermacher's über Ethik mit großem Eifer, fand aber nicht die Befriedigung, die ich, besonders nach Harscher's Anpreisungen, der in diesen mehr sinnreichen als tiefen Schematen lebte und webte, und mit ihnen überall herumleuchtete, hatte erwarten dürfen. Das Nachschreiben, womit ich mich quälte, ermüdete mich vollends, ich gab dieses sehr bald, und allmählig auch selber die Vorlesungen auf, welches mir freilich in dem ganzen Kreise nicht zur Empfehlung gereichte. Ueberhaupt regte sich in dieser Zeit zwischen uns viel Absonderndes und Entzweiendes. Mit den Vorträgen Froriep's über vergleichende Anatomie ging es eine Zeitlang besser, es gab wenigstens fortwährend mancherlei zu sehen und der Stoff legte sich den Augen in leidlicher Ordnung dar; die geistige Verarbeitung dieses Stoffes aber blieb jedem für sich allein überlassen, oder wurde wohl gar unter dem verrufenen Namen naturphilosophischen Fürwitzes völlig abgewiesen. Ich hielt auch hier nicht bis zu Ende aus, und ein paar widrige Ausfälle gegen Steffens gaben meiner Geduld den Rest; ich stellte bei nächster Gelegenheit Froriep zu Rede, und vernahm einige kahle Entschuldigungen, daß es nicht so böse gemeint gewesen, ja nur in Voraussetzung des Beifalls der Zuhörer so ausgesprochen worden, die doch sämmtlich als Mediziner gern den Vorrang der Erfahrungswissenschaften vor den Vernunftgrübeleien behaupten würden.

Bei Madame Cohen und ihren Kindern fühlte ich mich stets am meisten heimathlich und vertraut; das Unglück, mit welchem diese werthvolle Familie fortwährend rang, konnte die Bande, welche mich ihr verknüpften, nur befestigen, und mußte sie über alle zufälligen Einwirkungen, die mich nach andern Seiten so leicht wandelbar erscheinen ließen, sicher hinwegheben. Frau von Boye war aus Schweden zum Besuch gekommen, und wohnte bei der Schwester, wodurch auch für diese wieder etwas mehr Geselligkeit sich aufschloß. Herr von Brockes, der Freund des Grafen zur Lippe, fand

sich hier ein, die Hofräthin Herz, selbst Schleiermacher; auch Madame Sander und Theremin traf ich hier unvermuthet, jedoch ihnen nicht zum Vergnügen, und wenn auch Madame Sander mit heiterer Fassung eine leichte Unbefangenheit den ganzen Abend glücklich durchspielte, so zeigte doch Theremin keine so dauerhafte Haltung, indem er zuerst das versprochene Vorlesen gänzlich von sich wies, und dann nach anderthalb Stunden mühsamen Zwanges die Geduld verlor, sich aus dem Staube machte, und seine Dame im Stich ließ, die darauf ich mit aller Artigkeit durch die nächtlichen Straßen nach Hause geleitete. Frau von Boye, welche wegen älterer Sachen von mir schon mancherlei beschwerliche Neckereien zu ertragen gehabt, wollte mir es übel nehmen, daß ich ihren eingeladenen Gast Theremin durch meine trotzend fortgesetzte Anwesenheit, aus ihrem Zimmer gleichsam verjagt hatte; ich aber rächte mich dafür, indem ich meine schärfsten Pfeile gegen einen jungen Diplomaten richtete, den sie als anständigen Begleiter und dienstfertigen Schüler und nebenher auch als verpflichteten Anbeter sich gefallen ließ, einen Herrn von Koopmanns aus Dänemark, in der That einen der unwissendsten und geputztesten Pinsel, die mir in dieser an solchen Subjekten so reichen Klasse jemals vorgekommen sind.

Unsre gemeinsamste Vereinigung hatten wir jüngern Freunde in dem Reimer'schen und Schleiermacher'schen Hause, so wie auch bei der Hofräthin Herz; besonders zu der Letzteren kamen wir gern und oft, weil hier die freundlichsten und zartesten Bezüge zugleich durch Bildung und Freiheit begünstigt waren, und keine Störung auch nur denkbar schien. Hier fanden wir auch Karl Schede wieder, nebst seiner Schwester Wilhelmine, die mit großem Eifer alles aufnahm, was in anerkanntem Geleise vorstrebend sich bemerklich machte. Das Erlernen und Ueben fremder Sprachen war bei Madame Herz schon eine althergebrachte Gewohnheit, und gab den Halt- und Mittelpunkt der vielfachsten geselligen Verbindungen, die vermöge solches in regelmäßigen Parthieen abwechselnden Stoffes nicht ganz leer werden konnten, bis nicht zum wenigsten eine ganze Litteratur erschöpft war.

Bekker las griechische Autoren mit ihr, Schede spanische und altdeutsche, im Englischen und Italiänischen wurde sie stets von mehreren Seiten als Lehrerin um Hülfe angesprochen, und sie selbst versäumte die Gelegenheit nicht, auch des Portugiesischen und Dänischen kundig zu werden. Aber außer diesen Litteraturen und Sprachen nahm ihr gebildeter Geist auch an Gegenständen des Denkens und Betrachtens allen liebreichen Antheil, den man von der Freundin Schleiermacher's wohl erwarten durfte. Harscher empfing für seine dialektischen Nachfragen und Grübeleien hier eine unerschöpfliche Nahrung, und alles was er über bestimmte persönliche Verhältnisse zur Berichtigung oder Erweiterung seines Wissens zu erfahren wünschte, so wie das, was er von seinen idealen Vorstellungen für das wirkliche Leben an einem taktfesten Bewußtsein — dafür aber galt ihm jedes ächt weibliche — zu prüfen suchte, wurde hier durchgesprochen, und in allen möglichen Formen, mit allen nahen Belegen litterarischer und persönlicher Beispiele geschmückt, meistens geistreich und nicht selten kühn und wunderlich erörtert. Liebe, Freundschaft, Weiblichkeit, und andre solche Gegenstände haben den großen Reiz, daß sie, auch wenn man das Allgemeine über sie schon ausgemacht und abgethan hätte, noch stets für die nächste Anwendbarkeit ein weites, mehr oder minder fruchtbares Feld eröffnen, auf dem jeder im Stillen seine Persönlichkeit mag weiden lassen. Auf der andern Seite war freilich dem Uebelstande nicht ganz zu entschlüpfen, daß unter geistig verbundenen Personen, denen in den wissenschaftlichen Räumen alle Thüren geöffnet waren, das Gespräch bisweilen unerwartet in irgend eine abgelegene Kammer sich verlief, wo man sich unbequem und verfangen fühlte. So geschah es wohl, daß Liebe sich zur Ehescheidung wandte, Weiblichkeit zu Sitten der Griechen und Orientalen führte, was denn Harscher ohne viele Umstände bis zur befriedigenden Einsicht verarbeitete, die Damen hingegen nicht ohne schmerzlich beibehaltenes Lächeln in Verwunderung und Verlegenheit vorübergehen ließen. Weit härter noch, und bis zur Grausamkeit peinlich konnte Marwitz werden, der eines Abends am Theetisch alle seine Beredtsamkeit aufbot, um der gütigen

Wirthin, der großen und starken Frau, gründlich in's Gesicht hinein zu demonstriren, weibliche Grazie sei mit einer solchen Gestalt, die er beschrieb, schlechterdings unverträglich. Vergebens boten wir alles auf, das schreckliche Gespräch zu beendigen, wenigstens abzulenken oder zu mäßigen, wir sahen diese schönen, noch mit Mühe freundlichen Züge schon ganz dem Uebergange zum Weinen nahe, aber nichts konnte den arglosen Redner stören, er verstärkte nur immer mehr seine Gründe und Beweise, und als er endlich, durch fühlbare Winke aufmerksam gemacht, seines abscheulichen Verstoßes inne wurde, vollendete er ihn dadurch, daß er nun ganz erschrocken um Verzeihung bat, und wiederholt betheuerte, ganz ohne Bemerkung der Person so gesprochen zu haben. Schleiermacher kam selten zu diesen gewöhnlich ungemein heitern und ergötzlichen Abenden; auch pflegte seine Anwesenheit uns nicht zu erfreuen, er war gewöhnlich müde, verdrießlich, schnitt die Unterhaltung ab, und wenn er alles gehörig in's Stocken gebracht, schlief er wohl gar ein. Auch in seinem eignen Hause und bei Reimer war seine Verstimmung auffallend, und man schrieb sie größtentheils körperlichem Uebelbefinden zu, das freilich in dieser Zeit einem wo nicht gebeugten doch bedrängten Geiste leichter als sonst obherrschend wurde.

Unter den mancherlei Personen, die wir aus dem vieljährig gesammelten Lebensschatze unsrer Freundin hier oft beziehungsreich nennen oder schildern hörten, waren die Brüder von Humboldt und Frau von Humboldt, Friedrich Schlegel und seine Frau, Tieck, und noch andre solchen Ranges und Interesses vorgekommen, kein Name jedoch vielfältiger und bedeutender, als der von Rahel Lewin. Die übrigen waren fern, diese aber lebte mit uns in derselben Stadt, sie war mit Schleiermacher und der Hofräthin Herz genau bekannt, und nur zufällig jetzt außer Umgang mit ihnen; das Verlangen sie kennen zu lernen, wurde deßhalb oftmals rege. Madame Herz sprach von ihr immer als von etwas Einzigem, Unvergleichbaren, und wenn auch in das strömende Lob hin und wieder einiger Tadel einfloß, z. B. von allzu großer Freiheit im Aussprechen ihrer Denkart und von zu geradem und selbstständigem Befolgen der eigenthümlich ge-

faßten Ueberzeugung, wobei die Weiblichkeit zuweilen mehr Bewahrung des Scheins und wenn auch nur verstellten Einklang mit der Welt verlangen dürfte, so hatte sie es doch auf keine Weise hehl, daß sie vor ihr sonst in jeder wesentlichen Beziehung alle Segel strich. Wenn eine Frau, die selber so gebildet, so kenntnißreich, so fein und sittig vor unsern Augen stand, daß sie uns für alles Frauenwesen, wie es in der Schleiermacher'schen Ethik sich darstellte, fast ein höchstes Muster und die lebendige Ausübung zu sein schien, in solcher Weise von einer andern sprach, und sie unbedingt über jede Vergleichung erhob, so war das freilich sehr auffallend, und Harscher insbesondere drang darauf, Madame Herz möchte ihre Freundin einmal mit uns zusammen einladen, wo er denn doch die Vergleichung zu Gunsten der Ersteren ausfallen zu sehen im vorgus entschlossen war, und dies offen genug bekannte. Der Besuch wurde verabredet, Rahel erschien, aber nur auf eine Stunde, da sie an Fieber litt, und also wenig dazu gestimmt, den etwas befangenen Zuschnitt der kleinen Gesellschaft abzuändern; Harscher gewann ihr keine Aufmerksamkeit ab, und als Schleiermacher kam, und gleich erfreut und ermuntert sich neben sie setzte, und mit ihr in lebhaftes Gespräch einging, wurde jede andere Anknüpfung unmöglich. Wir waren nicht wenig erstaunt, sowohl im Scherzen als im Ernste Schleiermacher nur in zweiter Rolle zu sehen, indem er willig eine gebotene Unterordnung anzunehmen schien, und wirklich ein paarmal wie geschlagen verstummte, oder doch gar sehr zu kurz kam. Als der für diesmal nicht auf längere Zeit beabsichtigte Besuch sich wegbegab, brachte er die Dame zu ihrem Wagen hinab, und konnte, als er zurückgekehrt war, ihres Rühmens kein Ende finden, mehr aber als die Worte zeugte seine Stimmung für den guten Eindruck, denn sie blieb aufgeweckt und gekräftigt für den ganzen Abend. Für uns war das ein doppeltes Phänomen, wir hatten ihn noch niemals untergeordnet, und seit langer Zeit nicht so belebt gesehen. Madame Herz suchte vergebens bei Harscher den Dank für ihre bereitwillige Veranstaltung, er war mißvergnügt, daß alles gleichsam nur für Schleier-

Digitized by Google

macher gewesen und dann verschwunden, ihn ärgerte sogar dessen fortdauernde Munterkeit, und gern hätte er die ganze Erscheinung verneint oder verkleinert, deren Uebergewicht er doch zu fühlen genöthigt, und deren vollen Werth zu ahnden er gewiß fähig war. Ich theilte seine Mißempfindung, allein in ganz anderm Bezuge, denn ich wünschte sehnlich mit diesem wunderbaren Wesen näher bekannt zu werden, gegen welches die andern so schnell verblaßten, und schon sah ich insgeheim mich mit ihm einverstandener und zusammengehöriger, als mit diesen.

Eine ziemlich gleichartige, in Zahl der Personen nicht allzu beschränkte, und doch gewissermaßen abgeschlossene Gesellschaft bildet sich alsbald ein Gemeingut von Urtheilen, Empfindungsweisen, Formen und Scherzen des Umgangs, woraus jeder seinen täglichen Bedarf ohne Anstrengung nehmen, und mit fast unfehlbarem Erfolge verbrauchen kann. Dieses Kotteriewesen, welches so bequem, aber auch so gefährlich ist, weil es den Geist des Einzelnen fast entbehrlich macht, die Eigenthümlichkeit auflöst, und die Stelle nicht einmal, wie doch das Leben in der großen vornehmen Welt noch thut, wenigstens leer läßt, sondern sogleich mit Geringem auszufüllen sucht, dieser beschleichende Anhauch wurde uns durch Frische der Studien, durch unruhige Jugendkraft, und selbst durch den allgemein ausgebreiteten Ernst der Weltverhältnisse größtentheils abgewehrt; einiges aber quoll dennoch wie durch Ritzen und Spalten in unsrer Mitte hervor, und bethörte uns zu ernstlichthuendem Spiel. Aus unserm vielfach hin und her bewegten sprachlichen Betrachten und Ausüben erhob sich der sogleich mit Gunst aufgenommene Vorschlag, uns fernerhin gegenseitig nicht mehr mit Sie, sondern im schönen ritterlichen Altdeutsch mit Ihr anzureden. Die Probe der Ausführung trat ohne Verzug ein, und die Sache war so schnell eingeübt und befestigt, daß es schien, als hätten wir nie anders gesprochen. Als wir zuerst unter Fremden damit hervortraten, war das Erstaunen allgemein, und die Sache fand zwar einigen Widerspruch, aber vielmehr Beifall, wir breiteten sie durch Ueberredung und Gewalt aus, und bald war ein großer und uns schon nicht

mehr recht angehöriger Kreis davon angesteckt. Da wir die Sache wirklich zum Exceß trieben, so legte sich endlich Schleiermacher in's Mittel, und machte besonders den Frauenzimmern ernstliche Vorstellungen, welch unangenehme Bezüge sich für sie in bevorstehenden Fällen mit dieser Neuerung und Sonderbarkeit verknüpfen könnten; ihn verdroß auch wohl, daß seine Freundin, die sich mit ihm Du nannte, gegen uns eine ähnliche Vertraulichkeit allgemein machte. Sein dringendes Abmahnen fand natürlich bei den Frauen leicht Gehör, aber unser Verdruß darüber sollte wenigstens die Schadenfreude erfahren, daß sowohl bei Madame Herz als bei Wilhelmine Schede das Uebel so eingewurzelt war, um in der ersten Zeit allen Vorsätzen hartnäckig zu widerstehen, und noch nach vielen Wochen im achtlosen Gespräch immer wieder hervorzubrechen, worüber denn der sittenrichterliche Wiedereinsetzer des Sie genug schmerzliches Leid und spöttisches Belächeln zu ertragen hatte. Diese Scherze streiften ganz nah an heftiger Entzweiung hin, denn wir hielten eifersüchtig darauf, jede Zumuthung, die den Schein einer Autorität haben könnte, schnöde zurückzuweisen, und meinten anfangs sogar die den Frauen ertheilte Abmahnung als einen Eingriff in unsre Rechte zu behandeln, ja sogar die Abtrünnigkeit vom Ihr mit der gewaltsamen Aufnöthigung des noch weit empfindlicheren Du rücksichtslos zu strafen. Ich hatte das Unglück in solchen Tücken und Härten, wenn sie einmal da waren, stets einer der Letzten von ihnen abzulassen, und ohne gutmüthige Freundeshülfe den Uebergang zur milden Ausgleichung nicht leicht zu finden.

Anmuthigeres Verhältniß, worin jedoch unterweilen auch ein stechender und beißender Zusatz aufduckte, gab mir zu fast allen jungen Frauenzimmern unsrer großen Bekanntschaft mein Talent im Ausschneiden; sie begehrten in die Wette Landschaften, Blumenkörbe und andre solche Bildwerke von mir, die ich denn auch wohl in Begleitung von Gedichten lieferte, und mir damit manchen Dank verdiente, bis ich zuletzt ungeduldig erklärte, wer von mir etwas haben wolle, müsse auch für mich etwas thun, und ich würde fortan auf Gegengaben rechnen. Es kamen nun in der That die schönsten

Digitized by Google

und feinsten Handarbeiten als Geschenke, Damen in Halle, die mir persönlich kaum bekannt waren, sandten köstliche Werke, das Reichardt'sche Haus, Nanny Schleiermacher, Wilhelmine Wolf, die Reimer'schen Frauen, alle bezeigten auf diese Art ihre Dankbarkeit oder ihre Ansprüche; ich sollte ganz überschüttet und beschämt sein, erwartete man, daß mein zwar poetisch ausgedrücktes, aber doch immer dreistes Preisfordern so erwiedert werde. Als ich diese Meinung merkte, war und zeigte ich gerade das Gegentheil, betrachtete die Arbeiten, ging sie der Reihe nach kritisch durch, ließ sie endlich als gut genug gelten, und äußerte nur, die Damen möchten sie schwerlich selbst verfertigt, sondern guten Lohnstickerinnen ein tüchtiges Stück Geld zu verdienen gegeben haben. Ein tiefer Schrei des Unwillens und der Empörung scholl gegen mich auf; die zarten Seelen fanden sich durch den schändlichen Verdacht schwer beleidigt, und kündigten mir Haß und Strafe dafür an. Die Gelegenheit dazu bot mein nächster Geburtstag, zu welchem ich von schöner Hand Geschenke zu empfangen, die übermüthige Erwartung zeigte, an deren Erfüllung jetzt am wenigsten zu denken sein konnte. Frühmorgens aber wurde mir ein Kästchen überbracht, das ein unbekannter Bote abgegeben und sich dann eilig wieder entfernt hatte. Beim Eröffnen fiel mir zuerst ein Blatt Papier in's Auge, zierlich geschrieben, Verse, die also lauteten:

An Varnhagen,

zum 21. Februar 1808.

Dichter lassen gern sich schenken,
Freu'n sich schöner Angedenken,
Wollen ausgezeichnet sein.
Drum empfange heut' die Gaben,
Welche wir bereitet haben,
Freundlich so gedenkend Dein.

Du verachtest nicht das Kleine,
Liebst vielmehr das Zierlichfeine,
Drum ist klein, was wir gesandt: —

Handschuh' erst, daß sie nicht leidet,
Die so sauber mahlt und schneidet,
Deine kunsterfahr'ne Hand.

Deine Stimme zart und süße,
Daß nicht für den Kopf sie büße,
Sieh ein Mützchen warm und schön!
Wärmend wird's auch dazu dienen,
Wenn die Muse Dir erschienen,
Die Begeistrung zu erhöh'n.

Auch ein Jäckchen zu der Mütze!
Glaube nur, es ist Dir nütze
Bei den Abendstreiferei'n.
Heb' es auf für schlimm're Tage,
Mög' es von der Krankheit Plage
Heilend Dich sodann befrei'n!

Dichter sind ja arme Teufel,
Darum ist wohl sonder Zweifel
Dir die Börse groß genug. —
Um den Dank Dir zu ersparen,
Sollst Du nimmermehr erfahren,
Wer gespielt Dir den Betrug! —

Die hier benannten Sachen lagen in der That alle zierlich gearbeitet vor Augen, doch überaus klein, zu keinerlei Gebrauch. Der Scherz hatte ein allerliebstes Ansehn, und bei allem Muthwillen die gütigste Freundlichkeit. Der Ursprung war mir keinen Augenblick zweifelhaft, und daß Schleiermacher die Hand im Spiele gehabt, und die artigen Verse dazu gemacht hatte, bezeugte von seiner Seite denn doch große Zuneigung und Werthschätzung, wie ich sie nicht mehr voraussetzte, und die gerade durch die Art, wie sie in diesen Scherz verflochten waren, mich nur um so tiefer rührten. Um keinen Preis aber hätte ich diese Rührung verrathen mögen, ich verhehlte sie mit aller Sorgfalt, und setzte meine angenommene Rolle fort. Abends bei Reimer, wo die ganze Gesellschaft beisammen war, fing ich mit gleichgültiger Ruhe die Geschenke herzuzählen an, die ich bekommen habe, erst fälschliche Blumentöpfe und Porzellantassen, deren Geberinnen ich wohl errathen könne, dann nannte ich

die in dem Kästchen gelegenen Handarbeiten der Reihe nach, hütete mich aber wohl der Kleinheit zu erwähnen; man hörte mir gespannt, doch mit guter Fassung zu, und niemand verrieth sich, als ich aber wie verloren hinzusetzte, die gestrickte Jacke sitze mir vortrefflich, denn ich habe sie auf der Stelle in Gebrauch genommen und trage sie auch eben jetzt, so war das Gekicher nicht zurückzuhalten, und der Anblick der Sachen selbst, die ich darauf nebst dem Gedicht hervorzog, und von denen manche Anwesende jetzt erst erfuhren, machte die Lustbarkeit vollkommen. Die List in Tieck's blondem Eckbart hatte hier glücklich geholfen. Der Schlußvers behielt jedoch insofern Recht, eingestanden wurde der Zusammenhang nie, wiewohl der Augenschein des Benehmens jeden Zweifel aufheben mußte, und besonders das Gedicht noch heutiges Tages seinen Vater nicht verläugnen kann, weßhalb auch seine Aufbewahrung hier um so günstiger verziehen sein mag, da stets merkwürdig bleibt, was ein solcher Mann auf dergleichen verstohlenen Nebenwegen bisweilen glücklich erzielt!

An allen diesen heitern und ernsten Vorgängen nahm Harscher lebhaften Antheil, zwar nicht immer durch persönliche Gegenwart, denn er hielt sich oft von unsern Gesellschaften zurück, und mußte es zum Theil auch, weil seine sich immer nachdrücklicher anmeldende Drüsenkrankheit ein sorgfältiges Verhalten forderte, und auch seiner Stimmung und sogar seiner Lebenslust die trübsten Nebel überwarf; aber desto geschäftiger war sein Betrachten, Klügeln, Erörtern und Folgerungziehen, womit er alles und jedes begleitete, zerlegte und verarbeitete, was irgend in unserm Kreise zu erblicken oder zu fassen war. Da wurde jedes vorgekommene Gespräch, jede zufällige Aeußerung, immer nochmals durchgesprochen und erwogen, jedes Verhältniß, jede Persönlichkeit umständlich geprüft, und nicht nur das Wirkliche, sondern auch das nur Mögliche oft in die sonderbarste Beleuchtung gestellt, wobei die Ergebnisse solcher stundenlangen, oft beharrlich durch Tage und Wochen fortgesetzten Untersuchungen in schneidende Urtheile und kräftige Vorsätze des Benehmens nicht selten mit Uebereilung ausgeprägt und in gewaltsamer

Anwendung versucht wurden. Der Scharfsinn und Humor, mit welchen Harscher seine sonst mehr theoretischen Grübeleien jetzt vorzugsweise am Stoffe der lebendigen Gegenwart ausübte, hatten Reiz und Werth genug, um zu solchen Unterhaltungen anzulocken, und der Gegenstand selbst hielt sie leicht im Gange. Was in ihnen neben großem Witz und Licht dennoch Kränkliches und Kleinliches war, zu welchen Abwegen der fürwitzigen Neugier, des ängstlichen Zweifels und mißtrauischer Empfindlichkeit diese Richtung führte, ja welche unnöthige Spannungen und Irrungen sie verursachten, kam damals wenig zu unserm Bewußtsein, obwohl die Wirkungen sich in den Thatsachen unaufhaltsam entwickelten. Zuvörderst hatte der arme Harscher selbst unsäglich von den Folgen dieser Sinnesart und Gewöhnung zu leiden. Mit gleicher peinlichen Strenge und unziemlichen Nachforschung, wie er als Leibes- und Seelen-Zergliederer die nächsten vor Augen liegenden Verhältnisse durchschnitt und durchwühlte, behandelte er auch die entfernten, heimathlichen, und brachte sich durch briefliche Aeußerungen, nachdem er schon lange Zeit den Seinigen unverständlich und nicht selten verletzend geworden war, mit seiner Familie in völliges Zerwürfniß. Die Eltern, ihren Sohn für krank haltend, oder doch seine jetzige Lebensluft ihm unzuträglich glaubend, begehrten seine Rückkehr, die er unwillig versagte, und als jene nur um so mehr darauf bestanden, hörte er auf ihnen zu schreiben, was denn zur Folge hatte, daß sie kein Geld mehr schickten. Dieser Zustand unseliger Entzweiung und störender Unsicherheit dauerte fast ein Jahr, und es läßt sich nicht sagen, was alles in dieser Zeit über die ganze Sache gesprochen, verhandelt, ersonnen und versucht wurde. Harscher durchforschte nun mit schonungslosem Eifer den ganzen bürgerlichen und sittlichen Bestand seiner Familie, ließ Eltern, Geschwister und die einflußübenden Verwandten der Reihe nach an sein Maß und in seine Wage treten, bot alle seine Erinnerungen seit frühster Jugend auf, um daraus die Züge und Farben zu vermehren, mit welchen er ein düstres und verzerrtes Bild immer gehässiger überlud. Es kam dahin, daß er seinen Vater völlig als einen Feind betrachtete, dem

er entgegenzutreten und scharfe Vorwürfe zu machen habe, wozu er sich, weil doch seinem eignen Rechte zu einer so unnatürlichen Rolle das innere Gefühl widersprach, zugleich als Anwalt seiner Mutter zu stärken suchte, deren vermeintliche Beschwerden er mit der seinen in Gedanken verflocht. Das Studium der Medizin durfte unter diesen Umständen kaum fortzusetzen sein, wenigstens war ein Vorwand gefunden, dasselbe nur lässig zu betreiben, und Plane wurden gemacht, ein unabhängiges Dasein in Bremen durch ein Lehramt, oder durch irgend eine Thätigkeit in Berlin, sogleich zu sichern.

Einen nahen und nicht minder unheilvollen Stoff peinlicher Aufreizung hatten wir an den Streitigkeiten, in welchen Bernhardi mit seiner entflohenen Frau und deren Brüdern stand. Unser Gesellschaftskreis war in dieser Hinsicht sehr verschiedenartig getheilt. Schleiermacher mußte in der Sache größtentheils Bernhardi'n Recht geben, aber Tieck war ihm persönlich werther, und die Eindrücke der Reichardt'schen Familienstimmung wirkten noch lebhaft mit. Schede war ganz mit Tieck verbunden, und gab ihm gelegentlich rechtskundigen Rath und dienliche Nachweisungen. Wir andern waren größtentheils auf Bernhardi's Seite, welches nicht hinderte, daß wir Schede'n sehr oft, und ich, weil ich zu seiner Hülfe im Griechischen den Homer mit ihm las, fast täglich, in voller Vertraulichkeit sahen, ohne uns durch den mißhelligen Punkt stören zu lassen, der dagegen bei Schleiermacher in gereizten und bisweilen erbitterten Gesprächen durchaus unangenehm hervorgehoben wurde. Bisweilen jedoch schien Schleiermacher meine Streitfertigkeit günstiger anzusehen, und mir als ritterlichen Muth anzurechnen. Dies zeigte sich auffallend bei einer Gelegenheit, wo ich es am wenigsten erwartete. Auf dem Gendarmenmarkt hatte der Mechaniker Schütz ein Puppenspiel eröffnet, dem wir schon vor mehreren Jahren, auch jetzt wieder unsre Vorliebe zuwandten, und an einem schönen Winterabende zog die ganze Gesellschaft von Reimer's in die Vorstellung des Faust. Zuletzt füllte sich der Saal noch mit einer Schaar französischer Offiziere, die sehr laut wurden, ihre Späße zwischen

die der Marionetten einſchalteten, und endlich auch, trotz der Anweſenheit der Damen, ihren Witz in Unſauberkeiten ausließen. Ich ſtand neben dem Sitze der Hofräthin Herz, und nicht geſonnen, ihr Ohr ungeſtraft ſo beleidigen zu laſſen, wandte ich mich an den nächſten der Offiziere, und hieß ihn und ſeine Kammeraden ein beſcheidueres Betragen annehmen. Nach einem kurzen Augenblicke verwunderungsvollen Erſtaunens erhob ſich ein allgemeines franzöſiſches Widerbellen, und ich ſah mich durch die heftigſten Anreden beſtürmt. Ich ging mit mehreren Offizieren hinaus, die bei Erwähnung der Piſtolen ſogleich alles in Ordnung fanden, meine Adreſſe nahmen, und darauf mit mir wieder in den Saal gingen, und das Stück nun ganz ruhig zu Ende hörten. Wir brachten den übrigen Abend bei Reimer zu, wo das Vorgefallene näher beſprochen wurde; Schleiermacher gab mir die größten Lobſprüche, daß ich ſeine und meine Freundin ſo wacker vertreten, hieß mich aber zugleich bedenken, wie viel beſſeres ich werth ſei, als mein Leben bei ſolchem Anlaſſe jedem ſchlechten Franzoſen bloß zu ſtellen, die vaterländiſche Sache habe in aller Art höhere Anſprüche an mich, und er ließ nicht nach, ich mußte ihm, nach großem Widerſtreben, endlich mit Handſchlag verſprechen, daß ich den Zweikampf nicht ohne äußerſte Nothwendigkeit eingehen würde. Damit ich nicht allein ſei, ſandte er mir Reimer's Schwager, Reinhard, frühmorgens zu, der von der Univerſität her mit ſolchen Sachen vertraut und ein guter Fechter war, aber kein Wort franzöſiſch konnte, und daher, als zwei franzöſiſche Offiziere kamen, ein ſtummer Zeuge blieb; die Herren wollten allenfalls mit der blanken Klinge, gleichſam zum Scherze, gegen mich ferrailliren, aber zu Piſtolen hatten ſie keine Luſt, und als ich erklärte, ein Deutſcher müſſe jetzt mit Franzoſen ſich nicht anders als ganz ernſtlich zum Gefechte ſtellen, meinten ſie nach einigem Hin- und Widerreden, ſie wollten die Sache, die ja gar nicht ſo ſchlimm, ſondern eigentlich unbedeutend und ohne ehrenrührige Schimpfreden geblieben ſei, bewenden laſſen, und empfahlen ſich mit vieler Artigkeit.

Ich ärgerte mich nachher, daß ich doch vielleicht zu nach-

giebig gewesen, und trug es Schleiermacher'n grollend nach, daß er mich dazu verpflichtet hatte. Er aber verfiel schnell wieder in die vorige Weise, und liebte es, mir so oft als möglich mit Schärfe zu widersprechen. Dies that er oft ohne weiteren Anlaß, als daß er dem älteren Focke, den wir durchaus nicht leiden konnten, und dem wir disputirend und rechtend nur allzu gern zusetzten, und Spott und Abfertigung nicht ersparten, daß er diesem, übrigens auch ihm selbst nicht sonderlich angenehmen Gesellen die Stange halten wollte, und ihn gegen uns vertrat. Dies erbitterte uns nur um so mehr, und wir beschlossen, ihn bei erster Gelegenheit recht ordentlich schachmatt zu setzen. Diese Gelegenheit gab er schneller und stärker, als wir vermuthen konnten. Er erzählte eines Abends bei Schleiermacher in unsrer und Schede's Gegenwart, Bernhardi habe jetzt bei Gericht eine, durch Aufforderung an ausländische Obrigkeiten unterstützte Ermächtigung erlangt, seine Kinder, wo er sie treffe, der Mutter wegzunehmen. Focke hatte kein Recht, ein Geheimniß des Gerichts, bei welchem er arbeitete, zur Unterhaltung auszuplaudern, im Beisein Schede's, des Freundes der Gegenparthei, wurde dies geradezu ein Verrath, welcher den Zweck der Maßregel vereiteln konnte, und in unsrer Empörung beschlossen wir, daß er diesmal der verdienten Strafe nicht entgehen solle. Ich sagte den Vorgang zuerst Bernhardi'n, der mir den erwünschten Auftrag gab, in seinem Namen Herrn Focke einen dummen Esel zu heißen. Wir besprachen den Fall und kamen überein, von solcher wichtigen Vollmacht einen feierlichen Gebrauch zu machen, und dabei auch in unserm eignen Namen das Nöthige anzubringen. Der nächste Abend, den wir wieder bei Schleiermacher zubrachten, verlief in ungewöhnlicher Schweigsamkeit und Haltung; eben so gingen wir still zusammen fort, und ruhig die Straße hinab, Focke mit uns. An dem ersten Scheidewege machten wir Halt, ich trat vor, und richtete in einer förmlichen Anrede Focke'n die von Bernhardi gegebene Bestellung aus, der ich hinzufügte, daß auch wir Andern seine Gegenwart schon längst unangenehm fänden, und ihm riethen, die Orte zu meiden, wo er uns vermuthen könnte; ich fügte noch

hinzu, daß wir seinen in Halle erduldeten Verruf, kraft dessen niemand sich mit ihm schlagen durfte, in Berlin nicht rechnen wollten, und so möchte er denn wissen, daß wir unsre Worte gegen ihn auf jede Art zu behaupten vollkommen bereit wären. Focke, nach einiger stotternden Gegenrede, beging die unbegreifliche Dummheit, es für einen guten Ausweg zu halten, daß er mir unversehens einen Schlag auf den Arm gab und dann fortrennen wollte. Allein der Weg war nicht frei, ich war ihm mit Einem Schritt auf den Hacken, und als er zwei mächtige Stockstreiche auf dem Rücken fühlte, wandte er sich wieder, suchte gut juristisch zu läugnen, daß er zuerst ausgeschlagen, und erst als er sah, daß er damit nicht durchkam, nahm er die Sache muthig, forderte mich auf Pistolen, und setzte die Bedingung, daß einer von uns auf dem Platze bleiben müsse, welches angenommen wurde. Nun gingen wir beiderseits unsre Wege ruhig nach Hause, Focke allein, ich mit Willisen, Winterfeld, Harscher und Chamisso; die beiden Gerlach waren gleich anfangs, um in nichts Aergerliches verflochten zu werden, mit ängstlicher Hast fortgeeilt.

Am andern Tage kam der jüngere Focke zu Harscher, beklagte das schlechte Benehmen seines Bruders, und erzählte, derselbe wolle Bernhardi'n verklagen, was diesem jetzt gewiß das Unangenehmste sein würde, und habe auch mich verklagen wollen, jedoch meine Schleiermacher, bei dem er in aller Frühe sich Rathes erholt, ohne Zweikampf könne er wohl in Betreff meiner nicht füglich aus der Sache kommen, er rathe ihm, sich gut einzuüben, und mir dann wo möglich ein Denkzeichen zu geben, welches ich sehr verdiente, denn ich hätte immer Zänkereien, und noch nicht lange sei es her, daß ich mit französischen Offizieren Händel angefangen. Die Partheilichkeit Schleiermacher's in der ihm erst einseitig bekannten Sache, that mir wehe, die Entstellung und falsche Anwendung aber, die er dem Vorfall im Puppenspiel gegen sein eignes bessres Wissen gab, empörte mich. Als er mir daher auf der Straße begegnete, und mich mit Vorwürfen ansprach, was ich denn wieder angestiftet, und nach solchen Dingen könne ich sein Haus nicht mehr besuchen, fand er

mich vollkommen gerüstet, ich antwortete ihm mit Heftigkeit, warf ihm meinerseits vor, daß er, ein Prediger, so unwürdige Rathschläge ertheile, und besonders, daß er den Vorgang mit den Franzosen, den er mir so lobend zur Ehre gerechnet und dessen glimpflichen Ausgang er selber zum Theil bedingt habe, jetzt zu meinem Nachtheil angeben wolle; übrigens werde ihn sein Schützling, könne ich ihm voraussagen, häßlich im Stich lassen, denn der Rath, den er in Waffensachen beim Prediger gesucht, sei ihm viel zu kriegerisch ausgefallen, und er werde ihn nicht befolgen. Schleiermacher war beschämt und betroffen, wie ich ihn vorher und nachher nie gesehen, die Thatsache selbst, daß ich dies alles wußte, zeigte die Unwürdigkeit des Ausplauderers, der das Vertrauen und die Wohlmeinung gleich so mißbraucht und seinen Rathgeber dadurch bloßgestellt hatte; die Anzüglichkeit für den christlichen Prediger, die ich mit Absicht nachdrücklich wiederholte, verdroß ihn besonders, er mußte dann den ganzen Hergang auch von meiner Seite umständlich vernehmen, und manches ihm von Focke Verschwiegene, oder ganz falsch Erzählte, in wahrhaftem Bericht hören, und sagte zuletzt mit Unwillen, wenn Focke sich im Verlaufe der Sache nicht besser betrüge, als bei diesem Anfange, so bliebe ihm freilich kein Anspruch auf Ehre und Achtung mehr. Unser Gespräch war höchst leidenschaftlich, aber gerade dadurch auch der Rührung sehr nahe, wir gingen Stunden lang in größter Bewegung und schmerzlichster Erörterung durch die Straßen hin, und als wir endlich dennoch unversöhnt auseinander gingen, waren uns beiden die Augen feucht. Harscher und Willisen, als sie dieses Zwischenspiel erfuhren, waren überzeugt, Schleiermacher werde seine Partheilichkeit für den Unwerthen bald bereuen, seine harten Aeußerungen zurücknehmen, und uns nach wie vor freundlich sein.

Mittlerweile war auch Bernhardi von der Sache in Kenntniß gesetzt worden; dieser aber, ängstlich gemacht durch die Drohung gerichtlicher Klage, bat Schleiermacher'n um Begütigung des Beleidigten, indem er ein Bedauern ausdrückte, das einer Abbitte nur allzu ähnlich sah. Ich machte

mir nichts daraus, daß ich die Last allein tragen sollte, bemitleidete Bernhardi'n, und schritt nur um so ernstlicher vor. Focke wurde benachrichtigt, daß ich mir Willisen zum Beistand erwählt, und wenn er wegen der bewußten Sache nähere Verabredung wünsche, so möge er nur an diesen sich wenden. Bald erschien auch bei Willisen ein Herr von Madeweis aus Halle, als Focke's Beauftragter, um einen Kampf nach hallischer Art mit Hiebern und Hieb abfangenden Sekundanten vorzuschlagen; allein er wurde sehr bald verständigt, hier sei von ganz andern Dingen als solcher unschädlichen Spielerei die Rede, es seien Pistolen genannt, und der Gegner selbst habe die Bedingung gesetzt, daß einer auf dem Platze bleiben müsse. Herr von Madeweis zuckte die Achseln, und meinte, dann sehe es schlimm aus, denn Focke habe nur nach großem Zureden und mit vielem Zagen sich auf jene Fechtart einlassen wollen, indeß wolle er demselben diese Erwiederung berichten. Nach ein paar Tagen erschien Herr von Madeweis wieder, aber nur um zu sagen, daß er selber jetzt von Focke sich völlig lossage, und mit dessen Sache nichts mehr zu thun haben wolle, denn derselbe benehme sich ganz jammervoll, nehme seine scharfe Herausforderung als übereilt zurück, und werde sich höchstens auf jene hallische Art, wenn dies aber nicht beliebt würde, gar nicht schlagen, sondern die Sache beruhen lassen. Willisen wies den Hiebervorschlag mit Verachtung ab, und erklärte, er würde niemals zugeben, daß eine Forderung auf Pistolen, wobei er das Amt eines Sekundanten übernommen, eine so klägliche Herabstimmung erleide. Damit war die ganze Sache aus. Willisen aber schrieb an Schleiermacher über diesen Ausgang einen kurzen Bericht, welchen auch Harscher, Chamisso und Winterfeld mitunterzeichneten, und der mit der Andeutung schloß, daß Schleiermacher nun doch wohl werde bekennen müssen, seiner Erwartung durch seinen Schützling gar wenig entsprochen zu sehen. Da ich ihn nicht mehr besuchen konnte, so vermieden auch die Freunde seine Wohnung, und da er nichts that um einzulenken, so setzte sich diese Scheidung ganz und gar fest. Zwar benutzte Schleiermacher späterhin die Gelegenheit eines litterarischen

Gastmahls im Thiergarten, wobei wir mit ihm zusammentrafen, um mir, zum Erstaunen und Wunder der Uebrigen, die ausgezeichnetste Freundlichkeit recht auffallend zu bezeigen, indem er seinen Platz verließ und hinter meinen Stuhl tretend eine lange Zeit mit schmeichelhafter Beeiferung zu mir sprach, und besonders auch Witz und Scherz an mich richtete; allein wie ehrenvoll dies auch für mich erscheinen, wie sehr es einem Neuegeständniß, einem Wiedergutmachen ähnlich sehen mochte, und allen von dem Zusammenhange näher Unterrichteten wirklich dafür gelten mußte, so kam doch das ausdrückliche Wort einer Reparation nicht vor, die Zurücknahme der ausgesprochenen Ausschließung erfolgte nicht, und der Bruch dauerte ungeheilt fort. Ja nach diesem Auftritte schien er das Recht mir zu grollen, nur noch entschiedener festhalten zu wollen, und that noch zwölf Jahre später aus demselben Grunde ganz böse gegen mich. Ob er damals gedacht habe, nach solchem Entgegenkommen, sei nun an mir die Reihe, bittende Demuth zu zeigen, oder ob er es meiner arglistigen Betriebsamkeit zugeschrieben, daß meine Freunde gegen ihn im Trotz verharrten, der ihm so empfindlich war, als ihm von ihrer Seite unbegründet schien, oder ob neue Antriebe sich hinzufanden, vielleicht durch entstellende Klätschereien: ich weiß es nicht, und habe niemals Aufschluß über dies Benehmen erlangen können, das auch allen mitwissenden Freunden, selbst Reimer'n und der Hofräthin Herz, völlig räthselhaft geblieben ist.

So hatte ich denn binnen Jahresfrist nach vielen Seiten lebhafte und trennende Händel genug gehabt, und mich auf dem Wege zum Zweikampfe zu dreienmalen befunden, ohne daß es je wirklich dazu gekommen wäre; ein Fall, den mir das Schicksal besonders ausersehen haben muß, denn er wiederholte sich mir in der Folge noch öfters, ohne daß ich den Anlaß gesucht, noch hinwieder den scharfen Ausgang vermieden hätte!

Diese heftigen Vorgänge und Spannungen regten mein Gemüth störend auf, aber ohne doch tief in dessen Innerstes einzudringen, der Grund eines festen und heitern Daseins blieb mir unerschüttert, denn in liebevollen Neigungen und

ſtreugen Richtungen trug ich den Gegenſatz all jener übermüthigen Schärfe oder leichtſinnigen Aufwallung, und dem innern Bewußtſein fehlte auch die Zuſtimmung von außen nicht, welche mich bei manchem einzelnen Tadel, doch im Ganzen wegen meines Treibens und Benehmens nicht nur freiſprach, ſondern auch belobte. Sollte mir jedoch in der Abrechnung zwiſchen gehabtem Recht und begangenem Unrecht ein Ueberſchuß von letzterem zur Schuld bleiben, und irgend ein Bezug mir als verdiente Strafe dafür zu deuten geweſen ſein, ſo gab zu einer ſolchen Deutung der Stoff ſich nur allzu leicht und ſchnell an die Hand. Denn gerade in jenen Neigungen und Richtungen, die als feſte und unerſchütterliche unter ſo vielem Wandelbaren mich für dieſes tröſteten, ſah ich mir Schwankungen und Störungen zukommen, die ich darin nicht verſchuldet zu haben glaubte. Die Briefe von Fanny begannen eine trübe, ſchwermüthige Färbung anzunehmen, und gingen mit herzlichem Vertrauen und ſchöner Innigkeit mehr und mehr in Erörterungen und Bekenntniſſe über, welchen ich leidenſchaftlich widerſprechen mußte. Das Weſentliche davon war, daß meine Freundin, gerade indem ſie unſre Freundſchaft als das ſchönſte Glück ihres Lebens und als die reichſte Ausſicht ihrer Zukunft pries, doch den Sinn und die Geſtalt unſrer Verbindung in einer Weiſe bezeichnete, die jenem Glück und jener Ausſicht nur verdüſternde Umwölkung brachte. Die vernünftigen Gründe, welche ſich dieſer Reſignation beigeſellten, wären leicht zu bekämpfen geweſen, aber die leidenſchaftlichen Antriebe, welche ſich in ihr nicht verhehlten, machten mich beſtürzt und rathlos. Es wirkte hier in der That eine tiefe Empfindung, welche ſich nicht abtödten, ſondern vielmehr um ſo reiner und ſichrer bewahren wollte, indem ſie den Wagniſſen und Verwirrungen entſagte, die ihrem Weitergehen, dem innern ſowohl als dem äußern, bevorzuſtehen ſchienen. Anſtatt aber dieſen Sinn anzunehmen und zu ehren, oder, im Fall ich ihn zu theilen unfähig war, dem prüfenden Einfluß einer künftigen Gegenwart ruhig zu überlaſſen, erregte ich mir und meiner Freundin die ſchmerzlichſten Qualen des Gemüths, und gab mich endlich nur inſofern zufrieden, als

mir ein Vorbehalt auf künftigen andern Spruch sich befestigen durfte; womit ich doch eigentlich mich selber nur täuschte, denn es war zu meinem Leiden unwidersprechlich gewiß geworden, daß meine innersten Lebenspunkte von Zweifel und Gefahr berührt werden konnten, und ich ging unmerklich zu der Vorstellung über, die ich bestreiten wollte.

Bei solchen Unruhen und Störungen hielt ich noch kräftig genug an meinen Studien fest, die auch den dialektischen Erschütterungen, welche Harscher gegen unsern gemeinsamen medizinischen Beruf täglich erneuerte, glücklich widerstanden. Außer der Neigung, welche mir für diese Studien doch theilweise noch immer blieb, bestärkte mich in dieser Bahn auch der Wunsch, den Erwartungen zu entsprechen, welche sich bei den Freunden meines Vaters, die auch die meinigen sein wollten, ganz ohne Frage festgestellt hatten, ich würde einst meinen Vater in diesem Fach ersetzen, und sie bethätigten ihre gute Meinung durch ansehnliche Unterstützung, die sie mir seit meiner letzten Anwesenheit in Hamburg, zukommen ließen, wie ich glaube, aus den Hülfsmitteln der sogenannten patriotischen Gesellschaft, deren eifriges Mitglied mein Vater gewesen war. Das von diesen guten Bürgern auf mich vererbte Zutrauen ging so weit, daß sie mir geradezu verhießen, sie warteten nur darauf, daß ich als Doktor in Hamburg mich niederließe, um mich sogleich zum Arzt anzunehmen. Ich trieb das Griechische nebenher mit Eifer, las auch viel Französisches, besonders die Schriften von Diderot mit so viel Erstaunen als Vergnügen. An dem Doppelroman wurde lässig fortgearbeitet, auch versuchte ich allerlei in eignen Gedichten; dagegen wies ich das Ansinnen des spanischen Gesandten Generals Pardo, eine griechische Idylle von seiner Arbeit zu Ehren des Friedensfürsten Godoï in deutsche Hexameter zu übersetzen, weit von mir weg, und vernachlässigte die ganze Bekanntschaft, welche mit meinem politischen Sinne ohnehin gar nicht übereinstimmte. Die Freunde gingen übrigens in aufgereizter Deutschheit, in mühsamen Sprachstudien, in befangener Geselligkeit, und in nach hmendem Philosophiren und Dichten ihren Gang

ſchleudernd fort, und keiner von ihnen mochte mit mir Schritt halten, der ich allerdings in ganz andern geſteigerten Bedürfniſſen des Gemüths und Geiſtes lebte. Das Unterſuchen und Klügeln, worin Harſcher ſich eingeſponnen hatte, wurde täglich lebloſer, und die unfruchtbare, verzweiflungsvolle Oede dieſer in ein ewiges Einerlei verfallenden Wiederholungen ließ mich heftig nach einer neuen friſchen Lebensquelle ausblicken.

In dieſer Stimmung, ſo vorbereitet, ſo empfänglich reif und bedürftig in Geiſt und Gemüth für neuen Reiz und neuen Troſt, begegnete ich eines Nachmittags in noch ſchneeigem Frühlingswetter unter den Linden unvermuthet Rahel Lewin; ihre Begleiterin, Nettchen Markuſe, war mir vom Cohen'ſchen Hauſe her wohl bekannt, ich redete dieſe an, und indem ich eine Strecke mitging, ergab ſich ſo unbefangen als erwünſcht auch ein Geſpräch mit Rahel. Ich fand mich außerordentlich angezogen, und bot all meinen Witz auf, um die ſchöne Gelegenheit nicht ungenutzt vergehen zu laſſen; ich wußte unter andern eines ihrer eigenthümlich ausdrucksvollen Worte, das auf Umwegen bis zu mir gelangt war, mit Bedeutung ſo hinzuwerfen, daß darin halb eine ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit, halb ein neckender Angriff lag. Sie bemerkte beides, ſah mich durchdringend an, gleichſam mein Unterſtehen an mir ſelber abzumeſſen, und erwiederte dann, ſie könne es wohl vertragen, daß man ſie citire, aber nicht füglich zugeben, daß es falſch geſchehe; ſie hatte in der That einiges in der Aeußerung, welche als die ihrige gegeben war, zu berichtigen. Ich entſchuldigte mich, daß mir die Aechtheit deſſen, was ich leider ſo weit von ſeinem Urſprunge nach Gunſt des Zufalls auffangen müſſe, nicht verbürgt ſein könne, und die Folge meiner artigen Wendung war der Rath, mich lieber ſelbſt bei der Quelle ſolcher Aeußerungen einzufinden. Gleich in den nächſten Tagen machte ich von dieſer Erlaubniß den erſehnten Gebrauch. Rahel wohnte damals in der Jägerſtraße, der Seehandlung ſchräg gegenüber, in Obhut und Fürſorge der trefflichen Mutter, deren altwürdiges und reichliches Hausweſen auch noch andre Familienglieder hegte. Zuweilen hatte

Digitized by Google

ich um Ludwig Robert zu besuchen diese Wohnung gleichgültig betreten; mit wie viel andern Erwartungen und Gesinnungen, und zu welch andern Geschickseinflüssen betrat ich sie jetzt.

In einzelnen Menschen, oder in einer Gemeinsamkeit einander sich ergänzender und übertragender Persönlichkeiten war mir schon einigemal das Heil wiederfahren, mich durch das bloße Lebensbegegniß, ohne mühsames Streben und Verdienst, ohne Pein der Allmählichkeit, sondern im Schwunge des vollen Glückes und gleichsam durch Einen Ruck, auf ein erhöhtes Lebensfeld versetzt zu sehen, wo schon die Luft, die ich athmete, die Sinneseindrücke, die mir zukamen, das lebendige Spiel der umgebenden Elemente, mir ein neues Dasein erschlossen und mich einer neuen Bildung theilhaft machten, wo dann weiterhin wohl Eifer und Mühe folgerecht und nachhaltig mitwirken und den Gewinn ordnen und bewahren konnten, ihn selbst aber nimmermehr hervorzubringen vermocht hätten. Solcher gesteigerten Lebensstufen zählte ich bis dahin hauptsächlich drei, das erste Andringen allgemeinen geistigen Lebens im Beginn meiner Studien zu Berlin, das Freiwerden eines sich selbst bestimmenden und lebensthätigen Dastehens im Cohen'schen Hause, die kräftigende Weihe der akademischen Herrlichkeit zu Halle. Jetzt kam, acht Jahre nach jener ersten, die vierte hinzu, durch das Bekanntwerden mit Rahel; ein Wiederaufnehmen, ein Zusammenfassen und ein Abschließen aller früheren, ja der ganzen Erlebungsweise, denn wie viel Neues, Großes und Unerwartetes auch ferner mir in einem wechselvollen Leben begegnet ist, wie mancherlei Gutes und Liebes sich mir entwickelt und angeeignet hat, so ist doch in diesen vierundzwanzig Jahren, die ich seit jenem Zeitpunkte zähle, mir kein Begegniß, keine innere noch äußere Lebenserfahrung mir wiedergekehrt, die ich jener genannten anreihen, und mit ihr und den vorhergegangenen in gleichen Werth stellen könnte. So ist mir noch heute Rahel*) das Neueste und Frischeste meines ganzen Lebens, und indem ich aufzeichnen will, von welchen Umständen und Stimmungen

*) Geschrieben im Sommer 1832.

unſer beginnendes Verhältniß begleitet war, darf ich den warmen und zarten Hauch jener ſchönen Vorſtellung nicht erſt künſtlich hervorrufen, denn ich fühle ihn und freue mich ſeiner noch wie damals; aber zu fürchten hab' ich gleichwohl, daß meine Schilderung ſich durch die Bekümmerniß verdüſtert, welche, während ich dieſes ſchreibe, meiner Seele in vielfacher Sorge um die geliebte, von ſtürmiſchen Leiden hart befallene Freundin angſtvoll auferlegt iſt! Welch tröſtlichſter Rückblick wird hier zum ſchmerzlichſten gewandelt!

Ich darf hier keine Schilderung meiner theuern Rahel verſuchen; ſie ganz zu kennen und zu würdigen, kann ich niemanden zumuthen, der nicht in anhaltender Fortdauer und in allen Beziehungen ihr vertrauter Lebensgenoſſe war; denn ſelbſt ihre Briefe, wie reich und eigenthümlich auch die Quellen ihres Geiſtes und Gemüthes dort ſprudeln, geben nur ein unvollkommnes Bild von ihrem Weſen, deſſen Hauptſache gerade die urſprüngliche, unmittelbare Lebendigkeit iſt, wo alles ganz anders ausſieht, leuchtet und ſchattet, erregt und fortreißt, begütigt und verſöhnt, als irgend Bericht oder Darſtellung wiederzugeben vermag. Ich will nur unternehmen, in kurzen Zügen den Eindruck zu bezeichnen, welchen dies Weſen damals auf mich machte.

Zuvörderſt kann ich ſagen, daß ich in ihrer Gegenwart das volle Gefühl hatte, einen ächten Menſchen, dies herrliche Gottesgeſchöpf in ſeinem reinſten und vollſtändigſten Typus vor mir zu haben, überall Natur und Geiſt in friſchem Wechſelhauche, überall organiſches Gebild, zuckende Faſer, mitlebender Zuſammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geiſtes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unſchuld und durch Klugheit, und dabei in Worten wie in Handlungen die raſcheſte, gewandteſte, zutreffendſte Gegenwart. Dies alles war durchwärmt von der reinſten Güte, der ſchönſten, ſtets regen und thätigen Menſchenliebe, der zarteſten Achtung für jede Perſönlichkeit, der lebhafteſten Theilnahme für fremdes Wohl und Weh. Die Vorzüge menſchlicher Erſcheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, fand ich hier beiſammen, Geiſt und Witz,

Tiefsinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskraft und Laune, verbunden zu einer Folge von raschen, leisen, graziösen Lebensbewegungen, welche, gleich Goethe's Worten, ganz dicht an der Sache sich halten, ja diese selber sind, und mit der ganzen Macht ihres tiefsten Gehaltes augenblicklich wirken. Neben allem Großen und Scharfen quoll aber auch immerfort die weibliche Milde und Anmuth hervor, welche besonders den Augen und dem edlen Munde, den lieblichsten Ausdruck gab, ohne den starken der gewaltigen Leidenschaft und des heftigsten Aufwallens zu verhindern.

Ob man sich in dieser Mischung von entgegenstehenden Gaben und streitigen Elementen, wie ich sie anzudeuten versucht habe, sogleich zurecht finden wird, bezweifle ich fast. Mir wenigstens war es beschieden, erst vermittelst mancher Ungewißheit und manches Irrthums auf die rechte Bahn zu kommen, indem ich nur in dem Einen auf der Stelle bestimmt und auf immer fest war, daß mir der außerordentlichste und werthvollste Gegenstand vor Augen sei. Irgend ein Vorurtheil, wie das mißfällige Gerede der Leute aus den verschiedensten Kreisen und Standpunkten seit so langer Zeit mir wohl hätte aufbürden mögen, hatte ich nicht, auch wäre dasselbe an ihrer Gegenwart sogleich zerschellt; der schlichte natürliche Empfang, die harmlose Klarheit und das anspruchslose Wohlbehagen des anfänglich nur auf Gleichgültigkeiten fallenden Gesprächs, mußten jede mitgebrachte Spannung auflösen, und nach und nach erhob sich dagegen eine neue, die ganz dem Augenblicke selber angehörte, und schon darin begründet lag, daß jedes Wort, rein und lauter wie der frische Quell aus dem Felsen, auch dem Gleichgültigsten einen Reiz des Lebens, einen Karakter von Wahrheit und Ursprünglichkeit gab, welche durch die bloße Berührung jedes Gewöhnliche zu Ungewöhnlichem verwandelten. Ich empfand auf diese Weise eine neue Atmosphäre, die mich wie Poesie anwehte, und zwar durch das Gegentheil dessen, was gemeinhin so heißt, durch Wirklichkeit anstatt der Täuschung, durch Aechtheit anstatt des Scheins. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß unser Gespräch, dem nach allen Seiten so viele Wege vollkommen vorbereitet waren, sehr bald auf

bedeutendere Dinge überging, und endlich ganz in Beziehungen des innern Lebens verweilte, zu welchen Bücher, Personen und Verhältnisse, die jeder von seiner Seite kannte und auch dem andern bekannt wußte, den ergiebigen Stoff nicht mangeln ließen. Wir sprachen von Friedrich Schlegel, von Tieck, von Frau von Staël, von Goethe, theils in litterarischer, theils in gesellschaftlicher Hinsicht, und unsre eigne Sinnesweise konnte sich an diesen bedeutenden Anknüpfungspunkten sehr gut entfalten und ungewöhnliche Bekenntnisse mit vieler Freiheit wagen, ohne die Zurückhaltung einer ersten Bekanntschaft zu überschreiten.

Nicht gar zu lange waren wir allein geblieben, so fand sich andre Gesellschaft ein; der Major von Schack, vom Regiment Gensd'armes, der das Unglück und die Schmach des preußischen Militairs mit großer Fassung trug, und noch sogar einigen Schimmer in die jüngst vergangene Zeit zurückwarf, wo er und die Seinigen als Glanz und Blüthe dieses stolzen Kriegswesens erschienen waren; der stattliche, weltmännisch frei und klug sich bewegende, in allen Untugenden erfahrne, dabei persönlich tapfre Edelmann würde doch schwerlich einen günstigen Eindruck gemacht haben, hätte ihm nicht, als Zuflucht des Bessern in ihm und als Auflösungsmittel von Schlechterem, ein unerschöpflicher Humor gedient, der in Witz und Satire einen geistigen Gehalt kund gab, und dadurch manchem sonst Verwerflichem ein Gegengewicht wurde; ihn begleitete bei seinen podagrischen Leiden ein führender Freund, Namens Vetter, ein ausgemachter Civilist, vortrefflich angezogen, fein und gewandt, mehr ausweichend als vordringend, nach eignem Sinne aufmerksam und träumerisch, in seinen unwillkürlichen Aeußerungen meist überraschend original und launig, und von seiner Stimmung oder seinem Standpunkt aus auch gründlich wahr. Ich hatte von ihm schon oft und mancherlei gehört, jetzt konnte ich die fremden Urtheile an ihm selber messen. Nächst einigen andern Personen, worunter ein gutmüthiger französischer Offizier, Kapitain Bribes, als Einquartirung, erschien auch unvermuthet noch Frau von Boye, die für mich unter so vielen Fremden zwar kein Anhalt mehr sein konnte, aber

doch vermittelnd wirkte. Die Gesellschaft war ungemein belebt, in größter Freiheit und Behaglichkeit, jeder gab sich als das, was er sein konnte, es war kein Grund noch Hoffnung des Gelingens, hier irgend einen Schein zu heucheln, die Unbefangenheit und gute Laune Rahel's, ihr Geist der Wahrheit und des Geltenlassens, walteten ungestört; ich durfte mich mit jugendlicher Uebertreibung gegen die Franzosen ereifern, ein Andrer seine theatralischen Mittheilungen auskramen, der Franzose empfing in seinen Liebesangelegenheiten launigen Rath von Schack, und dieser ließ Vetter seine heftig demokratischen Gesinnungen anhören; alles ging leicht und harmlos dahin, jeder zu herbe Ernst wurde von Witz und Scherz aufgefangen, die ihrerseits wieder, bevor sie ausarten konnten, von Wahrheit und Verstand ergriffen wurden, und so blieb alles belebt zugleich und gemäßigt; ein wiederholter Anflug von Musik, wozu das offne Fortepiano einlud — Rahel war sinnvolle Kennerin und fertige Meisterin —, vollendete das Ganze, und man trennte sich noch bei guter Zeit, in erhöhter und klarer Stimmung, die ich für mich allein dann unter dem reinen Sternenhimmel noch eine Weile nachgenoß, indem ich vergebens in meinen bisherigen Erinnerungen einen ähnlichen Abend suchte.

Wenige Tage nur ließ meine Ungeduld einem wiederholten Besuche vorangehen, und schon mit diesem wuchs das Vertrauen so schnell, daß ich nun täglich zu kommen mich berechtigt hielt. Ich war begierig diese neuen Anschauungen zu verfolgen, diesen eigenthümlichen Wahrheiten und großartigen Aufschlüssen, welche sich mit jedem Schritte glänzender vor mir ausbreiteten, noch näher zu treten, und diese neuen, von Einsicht durchströmten Empfindungen zu genießen, deren ich gewahr wurde. Unendlich reizend und fruchtbar war diese Erstlingszeit eines begeisterten Umganges, in welchem auch ich die besten Güter zum Tausche brachte, die ich besaß, und insofern kaum geringere als ich empfing. Hier fand ich das Wunder anzustaunen, daß Rahel, in gleichem Maße, als Andre sich zu verstellen suchen, ihr wahres Innere zu enthüllen strebte, von ihren Begegnissen, Leiden, Wünschen und Erwartungen, möchten ihr dieselben auch zum Nachtheil

auszulegen sein, ja ihr selber als Gebrechen und Fehl erscheinen, mit eben solcher Unbefangenheit und tiefen Wahrheit sprach, als hätte sie nur Günstiges und Schmeichelhaftes anzuführen, sich nur der schönsten Glückesfälle zu rühmen gehabt. Diese Aufrichtigkeit, derengleichen ich nie in einem andern Menschen wieder gesehen habe, und deren sogar J. J. Rousseau nur in schriftlicher Mittheilung fähig gewesen zu sein scheint, konnte mich sogar einigermaßen bedenklich und irre machen, indem oft scharfe Härten aus den leidenschaftlichen Bekenntnissen hervorsprühten, und in dem Erlebten wie in dem darüber Gedachten ein eignes Element aufwogte, das als gewaltsam und schonungslos leicht widrige Empfindungen weckte, besonders wenn man voraussetzte, daß nach der gewöhnlichen Weise auch hier neben dem Ausgesprochenen noch Verschwiegenes im Hintergrunde liege. Dies war aber hier der Fall keineswegs; Rahel sagte in Betreff ihrer selbst rücksichtslos die ganze Wahrheit, und würde, auch die beschämendste und nachtheiligste, wäre eine solche vorhanden gewesen, demjenigen nicht verhehlt haben, der im Schein edlen Vertrauens und einsichtiger Theilnahme sie darum befragt hätte. Sie glaubte, indem sie wahr sei, niemals sich etwas zu vergeben, noch durch Verschweigen etwas zu gewinnen, und dieses höchste, ausgleichende, versöhnende Interesse für die Mittheilung der Wahrheit, welches sie empfand, setzte sie für deren Würdigung auch bei Andern, stets, wiewohl leider meist fälschlich, immer auf's neue voraus. Ich sah nun Rahel auch in ihrer Familie, die treffliche Mutter war mir bald gewogen, die Andern aber ließ ich in gleichgültiger Höflichkeit, und Ludwig Robert fand mich freilich für seine Verse jetzt noch weniger aufmerksam, als früher. Hier mußte mir nun sofort ein unermeßlicher Abstand klar werden, der zwischen Rahel und ihren sämmtlichen Geschwistern lag. Sie stand in der Mitte eines größeren Familienkreises völlig allein, nicht verstanden, nicht anerkannt, nicht gehegt und geliebt, wie sie es bedurfte und verdiente, sondern gleichgültig außer Acht gelassen, oder eigensüchtig benutzt und mißbraucht, wenn die Gelegenheit sich anbot; ihre außerordentlichen Gaben, sofern sie als That-

sachen auch äußerlich hervortraten, konnte man ihr nicht absprechen, eigenthümliche Denk- und Sinnesart, Gemüthskraft, Geist, Witz und Laune, mußte man ihr zugestehen, aber keiner von ihren Brüdern glaubte davon nicht wenigstens eben so viel zu haben, und noch dazu die größere Besonnenheit und Ruhe, wofür man sich die nüchterne Selbstsucht und theilnahmlose Mattigkeit anrechnete. Mit dem, was Rahel ihnen großmüthig lieh und als Almosen spendete, glaubten die Andern ihr überlegen zu sein. Von der Flamme edler Begeisterung, von dem Triebe menschlich reinen Mitgefühls, von dem heiligen Dienste der Wahrheit, welche Rahel's Inneres erfüllten, ihre Eigenschaften beseelten und bewegten, von diesem innern Wesen wußten die Andern nichts. Sie selbst aber setzte alles, was in ihr war, auch bei ihnen voraus, nahm jeden Funken von Gabe und Willen, von Sinn und Leisten, mit höchster Anerkennung, mit entzückender Güte auf, und konnte es nicht begreifen, wenn die weitern Aeußerungen und Handlungen dann mit den so günstig Gedeuteten nur allzu bald nicht mehr übereinstimmen wollten. Aus diesem Gegensatz und Irrthum entstanden natürlich viele Unrichtigkeiten und Nachtheile, deren Folgen sich späterhin traurig genug darstellten; die Sache selbst aber war mir schon damals deutlich, und ich wollte mein Einsehen nicht einmal sehr verhehlen. Ich glaubte Iphigenie'n unter den Barbaren in Tauris aufzufinden, und fühlte mich nur um so stärker zu ihr hingezogen, als ich mir bewußt war, ihr einen Ersatz anbieten zu können, ihr eine Gebühr darbringen zu dürfen, die ihr nur allzu oft versagt wurde.

Unser Vertrauen wuchs mit jedem Tage. Gar zu gern theilte ich alles mit, was ich als wichtigsten und daher auch in mancher Art geheimsten Ertrag meines bisherigen Lebens wußte, und dem ich keine edlere Stätte finden konnte, keine, wo ein lebhafterer, einsichtsvollerer und wahrheitfrischerer Sinn ihm entgegengekommen wäre. Weit entfernt, Billigung für alles zu finden, vernahm ich manchen Tadel, und andres Mißfallen konnt' ich auch unausgesprochen errathen; nur fühlte ich wohl, daß die Theilnahme für mich dabei nicht litt, sondern eher wuchs, und bei diesem Gewinn konnte

mir alles Uebrige nichts anhaben. Auch wurde ich mir selbst gleichsam entrückt in der gewaltigen Anziehung der außerordentlichen Gebilde, welche zum Austausche meiner Gaben sich vor mir ausbreiteten. Mir war vergönnt, in das reichste Leben zu blicken, wie nur der Mund der Wahrheit und die Hand der Darstellung dasselbe aus der nahen Vergangenheit heraufzubeschwören vermochten. Das Leben war reich in seinen äußern Verhältnissen, unendlich reicher aber durch seinen innern Gehalt, dem jene sich gänzlich unterordneten. Prinz Louis Ferdinand, der geniale, heldische Mensch, den sein hoher Standpunkt leider mehr für seine Fehler als für seine großen und schönen Eigenschaften begünstigte, hatte hier seine reinsten Empfindungen, sein innigstes Streben und Denken, seine edelsten Erhebungen, im Genuß einer geistesregen, gemüthvollen Freundschaft gehabt, einer Freundschaft, deren starkem Vertrauen eben so sein politisches Sinnen, wie seine verliebte Leidenschaft und jede Wendung des bedrängten Geistes und Herzens sich erschließen durfte, eines Antheils gewiß, wie sonst nur die mitergriffne Neigung ihn hervorzubringen pflegt. Männer wie Gentz und Friedrich Schlegel und beide Humboldt waren diesem Kreise beeifert zugethan, bald um Blüthen und Früchte von daher zu sammeln, bald um deren zu bringen und immer ihren besten Beifall hier zu finden. Graf von Tilly, Gustav von Brinkmann, der Baumeister Hans Genelli, von Burgsdorf, Major von Gualtieri, Ludwig und Friedrich Tieck, Fürst von Ligne, Graf Casa Valencia, Fürst Reuß, Navarro, und so viele andre Diplomaten, Militairs, Gelehrte und Künstler hatten sich eingefunden und mit höherem Sinn und erregtem Bedürfniß geistigen Behagens sich angeschlossen und einheimisch gemacht. Von ausgezeichneten Frauen wäre Karoline von Humboldt zu nennen, deren jüngere Jahre als ungemein reizend geschildert wurden, dann Friedrich Schlegel's nachherige Frau Dorothea Veit, ferner die Gräfin von Schlabrendorf, die Gräfin Pachta aus Böhmen, die liebliche Schauspielerin Friederike Unzelmann, und die merkwürdigste, eigenthümlichste und reizendste von Allen, Pauline Wiesel, deren noch späterhin zu gedenken sein wird. Eine herrliche Bilder-

galerie, durch welche ich unter lebensprühenden Erklärungen geleitet wurde! Die Bilder nämlich allein waren noch gegenwärtig, der Kreis selber jetzt durch die Zeitverhältnisse völlig aufgelöst, nachdem schon die einzelnen Menschengeschicke durch Tod, Entfernung und andre Wandelbarkeit die dichten Reihen gelockert hatten.

Aber nicht nur diese reiche Sammlung bedeutender Bildnisse wurde mir gezeigt, sondern noch ein andrer Schatz aufgeschlossen, der das antheilvolle Gemüth ungleich stärker ansprach. Rahel gehörte zu den seltenen Wesen, denen die Natur und das Geschick die Gabe zu lieben nicht versagt hatten. Was dazu gehörte, was daraus entstehen mußte, wenn die Weihe der höchsten Empfindung diesen Geist und diesen Sinn vereinend ergriff, sie emporzuheben, sie zu zerschmettern, das konnte ein Dichtungskundiger ahnden; doch übertrafen die Einblicke, die mir wurden, alles was ich zu ahnden fähig gewesen war. Die Gluth der Leidenschaft hatte hier überschwänglich die edelste Nahrung gefunden und aufgezehrt; andres Leid und andrer Untergang erschien dagegen gering und kaum noch mitleidswerth. Eine erste Neigung hatte Graf Karl von Finkenstein erweckt, und durch jahrelange Bewerbung gesteigert; allen Hindernissen zum Trotz war eine förmliche Verbindung so gut wie gewiß, als ein edles Selbstbewußtsein gegen die Mißgunst des Geschickes muthig hervortrat, ihr keine zweideutige Gabe danken, sondern nur die reinste annehmen wollte, dem Freunde alle schon geknüpften Bande gelöst in die Hand legte zu freiem Schalten, alle Zusagen für nichtig erklärte, um sie nur durch ganz freien Entschluß rein und vollständig, oder gar nicht wieder zu erhalten. Der Erfolg allerdings rechtfertigte die Probe, denn der Freund, schwach und unsicher, bestürmt von Verwandten, welche damals noch auf Standesgleichheit zu halten suchten, gegen sein besseres Innere hart, hatte die schlechte Stärke, die dargebotene Großmuth anzunehmen. Der Bruch wurde lebenslang als schmerzliche Kränkung empfunden, doch weder persönlich angerechnet, noch je bereut. Nach längerer Zwischenzeit, in welche eine schwere Krankheit und darauf eine Reise nach Paris gefallen war, hatte Rahel sich ein

neues Lebensloos geworfen gesehen; der Spanier Urquijo, von seinem Gesandten bei ihr eingeführt, nahm ihren Sinn, ihr Herz, ihr ganzes Wesen unwiderstehlich ein. In welchen Gluthen diese Leidenschaft niederbrannte, welche Qualen aus ihr emporstiegen, und welche Trümmer davon übrig blieben, diese tragische Geschichte wurde mir sowohl mündlich in ihren noch unerloschenen Zügen mitgetheilt, als auch späterhin durch die schriftlichen Denkmäler vergegenwärtigt, welche davon erhalten waren. Die Briefe und Tageblätter, welche mir aus einziger Gunst des Vertrauens zum Lesen gegeben wurden, enthielten eine Lebensfülle, an welche das, was von Goethe'n und Rousseau in dieser Art bekannt ist, nur selten hinanreicht: so mögen die Briefe von Frau von Houdetot gewesen sein, deren Rousseau selbst als unvergleichbar mit allem andern erwähnt, ein solches Feuer der Wirklichkeit mag auch in ihnen gebrannt haben. Diese Papiere, nachdem sie lange in meiner Verwahrung gewesen, sind leider im Jahre 1813 verloren und wahrscheinlich vernichtet worden, bis auf wenige, die kein genügendes Bild geben. Es scheint als solle dergleichen nicht zum litterarischen Denkmal werden, sondern heimgehen mit den Personen, denen es unmittelbar gehörte. Nächte lang saß ich über diesen Blättern, ich lernte kennen, wovon ich früher keinen Begriff gehabt, oder vielmehr, was in meiner Ahndung geschlummert, wurde mir zur wachen Anschauung. Nur das dünkte mich ein Traum, daß ich zu diesen Schriften gekommen war, und an solchem Dasein so nahen Antheil gewann.

Die Fülle und Kraft persönlicher Lebensentwickelung waren mit der Schönheit und Erhebung dichterischen und philosophischen Geisteslebens in engem Bündnisse, sie bewegten sich beiderseits in bezugvoller Uebereinstimmung. Schon sehr früh, weit früher, als irgend eine litterarische Meinung der Art sich gebildet hatte, war Rahel von Goethe's Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht seines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn über jede Vergleichung hinausgestellt, ihn für den höchsten, den einzigen Dichter erklärt, ihn als ihren Gewährsmann und Bestätiger in allen Einsichten und Urtheilen des Lebens enthusiastisch

angepriesen. Jetzt erscheint das sehr leicht und natürlich, und niemand will Goethe's eminentes Hervorragen verneinen, denn sogar im Bemühen sie einzuschränken giebt man die Bejahung zu; allein damals, wo der künftige Heros noch in der Menge der Schriftsteller mitging, und an Rang und Ruhm ganz andere weit voranstanden, wo die Nation über den Gehalt und sogar über die Form der geistigen Erzeugnisse noch sehr im Trüben urtheilte, und meist an kleinlichen Nebensachen und äußerlichen Ueberkommnissen hing, damals war es keine Kleinigkeit mit gesundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Täuschungen und Ueberschätzungen sogleich das Aechte und Wahre herauszufühlen und mit freiem Muthe zu bekennen. Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel im Kreise ihrer Freunde längst zu einer Art von Kultus gediehen, nach allen Seiten sein leuchtendes, kräftigendes Wort eingeschlagen, sein Name zur höchsten Beglaubigung geweiht, ehe die beiden Schlegel und ihre Anhänger, schon berührt und ergriffen von jenem Kultus, diese Richtung in der Litteratur festzustellen unternahmen. Gedenkenswerth erscheint es, daß, während diese Männer ihre Anbetung doch nicht ohne einige Absicht auf Ertrag und Lohn ausübten, Rahel ihrerseits mit völligem Selbstvergessen verfuhr; sie hatte Goethe'n im Karlsbade persönlich kennen gelernt, und er mit Aufmerksamkeit und Antheil ihres Umganges gepflogen, wie auch noch späterhin desselben mit Hochschätzung gedacht, ohne daß sie im Geringsten eine Verbindung festgehalten, einen Briefwechsel veranlaßt hätte; im Gegentheil, sie erwähnte wenig der Person, desto beeiferter aber des Genius, und nicht die zufällige Bekanntschaft, sondern die wesentliche, die das Lesen seiner Schriften gab, genoß und zeigte sie mit Stolz und Freude. Spät erst entdeckte ich unvermuthet in vergessenen Briefen die aus Goethe's Mund über Rahel vernommenen und ihr berichteten rühmlichen Aeußerungen. In der Philosophie stand ihr gleicherweise der edle Fichte voran, für dessen Geisteskarakter sie stets in gleicher Verehrung blieb, wenn auch sein Geistesgehalt bei weitem nicht alles abschloß, was ihr Gedankenflug forderte oder gestatten mochte. Friedrich Schlegel, No-

valis, Schleiermacher, ja selbst Schelling und Steffens waren ihr theils persönlich, theils den Schriften nach bekannt und werth. In der Musik waren ihre Lieblinge Gluck, Mozart und Righini; die Italiänische Schule im Gesang und nebenher auch im Tanze allem andern vorausgeltend. Und damit dem Schätzen und Lieben auch der Gegensatz des Mißachtens und Verwerfens nicht fehlte, so waren ihr eben so früh und so entschieden, wie jene im Guten, die damals beliebten Bühnenherrscher Kotzebue und Iffland im Schlechten bemerkt, lange vorher, ehe noch die zum Bewußtsein erwachende litterarische Kritik ihre muthigen Angriffe gegen diese Götzen der Masse gerichtet hatte. Namentlich klagte sie, daß Iffland, abgerechnet sein großes persönliches Talent, das doch dem ächten Genius eines Fleck nicht zu vergleichen war, durch sein wachsendes Ansehen und Einwirken die Bühne und Schauspielkunst in Berlin auf weithinaus zu Grunde richte, in's Gemeine und Manierirte hinabziehe, und der leitenden Behörde wie selbst dem Publikum die falschesten Maximen und Urtheile einflöße und verhärte. Diese Polemik hat Wurzel gefaßt und sich in der Folge durch namhafte Autoritäten ausgebreitet, doch lange nicht so sehr, daß nicht noch heutiges Tages das Verdienst der richtigen Voraussagung durch vielfältigen Augenschein leider bewährt stünde.

Einen Umgang, der sich allerdings in den höchsten Geistesregionen und reichsten Lebenswogen getragen fühlte, lediglich in diesen schönen Sphären auch festzuhalten und ohne Störung fortzugenießen, das wäre mehr gewesen, als der Lauf irdischer Tage zu schenken pflegt. Aber das Verlangen, einen solchen dargebotenen oder begonnenen Aufflug nicht von jedem äußern Hauche verwehen oder unterbrechen zu lassen, stellte sich deßhalb nicht minder ein. Und da war es denn, wo ich für so vieles außerordentlich Erfreuliche und Genußreiche alsobald auch verhältnißmäßig zu leiden haben sollte. Der eignen Familie zu geschweigen, deren sehr verschiedenen Mitgliedern Rahel nicht nur jeden Antheil und Eifer, sondern auch bereitwillig ihre Stunden und Tage widmete, sie an allem, was vorging, so viel sie nur wollten, Theil nehmen

ließ, und alles Beste auch ihnen zuwandte, so muß ich hier doch vor allem der Verbindung erwähnen, worin Rahel damals mit einer Freundin stand, von der sie in allen Beziehungen damals gewaltig in Anspruch genommen war, ohne daß dieser Anspruch recht wäre zu begründen gewesen. Madame Friedländer, in der Folge unter dem Namen Regina Frohberg bekannt, war eine Schwester von Mariane Saaling, und zwar nicht schön, wie diese, aber doch hübsch und gewandt und klug genug, um die Beeiferung der Männer auf sich zu ziehen, und nach Gelegenheit auch zur dauernden Bewerbung zu steigern. Dem Joch einer frühen Heirath hatte sie durch Scheidung sich bald wieder zu entziehen gewußt, nicht ohne besonnene und muthvolle Anwendung der wenigen im jüdischen Gesetz hiefür einer Frau übrig gelassenen Hülfsmittel. Sie lebte nun für sich allein, in eleganter Weise ihre Zeit ausfüllend mit feiner Geselligkeit, emsigem Bildungsfleiß und thätiger Sorge für eine zerrüttete Gesundheit. Ihre heftigen Krämpfe störten wenig die Artigkeit ihrer Erscheinung und kaum die geselligen Leistungen und Vorgänge, in denen sie sich gerade gefallen mochte, wie sie denn durch keine Nervenreizung je verhindert war, in steifer Kragenhülle und festem Anzuge dazusitzen, noch beim Ausreiten jemals von der Sonnenhitze noch von Wind und Regen Schaden litt; aber was von der eigentlichen Ursache ihrer Leiden im Vertrauen geflüstert und aus manchen hingeworfenen Worten und entschlüpften Winken gar leicht errathen wurde, rief nicht den Arzt allein, sondern andre besuchende Freunde und Bekannte zu näherem Antheil auf, und jeder mochte sich gern Mannes genug dünken, hier helfend beizustehen, oder doch den besondern Fall mit Interesse zu verfolgen. Man durfte nämlich glauben, das Opfer einer zu frühen und unvollkommenen Verbindung vor Augen zu haben, das nun den Qualen unerfüllter Wünsche hingegeben, durch diese in stets erneuten Kampf gegen die Forderungen der Sitte und gegen die Vorschriften der Tugend geführt wurde, unter welchen hohen Namen denn auch viel andres mitlief, was gar wenig damit verwandt war, oder schon gar dem Entgegengesetzten mit Haut und Haar angehörte.

Wirklich war sie einer gewissen Freimüthigkeit in diesen Dingen, sobald nur kein Aergerniß zu befürchten stand, gar nicht abhold, nur hätte sie um keinen Preis den Ruf einer damenhaften Bewahrung, noch das einmal bestehende Interesse ihrer Situation, noch die Aussicht auf eine vortheilhafte neue Heirath einbüßen oder auf's Spiel setzen mögen, denn alles dies, verbunden mit dem Anspruch auf halb vornehme und halb litterarische Theegesellschaft und sprachenkundige Unterhaltung machte die unerläßlichen Bestandtheile ihres Daseins. Moritz Robert, Rahel's jüngster Bruder, war in Hamburg mit ihr wohlbefreundet gewesen, hatte sie darauf in Berlin seiner Schwester zugeführt, und diese fand sich nun mit ihr und ihren Zuständen, sowie mit ihren Bekenntnissen und Erwartungen, vollauf beschäftigt. Als dialektische Uebung für Gemüth und Verstand und für kräftigendes Einwirken zur Seelen- und Körpergesundheit war die neue Freundschaftsrolle ansprechend genug, sie belohnte sich durch manchen sichtbaren Erfolg und an dankbarer Anschmiegung fehlte es nicht. Das Verhältniß steigerte sich durch fast täglichen Besuch und fast eben so täglichen Briefwechsel, der den mündlichen Verkehr ersetzen oder ergänzen half. Diese mir in der Folge von beiden Seiten geschenkten Briefe beweisen noch heute unläugbar, daß in diesem Verhältnisse an eine Gleichstellung nie zu denken war, sondern Rahel aus ihrer Geistesstimmung und Weltansicht stets hinabsteigen, sich untergeordneten Fähigkeiten fügen mußte, der geringeren Natur die Gaben der höheren meist vergeblich anbot, und ihrerseits alles that, um einer Fluth von Mittelmäßigkeiten durch Zumischung der besten Elemente einigen Geschmack und Werth zu geben. In der That war weder die Freundin selbst, noch deren sonstige Umgebung und Gesellschaft, Rahel's würdig, und da weder vornehmer Stand, noch sonst ein sichtbarer Vorzug ihr ein äußeres Uebergewicht sicherten, die innern Vorzüge aber im geselligen Verkehr sich theils freiwillig aufgaben, theils tückisch geläugnet sahen, so war hier ein Mißverhältniß unvermeidlich gegeben, das, wenn auch still, doch stets mitging und auf die Länge vor peinlichen Ausbrüchen nicht zu bewahren blieb. Mir

war gleich dieser Stand der Sachen klar, und die ganze Richtung hatte nichts Anziehendes für mich. Aber da war keine Gnade, Rahel ließ die strengen Unterscheidungen nicht gelten, Menschen waren ihr Menschen, und sie behauptete bei den Einen wie bei den Andern ungefähr dasselbe zu finden, viel Rohes bei den Gebildeten, viel Edles bei den Geringen, Aechtes und Falsches, Schätzbares und Unwerthes bei Allen. Wollte ich ihres Umgangs genießen, so mußte ich demselben auch dahin nachfolgen, wo seine Wege schon gebahnt waren, und sie konnte mit arglofer Grausamkeit die schönsten Nachmittage und Abende, die ich in höchster Anregung zuzubringen hoffte, nach Zufall und Willkür dem gewöhnlichsten Gesellschaftsanspruch opfern, sei es, daß sie Besuch annahm, oder eine Begleitung zu solchem forderte, wobei sie denn immer voraussetzte und mir auferlegte, daß ich auch mit dieser Wendung ganz befriedigt zu sein, und mit den jedesmaligen Personen mich freundlich und geistreich zu benehmen hätte, da denn immer ein Ertrag auch für mich selbst am Ende nicht fehlen würde. Nicht immer konnt' ich mich in dieses Ansinnen fügen, oder das Bemühen hielt nicht aus, und das Mißbehagen und der Widerspruch machten sich in unbequemen Neckereien und launischem Unmuthe Luft, woraus nicht selten ein dauernder Verdruß entstehen wollte. Das Recht, welches ich mir dazu nahm, war freilich schon halb verwilligt, bevor ich mir es anmaßte, und fand sich gewöhnlich durch jede Wiederholung noch mehr bestätigt.

Wie jedoch der Gesellschaftssinn, welchen Rahel übte und auch von mir verlangte, im Grunde von ächt französischer Bildung war, so bewies er seine Kraft auch vorzüglich und am leichtesten in französischer Umgebung, denn dann stimmte alles vortrefflich zusammen, man fühlte sich geneigter ein Opfer zu bringen und den Ersatz dafür anzunehmen. Einige Zeit vorher hatte die Blüthe französischer jüngern Welt in diesem Kreise verweilt; mehrere Auditoren des Staatsraths, welche der Kaiser zur Verwaltung des eroberten Landes gleichsam in die Schule berufen, jetzt aber, weil er strengerer Werkzeuge bedurfte, schon wieder heimgesandt hatte; Perregaux, Houdetot und Campan gehörten

darunter, von welchen der letztere sich als ein sinniger und redlicher Freund erwies, und bis an sein Ende im Briefwechsel mit Rahel blieb; auch einige ältere Beamte, in denen wohl gar ehemalige Emigranten erkannt wurden; sodann Offiziere, durch Bildung und Wohlmeinung ausgezeichnet, und zum Theil von Paris her empfohlen. Auch jetzt noch kamen eine Anzahl Franzosen öfters hier zusammen; die Einquartirung ging obenein. Einen sanften, feinen, gutmüthigen Gascogner Namens Bujac, der ungern als Geschäftsmann dem Kriegszuge folgte, für die Deutschen die herzlichste Zuneigung hatte, und eigentlich ganz in Musikliebhaberei lebte, gewann ich wahrhaft lieb, sowie auch der bildschöne Kapitain und Ritter der Ehrenlegion Bribes, aus den Pyrenäen gebürtig, durch harmlose Natürlichkeit und ehrliche Gesinnung mir sehr werth wurde. Ein paar pfiffige, weltkluge, anekdotenreiche, Scherz und Vergnügen athmende Lebeleute kamen auch wohl vor, und verdarben die Stimmung nicht. Wirkten und herrschten diese französischen Elemente, so ließ ich mir die Störung noch am willigsten gefallen, denn das Zusammensein lieferte dann, wenn auch gerade kein eindringliches Strahlenlicht, doch wenigstens ein lustiges Wärmefeuer, an dem man sich behaglich fühlte, und ich erinnere mich nicht, daß ich diesen guten Leuten gegenüber mich so ungeduldig gefühlt hätte, als wenn der alte Johanniterordens-Komthur Graf von Wartensleben, oder Herr Delmar, oder wer sonst von Stadt- und Sippschaftsgenossen sich einfand, die schönen Stunden bezwängten und verdarben.

Ich war nicht sobald in diesen neuen Lebensstrom eingegangen, als ich schon eilte, meinen Freunden eifrigen Bericht zu geben, ihnen Schritt für Schritt den neuen Gewinn aufzuzeigen und ihnen alles zu gönnen, was sie davon sich anzueignen Fähigkeit und Lust haben möchten. Die Hofräthin Herz war verwundert, wollte nicht recht begreifen, wie Rahel und ich uns auf die Dauer verstehen könnten; meinte jedoch lächelnd, interessant und original würde ich nachher nicht leicht eine Frau mehr finden. Chamisso und Neumann kannten Rahel schon längst, doch ohne Näherung,

und meine begeiſterte Rede wurde ihnen eine Art Vorwurf, daß ſie das Ausgezeichnete entweder nicht zu würdigen verſtanden, oder nicht anzugehen gewagt; in beiden zeigte ich mich jetzt ihnen überlegen, und wenn ſie auch einigen Zweifel und Unglauben ſpielen ließen, der mich ſcherzend verwirren ſollte, ſo mußten ſie doch bald den Ernſt meiner Ueberzeugung erkennen, und ſich zuletzt der, durch hundert unabweisliche Zeugniſſe ſprechenden Geiſtesmacht beugen. Aber ein hartnäckiger Widerſacher blieb mir Harſcher, wiewohl ich gerade ihm die eindringlichſten und häufigſten Mittheilungen machte. Er war ſehr fähig anzuerkennen und zu bewundern, und zeigte ſich oft ganz hingeriſſen von tiefen und reichen Einzelheiten, die ich ihm berichtete, ſo daß er die Andern ſchalt und beſchämte, welche bei ihm Tadel und Widerſpruch gehofft hatten, und es gab wohl Fälle, wo er ſtaunend ausrief: „Hier iſt alle Tiefe der Schleiermacher'ſchen Ethik, was ſag' ich? hier iſt mehr als Schleiermacher, denn hier iſt die Wiſſenſchaft in Form des Lebens ſelbſt!“ Doch dergleichen Entflammung dauerte nicht lange, ſondern gab unvermerkt wieder einem Mißwollen und einer Uebellaune Raum, welche tief in ſeinem Gemüthe lagen, und gegen ein ſo freies und geſundes Weſen, wie ſich in Rahel darſtellte, um ſo bittrer ausbrachen, als dies mit ſeinem krankhaften und zerknitterten im hellſten Gegenſatze war. Er konnte etwas ſo ſelbſtſtändiges, aus dem Ganzen Lebendes, und ohne Kunſt und Anſtrengung Wahrheit und Schönheit Produzirendes ſchlechterdings nicht vertragen, ja eine Art Neid und Eiferſucht ergriff ihn, und er wandte alles an, um mich von dem neuen Verhältniſſe wieder abzuziehen. Er ſelbſt folgte mir zwar zu Rahel, erfuhr die liebreichſte Aufnahme, genoß der belebendſten Geſpräche, und konnte des Staunens und Betrachtens kein Ende finden; allein gerade das verdroß ihn wieder, er wollte ſich nicht überboten ſehen, und blieb wieder weg, weil er den Zauber, wie er ſagte, nicht wollte Herr über ſich werden laſſen. Seine ernſtlichen Erörterungen aber, ſeine ſpöttiſchen Launen, und was er ſonſt verſuchte, nichts hatte diesmal die geringſte Gewalt auf mich; er ſah es ſelber ein, und ließ mich meiner Wege gehen, zufrieden,

daß ich neben der neuen Hinneigung auch unserm alten Verhältnisse nach wie vor die treuste Beflissenheit widmete, und mich nach dieser Seite eben so wenig wie nach jener irre machen ließ.

In meinen Briefen nach Hamburg war ich gewohnt, mit völliger Offenheit meine Lebensbegegnisse und meinen Sinn auszusprechen, ich verhehlte der lieben Freundin keine der Bewegungen, die meinen Geist oder mein Gemüth ergriffen, und so hatte ich ihr auch in der Freude meines Herzens ganz begeistert von Rahel geschrieben. Mein Vertrauen war um so rückhaltloser, als gerade dies mich am stärksten mit Fanny verband, seit von ihr so dringend festgesetzt und betheuert worden war, daß unsre wechselseitige Theilnahme und Zuneigung uns zwar immer verbunden halten, aber einzig als Freundschaft uns beglücken solle. Meine Erwähnungen von der Bekanntschaft mit Rahel, und wie sehr ich an ihrem Umgange Gefallen fände, bewirkten jedoch Verstimmung, und wurden durch die wehmüthige Klage, ich würde neben einer so überaus klugen Frau nun wohl jede andre dumm finden, und durch mißtrauische Warnungen erwiedert, woraus ich wohl sehen konnte, daß bei gewissen Verzichtungen und Lossagungen, wenn sie auch vollkommen Ernst sind, doch der Fall der Anwendung immer peinlich wird, und daß man leichter sein Wort geben mag, als dabei genommen sein will. Aber dennoch blieb Fanny bei ihren einmal gegebenen Erklärungen, daß sie in ihrem schon bestimmten Loose verharren und mit mir kein neues theilen werde, wie reizend und beglückend dies ihr immer leuchten wolle. Sie wies jede Gegenvorstellung mit verstärkten Gründen von sich. Die Worte mochten aber sein, wie sie wollten, in der Sache fühlte ich nur zu gut den ungeheuern Zwiespalt, in den ich mich hatte kommen lassen, und aus dem ich mir mit bestem Willen nicht zu helfen wußte. Ich empfand es deutlich und schmerzlich, daß die Bande meines Innern gegen Fanny keineswegs gelöst, gegen Rahel aber in bedeutender Anknüpfung begriffen seien. Ich war aufrichtig nach beiden Seiten und gegen mich selber dazu, aber auch dadurch wurde in der Sache nichts gebessert, und da

nach keiner Seite ein Grund oder Anlaß des Aufgebens vorhanden war, im Gegentheil die stärksten Triebe des innigsten Festhaltens gleichmäßig fortwirkten, so sah ich mir dieselben Verschlingungen, die ich schon in diesem Betreff mit Harscher zu tragen hatte, nochmals und mit weit schwererem Druck über den Kopf geworfen. Für mich hatte dies fürerst nach außen die Wirkung, daß ich nun selbst verdrießlicher und abgeschlossener gegen die Andern wurde, und sie nach ihrem sparsamen Sinn auch sparsamer behandelte.

Rahel bezog im Laufe des Sommers eine ländliche Wohnung in Charlottenburg, und ich ließ mir angelegen sein, sie dort so oft als möglich zu besuchen. Meine Arbeiten drängte ich zusammen auf den früheren Theil des Tages, meinen sonstigen Umgang schränkte ich mehr und mehr ein, und wenn der Nachmittag mir noch nicht frei wurde, so ließ ich selbst den dunkelnden Abend mich nicht abhalten, die Stunde Weges zu Wagen oder zu Fuß eilig zu durchmessen, um den meist drangvollen Tag in der labendsten Erholung zu beschließen. Die größere Einsamkeit, in welcher ich die Freundin hier sah, gab unserm Gespräch und ganzen Zusammensein einen freieren Gang und reicheren Ertrag; der heimliche Schattenplatz vor der Thüre des kleinen Hauses in der abgelegenen Schloßstraße, die kühlen Spazirgänge in den duftenden Gartenwegen, durch die breiten bäumereichen Straßen des damals überaus stillen Ortes, längs des Ufers der Spree und über die Brücke, diese Reize der Oertlichkeit, oft noch erhöht durch die volle Pracht des Mond- und Sternenhimmels, sind mir in der Erinnerung unauflöslich verwebt mit den erhabensten Geistesflügen und den zartesten Schwingungen des erregten Gemüths, welches denn doch zugleich leidenschaftlichen Spannungen und geselligem Widerstreite genugsam eröffnet blieb, und daher von sentimentaler Verweichlichung gar nicht bedroht war.

Die seltnern Besuche der Franzosen Bribes und Bujac wurden mehr zur vorübergehenden Zerstreuung, als daß sie dauernd gestört hätten, beide waren mir oft auf den nächtlichen Rückwegen zur Stadt erwünschte Gefährten; auch die

Nähe von Regina Frohberg, welche ebenfalls in Charlottenburg eine Sommerwohnung bezogen hatte, wirkte nicht so beläſtigend als vielmehr befreiend, indem ſie den Beſuch, auf welchen wir ſchon gern verzichten mochten, wie von ſelbſt in ihre Kreiſe zog. Von einer beſondern Seite jedoch mußte auch ich ihr unmittelbar pflichtig werden. Ihr geduldiger Fleiß hatte ſich lange Zeit auf Ueberſetzungen beſchränkt, kleine Romane mußten als Uebungsſtücke aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen in's Deutſche und wieder zurück wandern, wobei wiederholtes Nachbeſſern und ſorgfältiges Abſchreiben nicht geſpart wurde. Die Beſchäftigung, ſolche Geſchichten äußerlich niederzuſchreiben, führte nah und leicht in den Verſuch, dergleichen aus eignem Erfinden zu verfaſſen, und es war der mühſamſten Anſtrengung endlich eine Liebeserzählung entſproſſen, deren alltägliche Dürftigkeit und Rohheit den Eifer lobhudelnder Theegäſte nicht abhielt, ſie als ein zartes, ſinniges Gebild weiblicher Phantaſie und Herzenskunde höchlich anzupreiſen, und vor allem ſie des Druckes würdig zu erklären. Beſonders ein Obermundſchenk Graf von Egloffſtein, der vor einigen Jahren, als einer der beſten Frömmler am preußiſchen Hofe verſtorben iſt, damals aber ein ausgelernter Frauenjäger und aller Gänge der Eitelkeit gut kundig war, ſchwur mit höchſter Begeiſterung, ein ſolches Werk müſſe an das Tageslicht treten, und werde ſeine Verfaſſerin gleich in die Reihe der erſten Schriftſtellerinnen einführen. Er ſprach mit einem Buchhändler, der ſich willig zeigte, dem ſo unterſtützten Andringen war nicht zu widerſtehen, und das köſtliche Manuſkript wurde hingegeben. Vor dem Drucke aber ſollte denn doch zu größerer Sicherheit noch eine prüfende Durchſicht Statt finden; ich hatte ſchon manches drucken laſſen, ich hatte für Frau von Fouqué mich in ſolchem Liebesdienſte ſchon eifrig erwieſen, und ſchien daher durchaus der rechte Mann. Mit Schrecken ſah ich mir die Ehre dieſes Vertrauens angethan; es war unmöglich, dieſe traurigen Anfänge der Schriftſtellerei ohne ſpöttiſche Beluſtigung durchzuarbeiten, in manchen Augenblicken machte ich mir ein Gewiſſen daraus, dem Zutrauen nicht ſogleich durch dringendes Abrathen zu entſprechen; allein

man stellte mir vor, es gäbe ein Publikum, das immer noch schlechter sei, als diese Schriften, und es sei noch gar nicht ausgemacht, daß deren Erscheinung übel ausfallen müsse, auch sah ich die Herausgabe schon beschlossen und keineswegs von meinem Rath abhängig; ich nahm also den Text vor, und da ich das Innere nicht verändern konnte, suchte ich wenigstens dem Ausdrucke treulich nachzuhelfen, und schaffte eine Menge kleiner Flecken fort, ein Geschäft, dessen redliche Erfüllung mir doch zu viele Qual verursachte, als daß ich nicht hinterdrein durch einige satyrische Ausfälle mich zu entschädigen gesucht hätte, wodurch ich mir alles schon erworbene Verdienst wieder zerstörte, und den Keim zu Mißverhältnissen legte, die späterhin zu vollen Saaten aufschossen. Rahel war unendlich nachsichtig gegen dieses litterarische Auftreten ihrer Freundin, das ihr wie eine andre Art von Ausreiten vorkam, wie eine nützliche Zerstreuung, wobei man sich über Urtheile und Nachreden der Leute, eben so wie in andern Fällen, getrost hinwegsetzen dürfe. Gleichwohl konnte auch sie sich der einzigen Unterhaltung nicht verschließen, die es uns gewährte, unter dem Fortschreiten des Druckenlassens und Schreibens die Einbildung, den Stolz und sogar den Erfolg und die Geltung eines litterarischen Daseins aufsteigen und dieses unglaubliche Gebild sogar gegen uns selber seine Kräfte versuchen zu sehen.

Einige Vorfälle ließen den gewaltsamen Drang des politischen Zwiespaltes heftig empfinden, den wir zwar immer vor Augen hatten, aber im höheren Einverständnisse freimenschlichen Sinnes persönlich von uns abhalten mochten. Der Frieden war geschlossen, der Feind aber noch im Lande, und Gelegenheit und Reiz ihm nachträglich entgegenzutreten machten manchen preußischen Offizier, der ohne sein Verschulden die Schmach der allgemeinen Niederlage trug, und auch jetzt noch nicht wieder in Uniform erscheinen durfte, zu Händeln entzündlich, die ihm wenigstens auf einige Augenblicke die vom Feinde selbst bewilligten Waffen wiedergaben. So hatte auch Herr von Chasot, Abkömmling jener in Preußen aufgenommenen französischen Glaubensvertriebenen, doch mit Herz und Sinn ganz hier heimisch geworden, sich

an der Wirthstafel in einem Gaſthofe, wo ein Franzoſe im leichtſinnigen Redefluß einen ungebührlichen Ausdruck über den König von Preußen hingleiten ließ, ſogleich mit heftigem Ernſt erhoben, ſeinen Militairkarakter angegeben, und die Beleidigung ſeines Herrn hart gerügt. Durch ſolche Wendung war jederman überraſcht, am wenigſten hatte der Franzoſe ſie beabſichtigt, den preußiſchen Offizier in dem ſchlichten Bürgerrocke nicht ahndend und übrigens in einem freien Geiſte redend, der dem preußiſchen Sinne gar wohl gefallen durfte, denn gegen Napoleon's Gewaltmacht und Kriegswuth wurden die Ausfälle nicht geſpart, gegen ihn ſei allgemeine Volkserhebung, hieß es, das einzige Hülfsmittel, und gerade deßhalb, weil der König das Aufgebot der Volkskräfte unterlaſſen, ſollte er des Mangels an Einſicht ſchuldig ſein. Da jedoch Chaſot ſich nicht bedeuten ließ, die viel ſtärkeren Worte gegen Napoleon nicht als Ausgleichung hinnehmen wollte, und dem Franzoſen wiederholt erwiederte, er ſei ein impertinent: ſo forderte dieſer ihn zum Zweikampf heraus. Chaſot wählte Piſtolen, der Franzoſe wandte nichts dagegen ein, man ſchoß ſich auf zwölf Schritt, und der Preuße traf den Gegner durch beide Schenkel. Man erzählte die Sache durchaus zum Lobe des Franzoſen; Herr von Quaſt, Chaſot's Sekundant, bezeugte überall, daß jener auch nach ſeiner Verwundung noch ſehr gut hätte ſchießen können, aber es nicht gewollt, und ihm ſchon vorher geſagt habe, wie tief es ihn ſchmerzen würde, ſeinen Gegner, der ſchon ein Fünfziger, und Gatte und Vater dreier Kinder war, zu tödten. Man nahm den größten Antheil an dem edelmüthigen Manne, allein wie ſteigerte ſich dieſer Antheil für uns, als wir nach einigen Tagen von ungefähr vernahmen, der verwundete Franzoſe ſei niemand anders, als unſer Bujac! Wir eilten zu ſeinem Krankenlager, und da zeigte ſich ſeine ganze Liebenswürdigkeit; ſeine vier Wunden ſchienen nicht gefährlich, machten ihn aber ſehr leiden, und der feine hagre Mann war für dergleichen rohe Zukommniſſe nicht eingerichtet, Quaſt und Chaſot ſelber beſuchten ihn, Prinz Auguſt von Preußen, Schack, Wilhelm von Röder und viele andere Preußen, bewieſen ihm die lebhafteſte Theilnahme, die ſorg-

sanfte Pflege wurde ihm angeordnet, und die liebevollsten und dankbarsten Empfindungen in ihm behaupteten sich neben allen körperlichen Schmerzen. Leider waren seine Kräfte zu früh erschöpft, und nach kurzem Anscheine der Besserung verschlimmerten sich seine Wunden, nach wenigen Wochen war er uns durch sanften Tod entrissen, beweint in der Nähe und Ferne von Allen, die ihn gekannt.

Besser für unsern Sinn fiel ungefähr in derselben Zeit ein andrer Zweikampf aus, dessen Theilnehmer ein Herr von Rochow, Verwandter der Fouqué'schen Stiefsöhne, und Herr von Cannouville, der uns von Neunhausen her wohlbekannte, waren. Dieser Letztere hatte in gemeinster Weise rohe Beleidigung verübt, wollte nur auf den Säbel, nicht aber auf Pistolen, Genugthuung geben, mußte zu letzterer Waffe gezwungen werden, und erhielt einen Schuß in den Arm, was ihm jedoch, nachdem die ersten Tage überstanden waren, schon wieder zur Annehmlichkeit wurde, indem ein Arm in der Binde dem schönen Manne bei den Frauen in seiner Einbildung nur erhöhten Werth geben mußte. Wie verschieden hatten sich hier der Bürgerliche und der Edelmann, der Unkriegerische und der Mann vom Waffenhandwerk in ähnlicher Gelegenheit benommen! Sie schienen fast gänzlich die Eigenschaften ausgetauscht zu haben, welche die gewöhnliche Annahme den äußerlichen Standesverschiedenheiten beimessen wollte. Ich unterließ nicht, beide Vorfälle nach Neunhausen zu berichten, in dem gehörigen Ausdruck, der meiner Schadenfreude gegen dortige einseitige Sinnesarten und heimliche Neigungen zu einiger Befriedigung diente.

Der im Stillen fortarbeitende Gegenkampf der Preußen wider den schwerlastenden Unterdrücker konnte sich doch nur unerfreulich in solchen vereinzelten Beispielen zeigen, die mehr oder minder dem Zufall überlassen waren. Einen größeren und offneren Volkswiderstand vergegenwärtigte uns ein Anblick, der sich eines Morgens überraschend darbot, als ich die Friedrichsstraße hinabging, und ein langer Zug Reiterei vom Oranienburger Thore mir entgegenkam. Gewöhnt an das Hin- und Herziehen französischer Truppen, pflegte man

der geringeren Abtheilungen oft gar nicht mehr zu achten; diesmal aber fiel mir sogleich etwas Fremdartiges auf, das mich näher anzog; nicht Deutsche konnten diese Leute sein, noch Franzosen, noch wußte man sie unter den schon bekannten Bundestruppen der letzteren irgendwo einzureihen, eben so wenig konnten sie für Kriegsgefangene gelten; stolz und ernsthaft war ihr Aussehen, sie schienen die neue Stadt und die Zuschauer gar nicht zu beachten, die dunklen Gesichter schauten wie muthig ergeben in ein unausweichliches Geschick vor sich hin; französische Gendarmen ritten hie und da zur Begleitung nebenher, und schon wollte ich einen derselben befragen, als aus dem Zuge, wo einige Pferde ungestüm wurden, ein paar Worte hervorschollen, die mir sogleich alles Licht gaben, die Worte waren spanisch, und es blieb kein Zweifel, daß diese Reiter zu den traurigen Ueberresten gehörten, die auf den Küsten Dänemarks zurückgeblieben und wieder in die Gewalt der Franzosen gerathen waren, als der Marquez de la Romana vor mehreren Wochen zur Rückkehr in das Vaterland sich mit dem größten Theile der Seinen glücklich eingeschifft hatte! Im tiefsten war mir das Herz bewegt; ich fühlte die stille Freude dieser Gefangenen mit, die, was ihnen mißlungen war, doch ihren Kameraden gelungen wußten, und nun ihr eignes bedrückendes Loos mit solch anständiger Haltung trugen! Sie waren, wie ich vernahm, nach den Festungen an der Oder bestimmt, wo man sie, nachdem sie ihre schönen andalusischen Pferde abgegeben, ohne Gefahr zum innern Dienste verwenden konnte. Wahrscheinlich sind sie noch weiter fortgeschafft und versplittert worden, wenigstens habe ich von dem Schicksal dieser durch Berlin gekommenen Spanier in der Folge nichts mehr erfahren können. Auch wir blickten seufzend, als wären wir dort einheimisch, in jenes Land hinüber, wo das hochherzige Volk in offnem Aufstande gegen das Joch Napoleon's kämpfen konnte. Wir fühlten uns von jedem Versuche dieser Art ausgeschlossen, denn das ganze Land war überall vom Feinde mit kluger Vorsicht bewacht, und schwerlich gab es damals einen Boden und ein Volk, die hülfloser und verlorener anzusehen gewesen wären, als Preußen.

Schon lange trug dieser Jammer wesentlich dazu bei, mir den Aufenthalt in Berlin zu verleiden. Auch meine Freundin Rahel war darüber in Verzweiflung und sprach vielfältig vom Wegreisen; allerlei Plane, in Böhmen oder in der Schweiz zu leben, wurden aufgelegt, die Beschränktheit der verfügbaren Mittel aber blieb allen ein Hinderniß. Doch nicht genug, daß ich nun auf keine Weise mehr an diesem Ort mich befinden mochte, so war mir ihn zu verlassen auch schon um deswillen ein Bedürfniß, weil ich anderwärts für meine Zukunft neue Fassung zu finden hoffte, denn leider war mir diese völlig ausgegangen. Die bewegte Welt, in der so vieles zusammenstürzte, und die Zerrüttungen in meinem Innern, das zwischen entgegengesetzten Neigungen, Fähigkeiten und Aufgaben hin und wieder schwankte, hatten mir die Laufbahn des Arztes, wie sie gedenkbar vor mir lag, immer mehr verdunkelt, und besonders fühlte ich den nächsten Bestimmungsgrund, der mich bisher auf ihr meinem Glück entgegenzuleiten versprach, völlig hinweggerückt. Es kam mir wie die größte Thorheit und Albernheit vor, daß ich mich, ohne Gewährung häuslichen Glückes, bürgerlich niederlassen und in dürftigen Anfängen abschließen sollte, bei solchen Vorstellungen, in solch jungen Jahren, bei so vielfacher Ansprache der Welt an mich. Der Kriegsdienst lockte mich an, die Vaterlandsliebe beseelte diese Richtung mit den höchsten Gedanken, für politische Verhältnisse und Geschäfte fühlte ich mich nicht ungeeignet, und die freie Thätigkeit der Schriftstellerei erschien mir vor allem leicht und wünschenswerth, sobald nur erst der rechte Anhebungspunkt dafür gewonnen wäre. Weil nun aber dieser Zwiespalt nach keiner Seite günstige Entwickelung erfuhr, und ich im Grunde doch innerlich die Medizin noch gar nicht los geworden war, so fiel ich zunächst immer auf diese wieder zurück, und gerade in meinen kräftigsten Augenblicken glaubte ich mich ihren Forderungen fügen zu können. Ich warf mir meine Unbestimmtheit als Schwäche vor, die Wahl sollte durch ihre eigne Macht die in dem Gegenstand liegenden Gründe vervollständigen, und so dachte ich es mit der Medizin ohne weiteres zu erzwingen, und kam in der

erhöhten Stimmung, welche der Umgang Rahel's mir gewährte, nun zu dem festen Entschlusse, alles an den Versuch zu setzen. Zu diesem Zwecke war es vor allem nöthig Berlin zu verlassen, wo mich zu viele Gegenstände ablenkten, und die theuersten nicht einmal sicher waren. Wie früher nach Kiel, so richtete ich nunmehr mein Absehen nach Tübingen, wo Kielmeyer und Autenrieth für mein Vorhaben als günstige Sterne leuchteten, und wohin auch Harscher, der sich den gleichen Zweck vorsetzte, und sich endlich zum Arzt entscheiden wollte, mich zu begleiten nicht abgeneigt schien. Daß wir in Berlin, weil die Gründung der Universität sich verzögerte, nicht Doktoren werden konnten, kam gleichfalls in Betracht und hieß uns nach diesen Verhältnissen unsere Schritte einrichten.

Für diesen Bezug ergab sich indeß anderweitig Rath und Aushülfe ganz in der Nähe. Die Universität Erfurt war mit ihren akademischen Würden nicht schwierig, ihr ganzes Dasein bestand fast einzig noch in Ausübung dieser Gerechtsame, und, schon längst mit Aufhebung bedroht, eilte sie, ihre akademische Waare, wie zum Ausverkauf, so leicht und wohlfeil als möglich loszuschlagen. In Berlin besorgte der Hofrath Professor Hecker diese Geschäfte regelmäßig, und wies der Erfurter Fakultät gegen einigen Antheil an den Gebühren möglichst viele Kandidaten zu. Dies war ohne Zweifel ein Mißbrauch und in andrer Zeit und bei andern Umständen hätte ich mir es zur Schande gerechnet, auf diese Art Doktor zu werden. Die Lage der Dinge schien diesmal zu entschuldigen, daß ich der schnellen Aushülfe mich bediente, die mir von ältern Studiengenossen vorgeschlagen und diesmal wenigstens für meinen Fall von den würdigsten Männern gebilligt wurde, da niemand glauben durfte, ich wolle nur der strengen Prüfung auf diese Weise entgehen. Professor Hecker begnügte sich mit den vortheilhaften Zeugnissen, die ich über mein medizinisches Studium reichlich einlieferte, wollte von gar keinem Examen hören, empfing die nöthige Summe Goldes, und binnen wenigen Wochen sollte dafür das Doktordiplom in meinen Händen sein. Es war mir eine angenehme Vorstellung, schon mit diesem Titel ver-

sehen in Tübingen anzukommen, wo ich nun noch zum hauptsächlichen Zweck hatte, mich unter Autenrieth's Leitung in der Klinik vollständig auszubilden, denn meine Kenntniß und Erfahrung wollte mir gerade in diesem Zweige gar nicht genügen, und ich fühlte, daß ich nie so leichtsinnig, wie die meisten meiner Mitstudirenden, die bei geringerem Wissen mehr Selbstvertrauen hatten, die praktische Laufbahn würde betreten können. Diese Erwerbung des Doktorgrades sollte mir indeß nicht so glatt und schnell nach Wunsch erfolgen. Der Mäkler pflegte die Gebühren nicht richtig einzusenden, sondern sich in eignen Verlegenheiten damit zu helfen; jene hielten dann auch die bestellten Diplome zurück, und es entstanden die peinlichsten Hinzögerungen. So erging es auch mir; vergebens drängte ich den Mann, der von einer Woche zur andern die Ankunft der Ausfertigungen zusagte, er hatte das Geld verthan, und konnte solches in der Eile nicht wieder aufbringen. Nach langem Harren mußte ich mich zuletzt entschließen, ohne Diplom abzureisen, das mir aber unmittelbar nachfolgen sollte. Hitzig versprach, die Sache nicht aus dem Auge zu lassen; allein auch sein dringendes Mahnen und mein scharfes Schreiben blieben noch lange Zeit fruchtlos, und erst im folgenden Jahre, als ich selbst wieder nach Berlin, durch nicht vorausgesehene Wendung der Dinge, zurückgekehrt war, gelang es meiner persönlichen harten Ansprache, den Mann zur Herbeischaffung der traurigen Urkunde zu nöthigen, welche ich gerade in dem Augenblicke empfing, als mir schon beinahe gewiß war, daß ich niemals noch einen Gebrauch davon würde zu machen haben!

Theils mit sich selber als mächtiger Gegenwart erfüllt, theils zur unbestimmten Zukunft gewaltsam hinausstrebend, war die schöne Sommerzeit verflossen, und während der Ferien mußten die Entscheidungen ausgeführt werden, welche wir gefaßt hatten. Jemehr der Zeitpunkt der Trennung herannahte, desto inniger fühlten Rahel und ich den Werth und das Glück unsrer Verbindung. Wir suchten den Schmerz durch Geistesstärke zu verscheuchen, aber mitten in aller Freudigkeit, daß wir noch zusammen ein Glück empfanden,

dem auch die Trennung sein Wesen lassen mußte, überschlich uns die trauervollste Wehmuth. Es schien Thorheit, Wahnsinn, daß wir uns trennten, und doch blieben die gefaßten Vorsätze unverändert, und durchaus einwilligend stimmte Rahel mir bei. Wir hatten den Muth uns zu trennen, gestärkt durch die Kraft des Zusammenseins. Meine Lebensentwickelung war noch unvollständig sogar in ihren Umrissen, deren Gestalt sich abschließen, sich nach mehreren Seiten über vielen Lücken hin ergänzen mußte. Wie hätte ich bleiben sollen, in welcher Stellung, in welcher Richtung? Der strebenden Thätigkeit hätte kein Glück mich entsagen lassen, im ruhigen Genusse weicher Tage wäre ich nur unglücklich gewesen. Ich mußte fort, um als ein Andrer wiederzukommen, und mußte immer wieder fort, bis nach genugsamen Kämpfen und Stürmen das innere Leben sich zu dem äußern in gehöriges Verhältniß gebracht hatte. Ich fühlte diese unwiderstehliche Nothwendigkeit, ohne derselben klar bewußt zu sein, und alle entgegengesetzten Versuche mußten mißlingen, bis die rechte Zeit gekommen war. Der gewonnene Schatz aber blieb mir fortan gewiß; der Wechsel des Lebens und die Vielgestalt der Welt vermochten über ihn nichts; auch wußten wir beide dies mit stärkster Gewißheit, und in der hierdurch gewährten Herzensfreudigkeit erschien selbst die Trennung nur als Nebensache, die sich nur jetzt nicht ändern ließe, künftig aber unfehlbar weichen werde. Bis zuletzt nahmen zerstreuende Thätigkeiten uns in Anspruch; Rahel zog von der Mutter weg in eine besondere Wohnung, und hatte mit Einrichtungen aller Art zu schaffen; mir gab Harscher's Unentschlossenheit unaufhörlich zu thun, er fand immerfort neue Gründe in Berlin zu bleiben, und für ihn war die Nothwendigkeit der Reise noch dringender, als für mich, zuletzt suchte er nur Frist und Aufschub, wodurch der rechte Zeitpunkt verloren gehen konnte. Als die Tage des Scheidens nun wirklich eintraten, ich mir vorstellen mußte, daß ich diese Augen bald nicht mehr sehen, diese Hand nicht mehr küssen, diese Stimme nicht mehr hören sollte, da mußt' ich gleichwohl verzagen, und das nahe Bild der verlassen zurückbleibenden Freundin brachte mich zur Verzweiflung,

aus der nur die Gelübde des Wiedersehens sich um so stärker emporhoben, und einigen Trost gewährten. Glücklicherweise geschah ihr selber in diesen Tagen von ganz gleichgültiger Seite ein Antrag zu einer Reise nach Leipzig für die Zeit der Messe; die Gelegenheit war günstig, aber sie gestattete keine Zögerung. Ich dankte dem Himmel für diesen Glücksfall, der uns am mildesten über die herbe Trennung hinausbrachte, der noch früher Rahel als mich von Berlin entfernte, und gleichzeitig ihr wie mir durch neue Gegenstände die schreckliche Leere erträglicher machen half. Unter eifrigen Thätigkeiten vergingen die letzten Stunden, ich gelobte mir, indem ich das schmerzliche Lebewohl aussprach, ein freudiges Wiedersehen, und dies hielt mich aufrecht, indem ich den Wagen dahinrollen sah.

Ich war damals vierundzwanzig Jahr alt, Rahel um mehr als die Hälfte dieser Jahre älter, und dieser Umstand, welcher unsre ganze Lebensstellung weit auseinander zu rücken schien, hätte dies vielleicht wirklich vermocht, wäre er in sich selber wahr gewesen. Allein er bestand mehr als Zufälliges, und war in allem Wesentlichen aufgehoben und vernichtet. Dieses edle Leben, dem schon so mannigfache Weltanschauung geworden, ein so großer Reichthum von Glücks- und Leidensloosen zugetheilt gewesen, dieses Leben erschien unzerstörbar jung und kräftig, nicht nur von Seiten des mächtigen Geistes, der in freier Höhe über den Tageswogen schwebte, sondern auch das Herz, die Sinne, die Adern, das ganze leibliche Dasein, waren wie in frische Klarheit getaucht, und die reinste, erquickendste Gegenwart stand herrschend mitteninne zwischen erfüllter Vergangenheit und hoffnungsreicher Zukunft. Eine dauernde Vereinigung mußte uns jedoch damals noch versagt sein. Zweimaliger Kriegsdienst, Reisen, Zerstreuung in glänzender Welt, Lockungen des Ehrgeizes, Neigungen und Mißverständnisse, zu welchen die langwierige Entfernung Anlaß geben wollte, nichts konnte jemals in meinem Innern das feste Band berühren, das mich mit Rahel verknüpft hielt, die tiefe Ueberzeugung, daß ich mein Lebensglück gefunden wisse, erschüttern, und das unermüdete Hinstreben zu diesem Ziel auch nur einen Augenblick schwächen. Sechs

Jahre vergingen auf diese Weise, nur unterbrochen durch kurze Zeiten des Wiedersehens, in welcher die Vorsätze und Hoffnungen sich neu bestärkten. Endlich, nach erfolgtem Umschwunge der allgemeinen Verhältnisse, nach erlangtem Sieg und Frieden des deutschen Vaterlandes, von Paris, wo ich schwer krank gelegen, unter glücklichen Zeichen heimkehrend, konnte ich, aller Hemmungen frei, die geliebte Freundin in Böhmen wiederfinden, den schönsten Sommer mit ihr verleben, und darauf in Berlin, am 27. September 1814, mein Lebensloos für immer dem ihren anschließen.

Die neunzehnjährige Zeit unseres sodann wenig unterbrochenen, zu stets erneutem Bewußtsein des Glückes erhobenen und in innerer Entwickelung reichen Zusammenlebens zu schildern, darf ich vielleicht in späterer Zeit, wenn die Fortsetzung der begonnenen Denkschriften mich wieder anziehen kann, mit gestärkten Kräften zu unternehmen hoffen. —

Einige Tage nach Rahel's Abreise trieb ich mich in der verödeten Stadt umher, zwischen Reisegeschäften und Sehnsuchtsweh getheilt, bis auch endlich unsre Abfahrt erfolgen konnte, deren erstes Ziel Dresden war, wo Harscher sich ein paar Wochen zu verweilen ausbedungen hatte, weil er die dortigen Kunstschätze, ehe er Norddeutschland, vielleicht auf immer, verließe, gehörig betrachten und in sich aufnehmen wollte.

Vierzehnter Abschnitt.

Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth, 1808.

Baireuth, Sonntag den 23. Oktober 1808. Heute Vormittag ging ich zu Jean Paul. Harscher war verstimmt, und wollte durchaus nicht mitgehen, ich glaube, es verdroß ihn zu sehr, seine äußeren Ansprüche gegen seine inneren so weit zurückstehen zu finden, und einen Mann, mit dem er sich geistig auf gleicher Linie fühlte, nur als unscheinbarer Student zu begrüßen, dessen innrer Werth zufällig noch zu keiner Namhaftigkeit ausgeprägt worden. Denn von Jean Paul eingenommen und bezaubert ist er mehr noch als ich, und seinen Wunsch, den Mann wie er leibt und lebt zu sehen, hatte er bisher oft und lebhaft ausgesprochen. Ich bin auch nur ein unscheinbarer Student, aber das ist mir eben recht, und so ging ich getrost hin! Eine angenehme, freundlich neugierige Frau, die mir die Thür öffnete, erkannt' ich sogleich als Jean Paul's Gattin an der Aehnlichkeit mit ihrer Schwester. Ein Kind wurde geschickt, den Vater zu rufen. Er kam bald; war auf meinen Besuch durch Briefe aus Berlin und Leipzig schon vorbereitet, und empfing mich sehr liebreich. Als er sich neben mir auf das Sopha niedersetzte, hätte ich ihm beinah in's Gesicht gelacht, denn indem er sich etwas bückte, sah er genau so aus, wie ihn unser Neumann in den „Versuchen und Hindernissen" scherzhaft

beschrieben hat, und wie und was er sprach, verstärkte den Eindruck in derselben Weise. Jean Paul ist wohlbeleibt, hat ein volles, gutgeordnetes Gesicht, kleine, feuervoll sprühende und dann wieder gutmüthig matte Augen, einen freundlichen, auch im Schweigen leise bewegten Mund. Seine Sprache ist schnell, fast eilig, und daher bisweilen etwas stolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der mir schwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemisch von fränkischem und sächsischem sein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftsprache festgehalten.

Ich mußte ihm zuvörderst alles erzählen, was ich von seinen Berliner Bekannten irgend wußte oder gar zu bestellen hatte. Gern dachte er der Zeit, da er in Berlin als Nachbar von Markus Herz in dem Leder'schen Hause gewohnt, wo ich vor sieben Jahren im Garten an der Spree ihn zuerst gesehen, mit Blättern in der Hand, die man mir als zum „Hesperus" gehörig insgeheim bezeichnete. Dies Persönliche, und manches Litterarische, das sich damit verflechten mußte, regte ihn außerordentlich an, und er hatte bald mehr zu sagen, als zu vernehmen. Seine Rede war durchaus liebenswürdig und gutmüthig, immer gehaltvoll, aber in ganz schlichtem Ton und Ausdruck. Wiewohl ich es schon wußte, daß sein Witz und Humor nur seiner Schreibfeder angehören, und er nicht leicht ein Zettelchen schreibt, ohne daß jene mit einfließen, dagegen sein mündlicher Ausdruck selten etwas davon verräth, so fiel es mir doch sehr auf, bei dieser beständigen inneren Bewegung, in der ich ihn sah, und bei dieser Lebhaftigkeit, der er sich überließ, von Witz und Humor keine Spur zu sehen. Sein übriges Betragen glich seinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Gespanntes, nichts Absichtliches, nichts, was über das Bürgerliche hinausginge; seine Höflichkeit war die größte Güte, seine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rücksichtsvoll, aber für sich selber dabei möglichst ungezwungen. Auch der Eifer, in welchen der Reiz des Besprochenen ihn öfters brachte, veränderte doch jene Grundstimmung niemals, nirgends lauerndes Beobachten und Spähen, überall Milde, überall freies Walten seiner nicht scharfumgränzten Natur;

überall offne Bahn für ihn, und hundert Uebergänge aus einer in die andere, mit völlig unbekümmertem Darstellen seiner selbst. Erst lobte er alles, was von neuern Erscheinungen zur Sprache kam, und wenn wir dann etwas näher in die Sache kamen, war dann alsbald doch Tadel die Hülle und die Fülle. So über Adam Müller's Vorlesungen, über Friedrich Schlegel, über Tieck und Andere. Er meinte, die deutschen Schriftsteller müßten sich immer nur an das Volk, nicht an die vornehmen Stände halten, wo schon alles verdorben und verloren sei; und hatte doch eben Adam Müller'n gerühmt, daß der es verstehe, ein gründliches Wort an gebildete Weltleute zu bringen. Er ist überzeugt, daß aus dem Aufschlusse der indischen Welt für uns nichts zu gewinnen sei, als zu den vielen Dichtungsgärten, die wir schon haben, noch einer mehr, aber keine Ausbeute von Ideen; und doch lobte er einige Minuten vorher Friedrich Schlegel's Bemühungen mit dem Sanskrit, als müsse ein neues Heil daraus hervorgehen. Er hatte es nicht hehl, daß ein rechter Christ ihm jetzt nur als ein protestantischer denkbar sei, daß ihm eine wahre Verkehrtheit dünke, wenn ein Protestant jetzt katholisch werde, und mit dieser Ansicht hatte sich kurz vorher doch die größte Hoffnung vertragen, daß der katholische Geist in Friedrich Schlegel mit dem indischen vereint viel Gutes wirken werde! Von Schleiermacher sprach er achtungsvoll, meinte aber doch, seinen Platon könne er nicht recht genießen, und in Jacobi's und Herder's Seelenschwunge glaubte er viel mehr von jenem göttlichen alten Weisen zu spüren, als in allem gelehrten Scharfsinne Schleiermacher's, was ich freilich nicht ohne starken Widerspruch durchlassen wollte. Fichte, von dessen Reden an die deutsche Nation, gehalten in Berlin unter dem Geräusch französischer Trommeln, ich ihm viel erzählte, war und blieb ihm unheimlich; die Entschiedenheit dieser Kraft ängstigte ihn, und er sagte, er könne diesen Autor nur noch gymnastisch lesen, mit dem Inhalte seiner Philosophie habe er nichts mehr zu thun.

Jean Paul wurde hinausgerufen, und ich blieb eine Weile mit seiner Frau allein. Auch dieser wußte ich von

ihrer Vaterstadt Berlin mancherlei zu erzählen, und ihre Theilnahme für dortige Verhältnisse und Personen hatte nach allem, was sie schon mit angehört, noch eine große Nachlese zu halten. Die Frau gefiel mir ungemein; sanft, fein, sittig, verband sie mit dem schönsten Eindruck der Häuslichkeit zugleich höhere Gesellschaftsgaben und freiere Welteinsicht, als Jean Paul zu haben schien. Sie wollte sich aber dem trefflichen Mann auch in dieser Beziehung gern unterordnen. Aus allem ging hervor, daß beide Gatten ein recht glückliches Leben zusammen führten. Ihre drei Kinder sind schöne, liebliche, frische Geschöpfe. Ein Knabe, Max, von fünf Jahren, ist der Liebling des Vaters, der einen künftigen Kriegshelden in ihm sieht; in der That ist er ganz Kraft und Muth, und auch von Körper ausgezeichnet, ich fühlte die starken Knochen und Sehnen seiner kleinen Arme mit Erstaunen. Zwei Mädchen, Emma und Ottilie, älter und jünger als der Knabe, sahen sehr lieblich aus, und zeigten, bei schon merkbarer Verschiedenheit der Anlagen, das gemeinsame Gute der Eltern unzweifelhaft. Alle drei sind völlig unbefangen, ganz frei und ganz kindlich, weniger zum Guten erzogen, als darin aufgewachsen. Ich hatte recht herzliche Freude an ihnen, und sie riefen mir andre liebe Kinder in's Gedächtniß, mit denen ich noch kürzlich zusammen war! Als der Vater wieder eintrat, war es ziemlich spät geworden, ich wollte weggehen, wurde aber nur entlassen, um meinen Reisegefährten zu benachrichtigen, daß ich nicht mit ihm essen würde; Harscher zu Jean Paul's Mittagstische mitzubringen, wie ich aufgefordert war, durfte ich nicht hoffen.

Fortwährend gesprächig und äußerst gutgelaunt verbreitete sich Jean Paul über die mannigfachsten Gegenstände. Ich brachte ihm unter anderm auch einen Gruß von Rahel Levin und die bescheidene Frage, ob er sich ihrer noch erinnere? Sein Gesicht strahlte von vergnügter Heiterkeit: „Wie könnte man ein solches Wesen je vergessen?“ rief er lebhaft aus; „Das ist eine in ihrer Art einzige Person, ich bin ihr von Herzen gut gewesen, und werde es noch täglich mehr, denn der Eindruck von ihr wächst mit allem, was sonst in mir an Sinn und Verständniß zunimmt; sie ist die einzige Frau,

bei der ich ächten Humor gefunden, die einzige humoristische Frau!" (Jean Paul dachte wohl nicht an Frau von Sévigné, oder war nicht darauf gekommen, ihrer Eigenthümlichkeit den rechten Namen zu geben; denn was die Franzosen an ihr so sehr als Natürlichkeit preisen, ist in den meisten Fällen grade das, war wir Humor nennen.) Nun ging er in großes Lob einzelner Eigenschaften ein. Als ich dieses Lob unterbrach, und ihn versicherte, aller Verstand, Klugheit und Witz, die er von Rahel rühme, seien in meinen Augen doch viel geringer, als die Innigkeit und Güte ihres Gemüths, wunderte er sich nicht, sondern glaubte mir dies gern, und wiederholte nur, jene seien aber ungeheuer groß. Er rühmte sich zweier Briefe von Rahel, und sagte, der eine aus Paris sei mehr als zehn Reisebeschreibungen werth, so habe noch nie jemand die Franzosen und die französische Welt auf den ersten Blick eingesehen und karakterisirt; was das für Augen wären, die so scharf und klar gleich die ganze Wahrheit, und nur die Wahrheit, sähen! Als ich ihm sagte, wie viele Briefe ich von ihr besäße, nicht an mich geschriebene, sondern mir geschenkte, wurde er ganz neidisch; wenn ich in derselben Stadt mit ihm wohnte, sagte er, so müßte ich ihm wenigstens zwei Worte aus jedem Briefe mittheilen; das sei ein ungeheurer Schatz, ein einziger; Rahel schreibe vortrefflich, es sei aber nothwendig, daß sie an jemand schreibe, ein persönlicher Anreiz müsse bei ihr alles hervorlocken, mit Vorsatz ein Buch zu schreiben werde sie wohl nie im Stande sein. „Ich bin jetzt fähiger", fuhr er fort, „sie zu verstehen, als damals in Berlin; ich möchte sie jetzt wiedersehen! je öfter mir von den Bemerkungen und Aussprüchen, die sie nur so hin zu sagen pflegte, etwas wieder einfällt, je mehr staune ich! Sie ist eine Künstlerin, sie hebt eine ganz neue Sphäre an, sie ist ein Ausnahmswesen, mit dem gewöhnlichen Leben in Krieg, oder weit darüber hinaus; — und so muß sie denn auch unverheirathet bleiben!" Er pries mich glücklich, eine solche Freundin zu haben, und fragte mich, gleichsam prüfend und meinen Werth messend, wodurch ich, noch so jung, mir das verdient habe? Ich gewann sichtbar in seinen Augen durch diese Beziehung. Als ich am

Abend dies alles Harscher'n wiedererzählte, war auch dieser ganz benommen von der Macht solcher Aeußerungen, denen er sich doch nur gezwungen beugte, denn wo er die Anerkennung nicht selbst aufgebracht, wo er ihr nur zustimmen mußte, war sie ihm jedesmal schwer und fast peinlich.

Montag, den 24. Oktober. Der empfangenen Einladung zufolge, stellte ich mich heute Nachmittag früh genug bei Jean Paul ein. Harscher behauptete, nothwendig Briefe schreiben zu müssen, und blieb unbeweglich im Wirthshause. Jean Paul war eben von einem Spazirgange heimgekehrt, die Frau mit dem einen Kinde noch nicht zu Hause. Wir kamen auf seine Schriften, diese bei den meisten Autoren so bedenkliche Saite, welche der eine gar nicht berührt wissen will, der andre immerfort will klingen hören. Er war dabei so liebenswürdig, wie ich nie erwartet, frei, unbefangen und gründlich in seinem ganzen Wesen. Der Anlaß dieses Gesprächs war der neuste Cotta'sche Damenkalender, worin Goethe's „Pilgernde Thörin" und Jean Paul's „Traum einer Wahnwitzigen" stehen. Es war noch kein Exemplar nach Baireuth gekommen, ich aber brachte von Dresden her eines mit, Jean Paul wünschte es zu behalten, und wies mir in Tübingen bei Cotta den Ersatz an. Solche Phantasieen, sagte er, wie jener Traum eine sei, könne er immerfort schreiben, die Stimmung dazu, wenn er nur gesund sei, habe er ganz willkürlich in seiner Gewalt, er setze sich an's Klavier, phantasiere da auf das wildeste, überlasse sich ganz dem augenblicklichen Gefühl, und schreibe dabei seine Bilder hin, freilich wohl nach einer gewissen vorbedachten Richtung, aber doch so frei, daß diese selbst oft verändert würde. Ganz eben solcher Stimmung folge er, fügte er hinzu, wenn er den Leibgeber oder Schoppe in der höchsten Begeisterung reden lasse, diese Figur sei dann ganz er selber. Noch erfüllt von den Bildern jenes Traumes, von der Riesenhaftigkeit der Gedanken, die hier hin und her geworfen werden, und die zu den größten und gehaltvollsten aller Mährchenpoesie gehören, mußte ich nur um so mehr erstaunen, als ich die unerschöpfliche Fruchtbarkeit vernahm, mit welcher dem Dichter diese Gebilde zuwachsen. Er hatte sich in dieser

Art einmal vorgenommen, eine „Hölle" zu schreiben, die kein Mensch sollte aushalten können, und vieles davon ist wirklich fertig, jedoch nicht für den Druck bestimmt. Ich fragte nach den „Flegeljahren", und hörte zu meiner größten Freude, daß er sie ganz gewiß fortsetzen wird; er betrachtet sie wie sein bestes Werk, worin er recht eigentlich wohne, da sei ihm alles heimisch und behaglich, wie eine freundliche Stube, ein bequemes Sopha, und vertraute fröhliche Gesellschaft. Auch ist er überzeugt, seine eigenthümlichste und wahrste Richtung in diesem Buche befolgt, seine wahre Art gewiß darin getroffen zu haben; andre seiner Bücher, meinte er, könnte er mit seinem Talent gemacht haben, in den Flegeljahren aber habe sein Talent ihn selbst ergriffen, auch seien Vult und Walt nur die beiden entgegengesetzten und doch verwandten Personen, aus deren Vereinigung er bestehe.

Wir sprachen noch vielerlei über Schriften und deren Abfassung, deren Triebwerke und Hülfsmittel. Dabei kamen wir denn auch auf das Darstellen von Gegenden und Landschaften. Jean Paul ist darin ein großer Meister; kein Wunder, da er von je mit der Natur gelebt, in seinen früheren Jahren oft halbe Tage im Freien zugebracht, Wolken und Luft, Land und Wasser, ja jede Blattwindung und Halmstellung liebevoll beobachtet, das Größte wie das Kleinste, und zu seiner Erinnerung immer alles aufgeschrieben, so viel dies nur möglich war. Er erschrak ordentlich, als ich es wagte, Goethe'n als weniger geschickt in dieser Parthie zu bezeichnen, und erinnerte sogleich an zwei im „Werther" beschriebene Gegenden und Landschaften, denen in der That die Meisterhaftigkeit nicht abzusprechen ist. Wie aber die Sache anzugreifen sei, welche technische Vortheile es dafür gebe, darüber stritten wir eine Weile. Endlich sagte Jean Paul sehr sinnvoll, um eine Gegend dichterisch aufzufassen, dürfe der Dichter nicht bei ihr anfangen, sondern er müsse die Brust eines Menschen zur camera obscura machen, und in dieser die Gegend anschauen, dann werde sie gewiß von lebendiger Wirkung sein; nichts aber sei todter, als wenn der sich neugierig umsehende Reisende nur den sinnlichen Stoff als solchen erzähle und beschreibe. Jean Paul ver-

langte, der Dichter solle auch wirkliche Gegenden doch immer nur aus der Phantasie beschreiben, die allein könne das Richtige und Wahre liefern. So habe er selber schweizerische und italiänische Gegenden, letztere z. B. im „Titan", sehr richtig — wenigstens die bewährtesten Kenner sagten es — geschildert, ohne sie je gesehen zu haben, und auch in Nürnberg, dessen Oertlichkeit in den „Palingenesien" bis zum kleinsten Einzelnen vorkomme, sei er erst lange nachher, und auch da nur auf einen halben Vormittag, gewesen. Mir schien eine tiefe Wahrheit in dieser Paradoxie zu liegen, der doch nicht unbedingt beizustimmen war; gilt für das Bild ein anderes Gesetz, als Messen und Aufzählen, so muß doch die Phantasie, um Bilder einer bestimmten Wirklichkeit hervorzurufen, wenigstens ähnliche Bestandtheile stets als Gleichniß bereit haben. —

Das Gespräch wandte sich auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf den Zustand von Deutschland, auf die Machtherrschaft der Franzosen. Mir sind die politischen müssigen Verhandlungen sehr zuwider, es kommt wenig dabei heraus, man tappt im Finstern, und alles ist meistentheils ganz anders, als man die Sachen gewöhnlich im ersten Augenblick wissen kann und behaupten will. Aber entzückend war es mir, Jean Paul bei solchem Anlasse die reinsten vaterländischen Gesinnungen aussprechen zu hören, und um dieser Felseninseln willen durchschwamm ich freudig das leere Gefluth unsichrer Nachrichten und schwankender Vermuthungen, das um jene her wogte. Was Jean Paul sagte, war tief, verständig, herzlich, tapfer, deutsch bis in die kleinste Faser hinein; kurz tausendmal besser als seine „Friedenspredigt", über die wir uns in Berlin geärgert hatten. Ich konnte ihm vielerlei erzählen, von Napoleon, den er nur aus Bildnissen kannte, von Johannes von Müller, über dessen Katastrophe und Karakter er begierig Aufschluß wünschte, von Fichte, dem er jetzt gezwungen seine höchste Bewunderung widmete, von dem Marquez de la Romana und seinen Spaniern, die ich in Hamburg gesehen hatte. Jean Paul zweifelte keinen Augenblick, daß die Deutschen einst gleich den Spaniern sich erheben, daß die Preußen ihre Schmach rächen und das

Vaterland befreien würden; er hoffte, sein Sohn werde es erleben, und wollte es nicht läugnen, daß er ihn zum Soldaten erziehe. Meine Mittheilungen und Ansichten konnten sein Vertrauen nur bestärken; ich brachte ihm Zeugnisse in Menge, wie hohl und schwach die Macht Napoleon's in sich selber sei, wie tief und stark die Gesinnung, die ihm entgegenstehe. In diese abgelegene Provinz waren viele Thatsachen noch gar nicht hingedrungen, eine Menge von Bezügen waren hier ganz neu. Jean Paul hörte mir begierig zu, und barg sein Entzücken nicht, als ich ihm mehrere Strophen der Ode von Stägemann gegen Napoleon hersagte, wobei er doch sorgsam warnte, dergleichen nur vorsichtig mitzutheilen und nicht schriftlich bei mir zu führen, und allerdings mußte ich zugeben, daß man nun weniger schon hier Freiheit und Leben verlieren könne. Aber bald vergaß er selbst seiner Warnung, und wollte eine Abschrift haben. Nun drückten wir uns erst recht als gleichgesinnte Freunde die Hände, und tauschten rückhaltlos unsre Meinungen aus. Die Spanier machten den freudigen Refrain zu allem, auf sie kamen wir immer zurück.

Die Erwähnung der Reden Fichte's brachte uns auf das Erziehungswesen, für den Verfasser der „Levana" natürlich ein sehr ergiebiger Gegenstand. Er billigte fast alles, was ich ihm als Ergebniß meiner Erfahrungen hierüber vortrug, und schloß endlich mit dem Satz, daß man nur seine eignen Kinder, aber keine fremden, erziehen könne. Dieses Erziehen der eignen Kinder nun, ich muß es sagen, leistet er auf die vortrefflichste Weise, ich habe es in diesen zwei Tagen so gut erkannt, als ob es hundert gewesen wären. Die Kinder sind glücklich, gedeihen in zarter Liebe und gesunder Stärke, entwickeln sich nach eigner Art, und für diese Eigenheit hat Jean Paul das leiseste Gefühl, die sorgsamste Acht und Leitung.

Nürnberg, Donnerstag den 27. Oktober. Ich habe noch einiges von meinem letzten Abend in Baireuth bei Jean Paul nachzuholen. — Die Frau war nach Hause gekommen, und nahm an dem letzten Gespräche einigen Antheil, entfernte sich aber bald wieder in häuslichen Geschäften. Die

zwei jüngsten Kinder waren eingeschlafen. Ich wollte den lieben Kindern gern ein Andenken von mir zurücklassen, setzte mich daher zum Tisch und begann einige Bildchen für sie auszuschneiden. Als Jean Paul diese kleine Kinderwelt aus Papieren ziemlich schnell vor seinen Augen entstehen sah, wurde er selber von Kindergefühlen ergriffen, mit vergnügter Lebhaftigkeit rief er seine Frau herbei, weckte seine Kinder auf, das dritte hatte sich schon an mich geschmiegt, und nun sollte ich umständlich von Allem Rechenschaft geben. Meine kleinen Arbeiten wurden von den Kindern mit Jubel aufgenommen, sie behaupteten, ich sei das Christkindchen, das ihnen Geschenke bringe, und auf die Bemerkung, ich sei aber doch schon so groß, blieb der Knabe dabei, nun ja, ich sei ein großes Christkindchen, welches Wort den Vater ungemein freute, so daß es mir erst hiedurch auffiel. In solchen Gesprächen und Beschäftigungen ging ein guter Theil des Abends hin, ich fühlte mich ganz beglückt in der Mitte dieser schönen, reinen Familie, die so herzlich gegen mich war und mich schon keine Fremdheit mehr empfinden ließ.

Ich blieb zum Abendessen, gegen meinen Vorsatz, denn ich hatte Harscher'n versprochen, nicht spät wiederzukommen, da wir am andern Morgen früh abreisen wollten. Die Frau war überaus gütig, Jean Paul so traulich und aufgeweckt, daß ich dem beiderseitigen Zureden nicht widerstehen konnte. Bei dem artigen und schon süddeutsch reichlichen Mahle herrschte die beste Laune. Unter andern gab uns der Vorfall sehr zu lachen, daß mir Jean Paul eine Empfehlung nach Stuttgart an einen seiner — wie er sagte — herzlichsten Freunde geben wollte, es aber unterlassen mußte, weil er sich durchaus nicht auf dessen Namen besinnen konnte! Von ernsthafter Art hingegen waren die Gespräche über Tieck, Friedrich und Wilhelm Schlegel, Bernhardi, Schütz, mit Einem Wort, über die sogenannte romantische Schule. Jean Paul hatte dieselbe in seiner „Vorschule der Aesthetik" gleichsam anerkannt, allein aus bloßer Achtung für Talent und Geist; gegen den eigentlichen Kern jenes ganzen Zusammenhangs hegte er fortwährend das tiefste Widerstreben. Besonders gegen Tieck war seine Stimmung jetzt von manchen

Digitized by Google

Seiten sehr aufgebracht. Er behauptete, Tieck habe eine ganze Gattung seines Komischen von Bernhardi entlehnt, wie man deutlich aus den „Bambocciaden" sehe, einen andern Theil habe er seinen, Jean Paul's, Schriften nachgebildet, wie er ihm selber einst eingestanden; dann habe er viel von Shakespeare angenommen; sein Ernsthaftes und Rührendes aber sei theils aus alten Volksbüchern, theils — wie die schönsten Anklänge der „Genoveva" — aus dem Mahler Müller geschöpft; die Kunstempfindsamkeit in den „Phantasieen" und im „Sternbald" kam auf Rechnung Wackenroder's, und die äußerst komische Erzählung vom Schneider Tunelli sollte fast wörtlich aus einem alten Buche wiederabgedruckt sein. So kam es über Tieck hier fast zu einem ähnlichen concursus creditorum, wie die Schlegel im Athenäum muthwillig einen über Wieland eröffnet hatten. Allein ich mußte mich diesem doch sehr ungerechten und übereilten Verfahren entgegensetzen. Die Anklage wegen der Benutzung der Genoveva des Mahler Müller sei, konnte ich mit Grund behaupten, von Tieck schon längst siegreich zurückgewiesen. Die Bambocciaden, so wußte ich von Bernhardi selbst, gingen zwar unter dessen Namen, rührten aber dem bessern Theile nach von Tieck her. Die Nachbildung alter Stoffe, wandt' ich ferner ein, sei von jeher den Dichtern erlaubt gewesen; sie habe nie zum Vorwurfe gereichen können, sobald eine neue Schöpfung dabei stattfinde, das letztere sei aber bei der Genoveva, dem Oktavianus und vielen andern, ganz unläugbar. Schließlich konnte ich Bernhardi's Wort anführen, der in den Zeiten feindlicher Spannung einst mit edler Aufrichtigkeit mir das Bekenntniß abgelegt, er möge es bedenken wie er wolle, er möge sich fragen her und hin, immer bleibe er von der tiefen Wahrheit durchdrungen, immer trete ihm neu die Ueberzeugung auf, daß von allen Anführern der romantischen Schule doch nur Tieck der wahrhaft geniale und der sei, von dem man sagen könne, er trage die Gottheit im Busen! Jean Paul wurde nachsinnend, es vergegenwärtigten sich ihm die Vorzüge, sein Herz neigte sich ohnehin lieber zum Anerkennen und Bewundern, und so geschah es bald, wie mir schon gestern mehrmals begegnet war, daß

er bei ganz andern Ergebnissen anlangte, als der Beginn hatte erwarten lassen; die Mißstimmung mit allen ihren Gründen und Antrieben verschwand, und Tieck blieb uns ein Dichter, ein hoher und trefflicher!

Diese Biegsamkeit in Jean Paul's Urtheilen, diese Eingeschlossenheit in bestimmte Gedankenzüge, diese kleinen Scheuleder an den Seiten, die ihn nur seine grade Straße vor sich hinsehen lassen, diese augenblickliche Beschränkung und Einseitigkeit, alles dieses hängt unstreitig mit seinen besten Eigenschaften zusammen, und rührte mich als eine liebenswürdige Schwäche, die auch seinem Wesen weniger schädlich ist, als sie es einem andern wäre, das sich mehr in eingreifendem Handeln und scharfem persönlichen Vortreten gefiele. Jean Paul's Ungerechtigkeit ist nur eine in ihm, nicht in der Welt, sie überschreitet das stille Gehege seiner Privatgedanken nicht. Und die Rückkehr zur Freundlichkeit und Güte wiegt hundertmal die kurze Abwendung auf.

Ich lernte Jean Paul aus diesen Gesprächen mehr kennen, als die Personen, die er besprach. Es ist ein reiner edler Mensch, kein Falsch und kein Schmutz ist in seinem Leben, er ist ganz wie er schreibt, liebevoll, innig, stark und brav. Auch an persönlicher Tapferkeit fehlt es ihm gewiß nicht, und käme die Gelegenheit, so würde er, ich traue es ihm zu, mit dem Degen schneller bei der Hand sein, als mancher Andre.

Als ich mir den trefflichen Mann in seinem Werthe so betrachtete und erwog, schlug mir plötzlich das Gewissen. Ich mußte an unsern Doppelroman, die „Versuche und Hindernisse", gedenken, und an die komische Figur, welche Jean Paul unter diesem seinen Namen und in seiner eigensten Manier darin spielt. Zwar hatte ich grade an dieser Figur den wenigsten Antheil, sie war, ihren besten und eindringendsten Zügen nach, das Werk von Neumann, aber an dem Ganzen war ich doch mitschuldig, und es kam mir wie eine Treulosigkeit vor, von Jean Paul jetzt zu scheiden, ohne ihm den Frevel zu bekennen. Ich erzählte ihm also die Entstehung des Buches, den ungefähren Inhalt, und daß und wie neben Johannes von Müller und Johann Heinrich

Voß auch er selber darin vorkomme. Er hörte mich ganz gelassen an, freute sich des Scherzes, den er als gut und gelungen anzuerkennen hoffte, und rechnete es mir besonders an, daß ich den Draug gefühlt, ihm davon zu sprechen. Er verstand vollkommen, wie es gemeint war, und begriff die Stimmung, die uns verleiten gekonnt, grade unsre gefeierten Helden mit dergleichen Muthwillen anzugreifen; er wisse recht gut, sagte er, daß die Soldaten Cäsar's, die bei dessen Triumphzuge die bekannten Spottlieder sangen, darum doch die tapfersten und treusten blieben, auf die jener sich in Gefahr und Kampf am sichersten verlassen konnte. „Alles, alles aber", rief er aus, „kommt darauf an, daß die Sache wirklich gelungen ist! Das Aesthetische muß euch retten, ist das nicht gut, dann habt ihr auch das Moralische zu verantworten; kann ich jenem aber Beifall geben, so nehm' ich dieses auf mich!" Es gefiel ihm nicht übel, daß auch wir uns selber, wie ich ihm erzählte, in dem Buche nicht geschont, sondern zu starken Zerrbildern verarbeitet hätten. „So ist die Jugend", sagte er lachend, „gilt es einen durch den Regen zu jagen, so scheut sie selber die Traufe nicht! Doch wenn die Wirthe denn mitessen, werden die Gäste ja wohl auch das Vorgesetzte noch hinunterbringen!" Von Müller und Voß meinte er, sie würden sich doch sehr ärgern, die verständen nicht so Spaß wie er. Indeß empfand auch er einigen Schreck und Entrüstung, als er vernahm, daß wir Goethe'n zu necken gewagt, und auch die Figur Wilhelm Meister's frevelhaft mißbraucht hätten. „Kinder, was habt ihr da gethan!" sagte er bedenklich, „das hättet ihr unterlassen sollen! Goethe ist ein geweihtes Haupt, der steht anders, als alle Uebrigen. Den geb' ich weniger preis, als mich selbst!" Ich hatte in meinem Bericht die Farben eher zu stark als zu schwach aufgetragen, und freute mich schon, daß Jean Paul das Buch wenigstens nicht schlimmer finden würde, als er es sich jetzt vorgestellt. Wegen Goethe's suchte ich ihn wieder etwas zu beruhigen. Von diesem sprachen wir nun noch eine Weile, und Jean Paul mit steigender Bewunderung, ja mit einem Schauder von Ehrerbietung.

Das herrlichſte Obſt war zum Nachtiſch aufgetragen. Plötzlich erhob ſich Jean Paul, gab mir die Hand, und ſprach: „Verzeihen Sie, ich gehe zu Bett! Da es aber noch ſehr früh iſt, ſo bleiben Sie in Gottesnamen noch hier und plaudern mit meiner Frau, es wird noch mancherlei vorzubringen ſein, was ich nicht aufkommen ließ. Ich bin ein Spießbürger, die Stunde iſt da, wo ich ſchlafen muß!“ Er nahm ein Licht, und ſagte Gutnacht. Wir ſchieden in großer Herzlichkeit, und in dem beiderſeitigen Wunſche, daß ich künftig einmal längere Zeit in Baireuth verweilen möchte.

Noch eine ganze Weile blieb ich mit der trefflichen Gattin in lebhaftem Geſpräch, deſſen Gegenſtand meiſt Jean Paul ſelbſt war, dann auch mancherlei mir bekannte Verhältniſſe, denen ſie einen neuen Antheil widmete. Ich kam ſpät in unſer Wirthshaus, und fand Harſcher ſchon eingeſchlafen, merkte noch eilig in meine Schreibtafel die wichtigſten Züge dieſes Abends an, und als wir am andern Tage wieder unterwegs waren, fehlte mir für meinen Begleiter die unerſchöpflichſte und willkommenſte Unterhaltung nicht, indem ich ausführlich ſchilderte und beſprach, was alles er verſäumt hatte!

Während ich in Tübingen war, kam der ſogenannte Doppelroman wirklich an das Tageslicht. Neumann und ich waren doch nicht ohne Beſorgniß, wie Jean Paul die Sache aufgenommen habe. Jedoch gelangte zu uns darüber keine Kunde. Das Buch, wiewohl erſchienen, und hin und wieder angekündigt, fand noch lange Zeit keinen Weg in Jean Paul's Hände. Noch am 20. März 1809 richtete er nach Tübingen folgendes Blatt an mich: „Ihre Scheeren-Plaſtik macht nicht bloß meinen Kindern, ſondern auch meinen Freunden und mir große Freude; nur dauert mich bei dieſer Zeichnungs- oder Bildungskraft zweierlei: erſtlich, daß ſie nicht zu ordentlichen künſtleriſchen Zwecken ſich einlenkt, — und zweitens Ihre Augen. Doch letztere noch bei Ihrer feinen, kleinen Handſchrift. Haben Sie denn ſo viel Augen als Argus, daß Sie nach ein paar weniger nicht fragen? —

Sie sind der größte Augenverschwender, da Sie sogar fremde mit verschleudern. In unserm illitterarischen Baireuth kann ich Ihren Roman nicht bekommen, wenn Sie mir ihn nicht schicken. Ist er gut, so hat meine Persönlichkeit keinen Einfluß auf meine Unpartheilichkeit. Ich wünschte ihn sehr. Grüßen Sie Demoiselle Levin, mich könnte sie am besten grüßen lassen durch ein Schock voller Bogen. Leben Sie wohl! Ihr Jean Paul Friedrich Richter."

Dieses Briefchen aber traf mich nicht mehr in Tübingen, sondern irrte in der Welt umher, nach Hamburg, Berlin, Oesterreich und Ungarn, und kam erst nach Verlauf eines Jahres, im März 1810, zu Prag in meine Hand. Die Welt hatte unterdessen einen neuen Umschwung erlitten, auch mein persönliches Geschick entscheidende Wendungen erfahren. Nicht jedes frühere Wort war zu behaupten, nicht jede Anknüpfung fortzusetzen, Verhältnisse und Richtungen hatten gewechselt. Ich mochte das meinem Sinne schon ferngerückte Buch an Jean Paul nicht mehr schicken, auch wäre mir in Prag dergleichen noch schwerer aufzutreiben gewesen, als ihm in Baireuth. Doch unterließ ich nicht, ihm zu antworten, schon um zu bemerken, daß sein Brief grade ein Jahr gebraucht, um von Baireuth nach Prag zu kommen, und dann des sonderbaren Zusammentreffens wegen, daß ich eben Jean Paul's neuestes Buch, des Doktor „Katzenberger's Badereise", gelesen, dann mich selber auf einer Badereise mit dem Fürsten Ferdinand Kinsky und dessen Arzte, einem zu meinem Erstaunen wirklich so heißenden Doktor Katzenberger, nach dem Kinsky'schen Badeort Mscheno befunden hatte, und beim Absteigen vom Wagen den Brief Jean Paul's von vorigem Jahre eingehändigt erhielt. Dies alles dünkte mich so Jean Paul'sch, daß ich es ihm sagen zu müssen glaubte. Hiemit brach der Verkehr ab; neue Reisen und Veränderungen lenkten mich nicht zu ihm. Ich habe ihn leider nicht wiedergesehen. Auch Neumann sah ihn nie. Wir haben nicht erfahren, was er von seinem keck verzerrten, aber dabei meisterhaft ähnlichen Bilde geurtheilt hat, ob er sich daran mit heitrer Ueberlegenheit ergötzt, oder mit doch reizbarer Empfindlichkeit geärgert. Auch gegen einige unsrer Freunde,

welche ſpäter mit ihm in enge Verbindung kamen, hat er nie ein Wort über die „Verſuche und Hinderniſſe“ geäußert, vielleicht iſt ihm das Buch ſelbſt nie vorgekommen! Nicht zum erſten- noch letztenmale wäre das Druckenlaſſen einem geheimen Niederlegen und Verwahren gleich geweſen, wo der öffentlich verborgene Gegenſtand auf dieſe Weiſe am beſten gegen alles Gefunden- und Erkanntwerden geſichert iſt!

Funfzehnter Abschnitt.

Tübingen.

1808. 1809.

Tübingen, Anfang Novembers 1808. Da sind wir denn in Tübingen! Am 1. spät Abends, bei vollem Mondschein, der die Berge und ihre vom Herbst wunderkräftig gebräunte Waldung schön beleuchtete, fuhren wir munter hier ein, und haben in den ersten Tagen die Stadt und Gegend, die Anstalten und zum Theil auch die Menschen, schon zur Genüge angesehen. Ob wir recht gethan, hieher zu reisen? Es war eine kühne, frische That, alle Gründe waren dafür, — und doch fürcht' ich schon, daß der Ausgang es als ein unnützes Abentheuer erscheinen läßt. Der Eindruck von manchem Einzelnen war gut, die Gegend ist schön, das Volk unterhaltend, die Männer, die uns anzogen, sind ihres Rufes werth; aber das Ganze wirkt auf uns gräßlich niederschlagend! Wir haben ganz dasselbe Gefühl, Harscher und ich, da doch sonst unsre Seelenstimmungen weit auseinander liegen, so wie die Gegenstände verschieden sind, von denen wir bewegt werden. Diesmal muß also doch etwas in der Sache sein, was uns beide so benimmt und beängstigt; das gute Tübingen will ich nicht grade beschuldigen, aber desto mehr die grelle Versetzung, die wir zu leichtsinnig gewagt, den ungeheuren Abstand des Lebens hier von unsrem in Berlin; wir dachten den so leicht zu ertragen, und ich sehe schon, wir beide können es nicht! — Für mich ist das

Schlimmste, daß alle die Kämpfe, denen ich entgangen zu sein glaubte, sich hier grade am heftigsten erneuen. Von allen Seiten bestürmen mich Zweifel und Lockungen! Was ich eigentlich will, was ich im Tiefsten des Herzens will, das ist mir klar und gewiß; aber davon ist nicht die Rede! Die Rede ist davon, daß ich eine Gestalt finde, in der mein Leben sich das Ziel jenes innersten Wollens aneignen könne, und da sind so viele Wege, da begegnen mir auf jedem günstige und widrige Zeichen. Es ist kein Irrthum, daß ich Arzt werden will, gewiß nicht; dieser Beruf ist mir lieb, und ich kann darin glücklich sein. Aber es liegt in den Umständen, daß ich, um als Arzt zu leben, keinen andern Ort als Hamburg wählen kann, und so lieb mir der Ort an und für sich ist, so wenig darf ich ihn jetzt für mich wünschen, — und nun gar der Gedanke, mich für immer in einer Stadt niederzulassen, die französischer Herrschaft unterworfen ist, während doch vielleicht — vielleicht! — noch einige Strecken des Vaterlandes sich als freie Deutsche erhalten! Soll man überhaupt in solcher Zeit sich niederlassen? Und was kann man sonst thun? Ich genug! Ich finde nur zu viele Möglichkeiten, denen ich folgen kann. Zum Kriege kann jeder taugen, und ich also auch; die Gelegenheit wird nicht fehlen, denn Deutschland ist noch lange nicht völlig unterjocht, und noch lange nicht völlig frei; da muß noch oft zu den Waffen gegriffen werden, kann ich hieran nicht Theil nehmen, so bleibt mir ein entschiedener Anspruch ewig unbefriedigt. Aber auch geistige Thätigkeit reizt mich, litterarische, auf das gesellschaftliche Leben wirksame; sollt' ich nicht als Schriftsteller leben können, und auch hier mitunter die gewünschte Kriegsbahn gegen den Feind eröffnet finden? Aber der Augenblick drängt; was soll ich wählen, was kann ich ergreifen? Ich kann nichts abwarten, ich habe nur Boden, so fern ich gewählt habe, und auch da zuerst nur unfruchtbaren! Ob die Früchte dann kommen, oder ausbleiben, das steht dahin. —

Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs- und Kreditbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta'schen Buchhandlung fragte, und man mich

Digitized by Google

in ein Lädchen wies, wo ich mich fast schämte einzutreten; so winzig, eng und schmucklos hab' ich neue Bücher noch nie wohnen sehen, alte wohl! Und noch dazu ist dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hause sind, von wo sie ausgehen. Der eine, emsig beschäftigte, aber dennoch gutmüthig aufmerksame Diener, den ich traf, lächelte über meine Befremdung, und geleitete mich, da ich den Herrn Doktor sprechen wollte, zwei schmale Stiegen hinauf, in ein enges Stübchen, wo es aber doch etwas elegant aussah, sogar ein Sopha breitete sich hinter einem Tische, das einzige bis jetzt, das ich in Tübingen zu sehen bekommen, denn Studenten und Professoren haben so schwelgerische Gewohnheiten nicht. Cotta trat ein, ein hagrer, ältlicher Mann, lebhaft, geschmeidig in eckigen Manieren, in schwäbischer Gemächlichkeit rasch; er war prompt, artig und meinen Wünschen zuvorkommend, hatte aber viel zu thun, daher ich ihn bald wieder verließ. Seitdem war ich auch schon einen Abend bei ihm, wo ich ihn mit seiner Frau und seinen zwei artigen Kindern sah, als freundlichen, liebevollen Hausvater, den das lustige Töchterchen mit klugem Muthwillen in beste Laune setzte; auch die Frau war voll Güte, doch sehr gehalten, maßvoll und verständig, im Praktischen gewiß nicht leicht zu irren noch umzugehen. Ich mußte von Hamburg erzählen, und machte geflissentlich eine prächtige Beschreibung von dem Buchladen meines Freundes Perthes im Jungfernstieg, von der reizenden Lage, der schönen Einrichtung, den weiten Räumen, und den aufgereihten kauffertigen Vorräthen alles Neuen, Werthvollen und Anziehenden in- und ausländischer Litteratur. Ich erweckte keinen Neid, im Gegentheil, das süßeste Behagen, daß man hier solchen Glanz nicht nöthig habe, und in der geringsten Einrichtung sich behelfe. Dabei läugnet Cotta seine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, giebt das größte Honorar, kauft Güter und Häuser, und in seinen Geschäften gedeiht alles bestens. Und wie klug spricht er über Litteratur! wie fein und tüchtig ist sein Urtheil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er

die buchhändlerischen Interessen versteht, so sind sie ihm doch gar nicht das Höchste; er hat sein eignes Urtheil, seinen eignen Geschmack. Wir sprachen von Heinrich von Kleist's Penthesilea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugniß, und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefordert würde; überhaupt war er gegen die neuere Schule ergrimmt, und von Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, die in Heidelberg durch die Einsiedlerzeitung ihm übel mitspielen, durfte man nicht reden, ohne daß er die Augenbraunen heftig zusammenzog, und seine Kämpfer Weisser und Haug gegen sie anrief. Auch in politischen Urtheilen fand ich ihn scharf und tüchtig, reich an Verknüpfungen, vorausschend, unerschrocken, gar wohl als tapferer Offizier zu denken. So sehr wir, besonders in litterarischen Dingen, entgegengesetzter Meinungen waren, so leicht und friedlich tauschten wir diese aus; ich fühlte gleich ein volles Vertrauen zu ihm, das auch nicht unerwiedert schien. Ich glaube, mir dem Norddeutschen zu Ehren wurde die Hausordnung verändert, und Thee getrunken, um 6 Uhr, dann aber auch unerbittlich geeilt zum Nachtessen, und um 9 Uhr fand ich, daß es hohe Zeit sei zu gehen; um 8 hatte schon der Nachtwächter gerufen; — früher rief er um 7, aber der jetzige Ortsbeamte wollte es nicht mehr leiden. —

Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häusern abscheulich, ein schmutziges Nest, schwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, sehen schrecklich aus, mittelalterige Fensterchen, schiefe Fußböden, klapprige Thüren; zwei Stühle, ein Tisch, ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch sich selbst daran aufzuhängen, sind die Möbel. Was man verlangt, ist nicht zu haben, fremd, vom Hörensagen bekannt; man schämt sich, man scheint sich frech, so viele Ansprüche zu machen. Dagegen ist die Landschaft prächtig, das Neckarthal und das Ammerthal laden zu den schönsten Spazirgängen ein, die Hügel bieten die reichsten Aussichten, die ganze Gegend hat einen lieblich schwermüthigen Karakter. Man zeigt ein Gartenhäuschen vor der Stadt, wo Wieland gedichtet haben soll. Wie reizend fänden wir

dieſes Stück Natur, wie genügend dieſen beſchränkten Umfang, könnten wir unſer berliniſch Leben darin fortführen!

Tübingen, Mittwoch den 16. November 1808. Nun haben wir ſchon mehrere Bekanntſchaften gemacht. Ein Mediziner, der nächſtens als Arzt in ſeine Vaterſtadt Frankfurt am Main zurückkehrt, klein, gewandt, rothbäckig, Philoſophie und Poeſie verächtlich belächelnd, aber eifrig für's Praktiſche, ſtreng auf ſein Fach verſeſſen, und wohlbeſchlagen für's Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und ſpäter Ehrenmänner nennt, will ſich unſrer annehmen, und uns mit dem Neſte, wo er ſich ſo gut hat flügge werden laſſen, ausſöhnen. Wir aber wollen nichts mit ihm und ſeinem Gelichter zu thun haben! Er war uns aber doch ſchon willkommene Brücke zur Bekanntſchaft mit einem andern jungen Mann, mit Juſtinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einſiedlerzeitung gedruckt ſind; er iſt ein unſchuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachläſſigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verſtehen uns aber wenig, er kennt nur ſein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich geſehen und geſprochen. — Wir waren bei Kielmeyer und Autenrieth, nun die Männer bedürfen unſres Lobes nicht, aber — es iſt doch alles anders, als wir dachten. Autenrieth's Klinikum iſt vortrefflich, eine lebendige Darſtellung, ſcharfſinnig, eindringlich belehrend; doch die Anſtalt iſt klein, erſt im Entſtehen, und er ſelbſt wundert ſich, daß Reil und andre ſolche Rathgeber uns hieher gewieſen haben. Indeß könnten wir ſehr zweckmäßig unſer Studium hier vollenden, zu lernen gäbe es genug, und Ruhe und Stille zum Fleiß fehlte nicht. Nun wir aber an der Schwelle ſtehen, zaudern wir, erſchrecken, wenden uns ab! Wir verzweifeln an unſerm Beruf, an dieſer Bahn wenigſtens, wo wir von allem Leben, das erfreut und erhebt, abgeſchnitten ſind. Wir haben ſchon zuviel gehabt, um jetzt alles zu entbehren, geſellige Anregung, reizenden Umgang, Kunſt, große Tagesſtoffe der Verhandlung, der Betrachtung. Harſcher könnte noch eher ſich in Studien einſpinnen, ſeine Ideen

können auch in der Einsamkeit gesund reifen, er ist weniger auf das Leben in und mit der Welt beschränkt, als ich; beschränkt, das ist der Ausdruck, denn angewiesen darauf ist er vielleicht weit mehr als ich. Aber auch er will es nicht aushalten, will aus diesem Loch, in das wir gefallen sind, sich um jeden Preis hinausretten. Wir haben schreckliche Tage unter wechselseitigen Bekenntnissen, unter Berathen und Ueberlegen hingebracht, die innern Strebungen geprüft, die äußeren Umstände erörtert, die Möglichkeiten berechnet; das Ergebniß dieser großen Krisis war: fürerst weg! Was nachher zu thun, das bleibt leider noch verwickelt genug, besonders für mich, der ich von Ursprung an in widerstreitenden Bezügen gerungen habe, zurückgehalten von diesen, fortgerissen von andern, verspätet und verfrüht zugleich! Harscher nun, so nah der Heimath, wo er doch auch vieles zu ordnen hat, geht in diesen Tagen nach Basel; dort wird er sich besinnen, neue Plane anlegen, die meinigen erwarten. Ich, zu weit von Berlin und Hamburg, bin für den Winter hier gefangen! Doch sobald meine jetzt erschöpften Hülfsquellen wieder etwas gewachsen sind, was zum Frühjahr gewiß geschieht, aber auch vielleicht früher, mache ich mich auf, und eile, wohin das Herz begehrt! Wo das sein wird? Ich weiß es selbst nicht; jeder Ort, jede Lage, jede Thätigkeit ist mir recht, — wenn sich das Eine mir erfüllt! Wien steht uns wohl im Sinn, aber auch Paris. Leider schwank' ich nicht allein, Alle schwanken, und jeder nach andern Richtungen, mit andern Aussichten; wo kein Punkt fest ist, alles nur in fortwährender Bewegung sich gegenseitig bedingen soll, da ist schwer eine Verknüpfung zu treffen. Doch giebt uns der neuste Entschluß wieder Muth, wir sind die Stockung im Innern los. Tadelt nur Harscher'n nicht, daß er mich allein läßt! Ich selbst habe ihn mit aller Ueberredung dazu gedrängt. Auch ich bin dadurch freier.

Tübingen, Ende Novembers 1808. Harscher ist längst in Basel, und ladet mich ein, zu ihm zu kommen, im elterlichen Hause mit ihm zu wohnen, zu leben. — Hier hat sich Justinus Kerner sehr an mich angeschlossen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erst recht kennen gelernt. Zwei

liebe, herrliche Menschen, ächte, ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innrem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoesieen schon bekannter Name, jene unreifen, vergessenen Gedichte sind es, die mir diese neuen Freunde verschafft, aus diesem geringen Faden spann sich die schönste Verbindung. Die uns damals wegen unsres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn ist ein ganz anderer, und wie reich ist uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Trost für schlechte Poeten, für schlechte Schriftsteller, aber in der That ein Trost, sobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird.

Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsfluth! Seine Lieder sind Goethisch; das heißt aber nicht Goethe'n nachgeahmt, sondern in gleichem Werthe mit dessen Liedern: eben so wahr und rein, so frisch und süß! Uhland behilft sich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung, aber sein Geist ist doch aus unserer Zeit, sein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch dies macht ihn mir werth. Ich schicke euch einige Lieder von ihm; „des Knaben Berglied" und „die drei Lieder" gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Prosa stehe hier; von einer Geliebten wird gesagt: „Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenstern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abschiedskuß! Und sind wir uns nicht bestimmt für's Leben, so mögen wir uns doch bestimmt sein für einen Kuß. Und drängt sich in einen solchen Kuß nicht eines Lebens Lust und Schmach?" — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittelung, denn er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen, er über-

Digitized by Google

trifft unſern Bekker ſogar! keine Verlegenheit, keine Angſt wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und ſchweigt. Redet er aber, ſo iſt, was er ſagt, gediegen, klar, zweckmäßig, und möglichſt kurz; ohne alle Abſicht und Ziererei iſt es ſo, aus freier Natur heraus. Iſt das nicht ſchön? Und ſo iſt der ganze Menſch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preiſt jeder, der ihn kennt, als unerſchütterlich und probehaltig. Er wird nächſtens die Univerſität verlaſſen, und eine Reiſe nach Paris unternehmen. Er iſt im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es iſt, werden ihn die Franzoſen nicht glätten, und geſprächig machen noch weniger.

Nun muß ich aber auch von Kerner mancherlei erzählen! Auch er iſt nicht nach unſrer norddeutſchen Weiſe gebildet und geſprächig, aber den guten Willen hat er, ſich anzuſchmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demſelben Hauſe, — der ſich ſo wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Menſch Abends zu mir hereintritt, und an meinem Tiſche ſeine Diſſertation ſchreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später ſieht er dann mit Bewunderung, wie ich Thee trinke, anſtatt des Schoppen Weins, der den Leuten hier ſo wohlſchmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich ſo manche bittre Bemerkung ausſtoße, iſt ihm eine wahre Herzenskränkung; er ſieht wohl meiſtens ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund iſt, er erkennt in manchen Fällen ſogar ſeine eigne Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigſtens das Bittre, indem er den beſten Humor daraus macht. Er hat den lebendigſten Sinn für Scherz, für alles Komiſche und Barocke, und eine Art von Leidenſchaft, daſſelbe an's Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einſiedlerzeitung hält, ſo hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes und Cotta'n ſelbſt, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch iſt ſeine Geſinnung, wie die ſeines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerſtörbar rechtſchaffen,

edel, tapfer, und so menschenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher sollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Universität, er folgte der Bestimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung; er meint, es sei so wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müsse, damit die Zeit verstreiche, und so das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts sonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich schmerzt, und so lebt er munter und harmlos fort. Die vier Jahre, die er nun hier studirt, hat er ohne Anstrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt, und auch schon Kranke mit Geschicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reis't er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte schon wirken! Zu seiner Dissertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Versuche mit Thieren angestellt. In seiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänsen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen, und wer weiß was noch sonst für Gethier, ganz freundschaftlich zusammen, und hat nur seine Noth, Thür und Fenster zu verwahren, daß ihm die Gäste nicht entschlüpfen; ob seine Bücher oder Kleider in Gefahr sind, ob ihn ein Thier im Schlaf anschnopert, oder unversehens aufgeschreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Versuche sind schlau und sinnreich, und er sucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt steht er der Natur sehr nah, und besonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geisterhaftes und Frommes; sein Herz kann er willkürlich schneller schlagen machen, aber es nicht eben so wieder hemmen; die Erscheinungen, welche neulich Ritter an Campetti beobachtet hat, die Pendelschwingungen des Ringes am seidnen Faden, das Umdrehen des Schlüssels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetisches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er selbst hat etwas Somnambüles, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet. Er kann

lange ſinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnſinnige kann er nachmachen, daß man zuſammenſchaudert, und obwohl er dies poſſenhaft beginnt, ſo iſt ihm doch im Verlauf nicht poſſenhaft dabei zu Muth. In der Poeſie iſt ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandteſten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; ſo ſpricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will ſie nicht ablegen und verſtockt ſich wohl gar gegen die Schriftſprache. Der Sinn für gebildete Kunſt tritt zurück; in der Muſik hat er ſich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Inſtrument die zarteſten und rührendſten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachſte, ganz vernachläſſigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man ſich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, ungraden Gang, eine ſtete Neigung ſich anzulehnen, oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem ſitzt, und bei allem dieſen einen doch ſchlanken, wohlgewachſenen, ganz hübſchen Jungen, — ſo habt ihr ein vollſtändiges Bild meines Kerner's.

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz ſchlecht, die Landſtraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Poſthalter gab uns ſehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Thor hinaus im Freien waren, mußte ich in laute Freudenbezeigungen ausbrechen. Die ſchwarzblauen Berge ſtachen ſcharf gegen den Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunklen Ernſt überall die dünnen Wolkenwogen, welche um ſie her ſpielten. Nachdem wir das Neckarthal verlaſſen, eröffneten ſich neue ſchönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt, deren Grafen einſt mit denen von Tübingen harte Kriege geführt, und zuletzt den kürzern gezogen haben. Schnell waren wir in der Stadt;

alles in diesem Schwaben ist so gedrängt und nah, kaum ist ein Gegenstand ersehen, so ist er auch schon erreicht! Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine solche Stadt zu sehen, die ordentliche Häuser hat, sehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebsame, wohlhabende Einwohnerschaft, deren Schlag mir hübscher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die ersten Gesichter mich irre führten. An allem sieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsstadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbfleiß, Gemeinsinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da ist, ist von sonst. Die Stadt hat etwa 10,000 Einwohner, die sich durch Arbeitsamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigsten Antheil an dem ganz demokratischen Gemeinwesen hatten, und ihre jährlichen Magistratspersonen frei wählten; daß sie auch kriegerisch in früherer Zeit gewesen, bezeugen die hohen Mauern, festen Thürme, und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen. Es war als ob die Leute mir die schmerzlichen Empfindungen ansähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsstadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier schütteten sie ihre bittern Klagen über die erlittene Veränderung vertrauenvoll gegen mich aus. Die armen Leute sehen die Franzosen als die allgemeinen Unheilsstifter an, die ehmals Freiheit mit Worten verkündigt, in der That aber überall Herren eingesetzt hätten, und nun gäbe es gar doppelte Herrschaft, denn die Franzosen drückten schwer auf die Fürsten, und diese dann um so schwerer auf das Volk. Im ganzen Rheinbunde herrschte diese Unzufriedenheit, der französische Einfluß macht überall die Regierungen dem Volke fremd, und dieses steht nirgends mit ihnen in einer gemeinsamen, einträchtigen Masse vereint. Wunderbar stellen sich damit die neuen preußischen Anordnungen in Gegensatz, von denen die Leute mit Begier in den Zeitungen lesen, wie den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeinwesens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen werden; ja daß zu dem ganzen Volke geredet werden soll, wenn auch meines Bedünkens nicht grade durch den besten Mund, doch gewiß im besten Sinne, — die Zeitungen

melden von einer Adreſſe an die Preußen, die der Geheimrath Schmalz beauftragt ſei abzufaſſen. Ich habe hier, wie ſchon früher in Franken, die regſte Theilnahme und ein feſtes Vertrauen für Preußen wahrgenommen, deſſen Unglücksfälle niemand als letzte Entſcheidungen anſehen will. — Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen. Wir beſuchten aber den berühmten Buchdrucker Juſtus Fleiſchhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl verſahen. Der Nachdrucker, der zunächſt am Volke ſteht, für deſſen Bedürfniß wohlfeile und geringe Ausgaben liefert, iſt für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete ſorgende Verleger, und der Name Fleiſchhauer macht ihm einen beſſern Eindruck, als alle Cotta, Göſchen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker, wie man Zigeuner liebt, aus dem romantiſchen, geſetzloſen Hang im Menſchen, wobei man doch nicht anſteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unſer Mann erzählte, ſeit die Stadt Königlich geworden, habe ſich ſein Abſatz ungemein beſchränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, ſondern der alte Text treu wiedergegeben würde, verſetzte der Mann, unſre Meinung mißverſtehend, er würde gern manches ändern, aber es ſei dazu keine Zeit übrig. „Gottlob!“ ſeufzte Kerner, „haben Sie nur immer recht viel zu thun!“ Dieſe warme Theilnahme für ſein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner verſprach ihm noch den hier nicht mehr vorfindlichen und überhaupt ſeltnen Ritter Pontus zum neuen Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er verſprach beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorſtellen, für etwas närriſch, daß wir uns mit ſeinem Löſchpapier befaſſen, und um ſeine Ausgaben kümmern. Daß auf unſrer Rechnung der Kaiſer Oktavianus wie ein bloßes Format als 8vian angeſetzt war, darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen! — Die Rückfahrt geſchah in dunkler Nacht, bei kaltem

Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen. — Die Briefe von Rahel sind jetzt mein einziger Trost. Was sie mir schreibt, erfüllt meine Seele mit Vertrauen und Stärke. Mir ist als wär' ich erst durch sie zur Tageshelle gekommen, als hätte ich bis dahin nur Dämmerung gekannt. Besonders ist der ältere Briefwechsel, den sie mir geschenkt, reich an starkem Ausdruck des Lebens, aus den höchsten ethischen Standpunkten, in reichster Wahrheitsgluth. Harscher, mit dem ich zuletzt noch viele Blätter las, auch einige aus den neuesten Briefen an mich, wußte nicht genug zu preisen, welch Glück mir geworden, und begriff nicht, nach diesem Lesen besonders nicht, wie ich mich von Rahel habe trennen können.

Tübingen, Donnerstag den 1. Dezember 1808. Nach einem zerstreuten, unnütz verbrachten Abend nahm ich den Wilhelm Meister, und las ein ziemliches Stück. O wie wohl that mir die edle, klare, lebendige Darstellung. Es war als hörte ich eine schöne, kräftige Troststimme in der Brust, als fühlte ich eine sanfte streichende Hand auf den Augen, als flösse der Tag wieder in silbernen Wellen, getrübt bisher zur dunklen trägen Fluth. Nie hat mich der Meister so entzückt, wie bei dem diesmaligen Lesen, er rührt mich innig, und reißt mich zu staunender Bewunderung hin; ich entdeckte, indem ich die alten bekannten Züge schärfer fasse, tausend neue. Den Stil studir' ich bis in's genaueste Detail hinein, und mich dünkt, daß ich ihn sehr gut kenne. Ich weiß ihm nichts an die Seite zu stellen, im Deutschen nichts, denn wenn ich in Berlin bisweilen gelten ließ, daß Harscher die Weihnachtsfeier von Schleiermacher als etwas Aehnliches pries, so dünkt mich jetzt diese Prosa gegen jene doch nur wie eine affektirte Melina neben der anmuthigen Philine. Und dieser Zauber der Vortrefflichkeit, dieser wunderbare Lichtreiz, erscheint mir am stärksten, indem ich darauf ausgehe — ihr werdet es kaum glauben — Schwächen und Lücken in dem Buche aufzuspüren, die ich auch — werdet ihr es glauben? — reichlich finde und aufzeichne. Es ist aber als ob die Einsicht in diese Schwächen auch die Vorzüge heller strahlen machte. Mir ist als wandelte ich an

einem Feiertage durch die kunstreiche, geheimnißvolle Werkstatt des Dichters, sähe seine Arbeit auf allen ihren Stufen, vom rohen Stoffe, wie er daliegt, bis zum feinsten Gebild, in das er verarbeitet worden, sähe die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren er sich bedient, und könnte ihm sein ganzes Verfahren absehen, und es so gut wie er machen, — wenn er mir zu allem diesen nur noch ein bischen seinen Kopf und seine Hand leihen wollte! — Verlacht mich nicht, aber meine Sinnesart führt mich immerfort in solche Untersuchungen, wobei viel Einzelnes genau zu betrachten ist; sogar die Uebersicht eines Ganzen und seiner Gliederung gewinn' ich meist nur auf diese Weise, und ich finde nach dem absichtlichen Aufmerken auf das Einzelne auch mein Verständniß der ganzen Gestalt und ihrer Bedeutung erhöht. — Ich lese aber auch, weil ich ihn doch persönlich kennen gelernt, jetzt viel in Jean Paul Richter. Aus dem Hesperus, den ich eben vorhabe, hängen eine Menge bunter Papierstreifen, die als Abfall ausgeschnittener Bilderchen auf meinem Tische lagen, als Zeichen und Freudenbänder schöner Stellen heraus; die Bilderchen waren für Jean Paul's Kinder, und so giebt er mir Geschenk für Geschenk zurück, daß ich beinah sagen kann, diese Stelle sei der Dank für dieses Bildchen. Wie aus Jean Paul's Zettelkasten, nicht wahr?

Tübingen, Freitag den 9. Dezember 1808. Ich habe mit Kerner einen Abend und eine Nacht verlebt, an die ich gedenken werde. Aus Cotta's Laden hatte ich die eben erschienene Theorie der Geisterkunde von Jung-Stilling mitgebracht, das Titelbild, die weiße Frau vorstellend, machte schon einen unheimlichen Eindruck, und als Kerner Abends zu mir kam, reizte uns der schauerliche Inhalt. Es ist merkwürdig, wie Jung sich zugleich als schlechter Denker und als geschickter Darsteller zeigt. Sein rastloser, gläubiger Eifer, die wirkliche Frömmigkeit, mit der er schlechthin alles auf den Buchstaben des Christenthums zurückführt, alle geselligen und politischen Ereignisse davon abhängig macht, das Feuer seiner Ueberzeugung, alles dies reißt unsern Glauben auf einen Augenblick hin, und unsre Phantasie nimmt er auf's ungeheuerste dadurch ein, daß er alles, was für sie

gelten soll, grade als die baarste Wirklichkeit nicht ihr, sondern der sinnlichen Anschauung aufdrängt. Wer dürfte alles, was er erzählt, Täuschung nennen, aber in einigen Stücken ist doch der plumpe Aberglauben handgreiflich! Die Erscheinungen des Magnetismus muß man am meisten zugestehen, doch sind das dunkle Regionen, mit denen sich der besonnene, dem Tage zugewandte Geist nicht gern befaßt, sondern sie den Forschern überläßt, die dazu durch Naturanlage begünstigt sind. Jung war Arzt, indeß davon kommt dem Buche nichts zu gut, als daß er bei manchen Wundern zweifelt, und sie als Verirrungen des Aberglaubens verwirft. Aber seine willkürlichen Vorstellungen vom bläulichen Dunstkreis der Seele, vom Hades, und andres dergleichen, stellt er als unzweifelhafte Naturwahrheiten hin. Seine Gläubigkeit ist rührend, seine Absicht sehr redlich, nur hat er nicht frische Geisteskraft und scharfen Verstand genug, um die wahre Bahn zwischen Unglauben und Aberglauben zu bestimmen. Diese Bahn bestimmt sich für jeden Menschen wohl nach eignem Maße. Die auffallende Prophezeihung von Cazotte zum Beispiel, die hier nach Laharpe mitgetheilt wird, hat das Ansehen der gröbsten Erfindung, der handgreiflichsten Zusammenstellung nach dem Geschehenen, und doch hörte ich einmal von Schleiermacher, dem in Halle auf den Grund dieser Geschichte erzählt wurde, Cazotte habe Szenen der französischen Revolution vorhergesagt, die merkwürdige Aeußerung: „Warum nicht? Ein Mensch, der die Biondetta hat schreiben können, bei dem ist es nicht unglaublich, daß er auch wirklich habe prophezeihen können." Diese Biondetta hab' ich nun seitdem gelesen, und finde das Mährchen ein wahres Kleinod, unbegreiflich in der französischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch in der That spanischen Ursprungs, wie ja schon der Stoff spanisch ist; aber auf mich macht das Stück nicht einen solchen Eindruck, daß ich jener ungeheuern Folgerung beistimmen könnte. Dagegen ist mir eine Geschichte, welche Jung ebenfalls erzählt, sehr einleuchtend, von einer Frau, die eine Freundin zu sich heranbannt durch den bloßen Willen. Es giebt so etwas; man kann verwandte Sehnsucht fühlen und ihr folgen müssen;

ich glaube es. Daß nicht jeder, und nicht immer, so leisen Regungen offen steht, ist so natürlich, als daß nicht jeder in einer Symphonie den leisesten Mißton jedes Instruments heraushört, oder, wie der ausgelernte Spieler, mit den Fingerspitzen ein As und ein Bild unterscheidet. Aber davon will ich eigentlich nicht reden, sondern euch erzählen, wie es uns erging. Wir lasen, und merkten auf, prüften, lachten, verwarfen, wurden nachdenklich, und endlich von einer Geschichte nach der andern so übernommen, durch die wiederholte Terminologie und die sich steigernde Aufdringlichkeit dieses ganzen Geisterspuks dergestalt befangen, daß wir nach Mitternacht todtschläfrig und aufgereizt in banger Verstimmung einander gegenüber saßen, und uns von Zeit zu Zeit ansahen, ob wir's auch noch wären, und nichts Geisterhaftes ein Spiel mit uns treibe! Wir verwünschten das Buch, billigten die Baseler Regierung, die es weislich verboten, konnten aber aus der Gewalt seiner Schauer nicht los, fürchteten, einzeln und einsam dieser noch mehr zu verfallen, und beschlossen, die Nacht beisammen zu bleiben; Kerner hatte nur wenige Schritte über einen Flur und eine Treppe hinab zu seinem Zimmer, allein er mochte nicht fortgehen, und ich bat ihn, mich nicht zu verlassen. Spät und verstört schliefen wir ein, und ein unerfreuliches Erwachen trug noch die Spuren der unseligen Lukubration!

Dieses Würtemberg ist recht die Heimath des Spuk- und Gespensterwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit, ihre Nerven sind nach dieser Richtung besonders ausgebildet. Das Land ist gepfropft voll von Sagen, Prophezeihungen, Wundern, Seltsamkeiten dieser Art. Die Physiognomie des Bodens trägt gewiß das Ihrige dazu bei, sie spricht im Allgemeinen das Gemüth tief an, man fühlt sich einsam und wie aus der Welt geschieden in diesen beschränkten Thalstrecken und auf diesen mäßigen Höhenzügen; überall trifft der Blick auf zerstörte Burgen, einsame Kapellen, man wird an ein vergangnes Leben erinnert, zwischen dessen Trümmern sich die Gegenwart kleinlich ausnimmt. Tübingen besonders hat in seinem Oert-

lichen etwas Ahndungsvolles, Seltsames, und es giebt Hügelecken und Thalwindungen, wo man am hellen Mittag irgend eine Unheimlichkeit argwöhnen könnte. Sonderbar ist es, daß gegen diese Stimmung des Landes und der Einwohner die Wirksamkeit des Protestantismus, der hier in den trefflichsten Anstalten und Geistlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung ist, bisher nichts vermocht hat.

Kerner ist nun in diesen Richtungen der wahre Ausdruck seines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der untersten Region in eine höhere, wo wissenschaftliche Einsicht und dichterische Phantasie zu dem Volksthümlichen sich mischen. Seine Natur wirkt so entschieden, daß in seiner Gegenwart mehr möglich scheint als sonst, daß die Empfänglichkeit andrer Gemüther durch ihn wächst. Er hat selbst einmal — voriges Jahr am Weihnachtsabend — etwas Seltsames erlebt. Es war tief im Winter, und er saß mit einem Freunde, einem freisinnigen, aufgeklärten Menschen, Abends bei Licht auf seiner Stube, eine Guitarre lag zur Hand, und er fing an darauf zu spielen. Während des Spielens fühlte er eine wunderbare Beklommenheit, die schnell zunahm, er war in einem unbegreiflichen Zustand, den er nie vorher gekannt, ihm fehlte jeder Maßstab und jeder Ausdruck für seine Empfindung, die dadurch noch fürchterlicher wurde, daß er ganz deutlich sah, wie sein Freund, von ähnlichem Eindruck erfüllt, ganz erschrocken über ihn hinaufblickte; jetzt war ihm, als drücke von obenher eine schwere Masse ihn gewaltsam nieder, und in demselben Augenblicke, als die fürchterliche Angst auf's höchste gestiegen war, sprang der Freund auf, schrie voll Entsetzen: „O Jesus, Kerner!“ und stürzte zur Thür hinaus. Kerner fiel hin, und lag eine Weile besinnungslos, nicht durch den Schreck, wie er ausdrücklich sagt, sondern durch die davon unabhängige Steigerung seines innern Zustandes. Als er zu sich kam, verließ er eiligst das Zimmer, und ging einige Zeit im Freien umher; die sternenhelle Winternacht erquickte ihn, und er konnte, als er in seine Stube zurückgekehrt war, ruhig einschlafen. Am Morgen traf er mit dem Freunde zusammen, beide waren verlegen, doch endlich erzählte der Freund, noch ganz angegriffen und

erſchaudernd vor der Erinnerung, es ſei ihm vorgekommen, als habe über Kerner's Kopf, während des Spielens, ſich eine Geſtalt undeutlich gebildet, und ſei dann längs der Wand hingezogen. Kerner wußte nur, daß ihm unendlich weh geweſen, mit den Guitarrentönen ſeine Angſt wie von obenher vermehrt worden, ihm dann plötzlich ſo kalt, und alles umher licht und hell geweſen ſei. Kein äußrer Umſtand, der zur Erklärung hätte dienen können, war aufzufinden, das Licht hatte Kerner bei der Wiederkehr erloſchen gefunden, die Luft nicht beengt. Sie wußten ſich einander keine Rechenſchaft von ihrer Empfindung zu geben, die Worte fehlten ihnen; „Mer hänn nicks ſchwätze könne", ſagte mir Kerner mehrmals, indem er ſeine Erzählung beſchloß, die ihn ſelber noch jetzt heftig angriff, und ihm fürchterlich war. Die Empfindung, meinte er, ſei ſo ſchrecklich geweſen, daß er davon auf der Stelle hätte todt bleiben oder wahnſinnig werden können; vorher war er ſehr luſtig und guter Dinge, in den Tagen nachher aber fühlte er ſich krank, bekam eine Art von Veitstanz, und mußte längere Zeit unter ärztlicher Behandlung bleiben. Er will auch jetzt noch die ganze Geſchichte nur als Krankheit angeſehen wiſſen, und verwirft jede geiſtergläubige Deutung, obwohl er die wunderbare Erſcheinung ſich nicht wegſtreiten kann. Faſt gereut ihn, die Sache mir erzählt, und dadurch ſie wieder ſo lebhaft in ſich aufgerufen zu haben.

Nicht unterdrücken kann ich bei dieſer Gelegenheit eine ſonderbare und artige Mähr, die meinen Tübinger Freund einen Augenblick in für ihn vorweltliche Beziehung und Mondſcheinnacht verſetzt. Seine Mutter, eine gute fromme Frau, die ihren Mann frühzeitig verloren, fiel vor mehreren Jahren in eine hitzige Krankheit, die ſie zwar glücklich überſtand, aber von der ſie doch eine Schwäche behielt. Sie dachte viel und gern an die Vorfälle früherer Lebenszeit, wobei ſie leicht ängſtliche Anwandlungen hatte. So hatte ſie mehrmals im Stillen ihren Sohn herbeigewinkt, und ihn ſorgfältig unterſucht, ob er nicht verborgne Schuppen habe, und war immer ſehr zufrieden, weder Schuppen noch ſonſt etwas, das an Fiſch erinnerte, zu finden. Der Grund dieſer

seltsamen Vorstellung blieb lange verborgen, bis die gute Frau einmal ihrem ältesten Sohne Folgendes vertraute. Sie sei eines Abends mit ihrem Manne am Ufer des Neckar spaziren gegangen, und da es am Tage sehr heiß gewesen, so habe ihr Mann Lust bekommen sich zu baden, unterdessen sei sie im Schatten eines nahen Gebüsches geblieben. Eine Weile habe sie ihn im Wasser plätschern hören, dann plötzlich aber seinen Hülferuf vernommen; im Augenblicke der Noth, nur von dem Einen Gedanken erfüllt, zu ihrem Manne zu eilen, sei sie aus dem Gebüsch herausgesprungen, und mit allen Kleidern wie sie war in's Wasser gegangen; da habe ihr Mann sie sogleich umfaßt und scherzend beruhigt, er habe nur sehen wollen, ob sie ihn so lieb habe. Dann habe er sie zu dem Gebüsch zurückgeführt. Sie aber, da sie einige Zeit darauf in's Kindbett gekommen, habe sich sehr gefreut, daß sie ein hübsches Knäbchen und keinen Fisch zur Welt gebracht. Der ganze Vorgang war mehr Einbildung als Wahrheit, in Betreff der Zeit gewiß irrig; allein der Furcht, solcherlei möchte doch eine Sünde gewesen sein und durch ein Zeichen gestraft werden, konnte die gute Frau, in der Schwäche nach der Krankheit, auf Augenblicke sich doch nicht erwehren.

Durch Justinus Kerner lern' ich nun auch seinen Bruder Georg, den ich in Hamburg doch nicht aufmerksam genug beachtet, näher kennen. Dieses Geschlecht hat eine solche Stärke und Fülle von Anlagen, daß sie vertheilt auf die verschiedenen Zweige noch in jedem als besondrer Reichthum erscheinen. Es ist dieselbe Kraft, die im einen Bruder Natur und Welt magnetisch und humoristisch erfaßt, und im andern einen sprühenden Feuergeist für Staats- und Bürgerleben erweckt hat; ein dritter Bruder steht als Oberst in würtembergischen Kriegsdiensten, wo er wegen seines guten Kopfs und tapfren Muthes gleich geschätzt ist. Das Leben Georg's aber, in die französische Revolution verflochten, ist durch Frische und Reinheit des Eifers, wie durch Muth und Selbstständigkeit des Willens ein so achtungswerthes als abentheuerliches Karakterstück; eine deutsche Ehrlichkeitsrolle in französischen Verhältnissen und Hoffnungen, die wie billig mit

dem Ausscheiden des Helden endigt. Geniale Züge bezeichnen diese Bahn von Anfang bis zu Ende; einige derselben habe ich mir besonders aufgezeichnet. Es wäre der Mühe werth, daß dieser Mann sein eignes Leben schriebe, wozu doch seine praktische Rastlosigkeit ihn schwerlich gelangen läßt.

Tübingen, Donnerstag den 29. Dezember 1808. Hier hat sich noch ein Poet eingefunden, mit dem ich bei Cotta einen Abend zugebracht habe. Es ist der Däne Jens Baggesen, der mir auf das Wort von Voß, Erhard, und Andern, bisher viel galt, und der mir nun auf sein eignes wenig gilt. Er kommt von Paris, hat gegen Napoleon einen politischen Faust gedichtet, den er natürlich nicht kann drucken lassen, macht Spottgedichte gegen die deutschen Romantiker, will sogar von Goethe wenig wissen, und meint, man sei ein Dichter, wenn man sich selbstgefällig über alles erhebt, und von Voß die Schmiedearbeit deutscher Hexameter gelernt hat! Er ist gränzenlos eitel, trägt sich immer vor, paßt sich alte Anekdoten und Geschichten an, sucht Effekt darin zu machen, und das läuft bisweilen so schal und kläglich ab, daß ich mich für ihn schäme. Er thut sehr wichtig damit, daß er die französischen Sachen und die bedeutenden Personen in Paris einigermaßen kennt, spricht von seinen großen Verbindungen, Planen, sogar Gefahren. Cotta'n hat er ganz für sich eingenommen, und die Frau gleichfalls. Sie sind beide geschmeichelt durch die Art, wie er sich um ihren Beifall bewirbt, und Cotta findet, daß er Geist und Witz im Uebermaß habe. Ich aber empfehle mich nicht durch meinen Witz, daß ich sage, sein Faust sei doch nur eine Faust in der Tasche! — Baggesen scheint in Stuttgart etwas zu suchen, und einiger Gunst schon versichert zu sein, das wirkt auch bei Cotta mit, wie ich das schon in Betreff Matthisson's gesehen, der die entschiedene Vorliebe des Königs gewonnen und eine schöne Anstellung erhalten hat, weßhalb ihm nun von allen Seiten auf die widerwärtigste Weise der Hof gemacht wird, und er in poetischen und litterarischen Dingen plötzlich eine Ministerautorität sein soll; das Morgenblatt ist da denn eifrig auf dem Platz, und lächelt huldigend!

Zu einem andern Dichter hat mich Kerner geführt, zu einem Dichter im wahren vollen Sinne, einem ächten Meister der Poesie, der aber nicht am Hofe zu suchen ist, noch in Cotta's Abendgesellschaft, sondern — im Irrenhaus. Wie ein Strafschauder traf es mich, als ich zuerst vernahm, Hölderlin lebe hier seit ein paar Jahren als Wahnsinniger! Der edle Dichter des Hyperion, und so manches herrlichen Liedes voll Sehnsucht und Heldenmuth, hatte allerdings eine Uebersetzung des Sophokles in Druck gegeben, die mir ziemlich toll vorgekommen war, aber nur litterarisch toll, worin man bei uns sehr weit gehen kann, ohne grade wahnsinnig zu sein, oder dafür gehalten zu werden. Diese Tollheit zu rügen, war völlig erlaubt, und ich hatte mir für den Doppelroman, zu den übrigen litterarischen Figuren, auch einen Uebersetzer Wachholder ausgedacht, der wie Hölderlin's Sophokles werden sollte. Nur durch Zufall unterblieb es, und wahrlich mir zum Heil! Denn mir wäre es ein schrecklicher Gedanke, einen Geisteskranken verspottet zu haben, eben so schauderhaft, wie eine Leiche prügeln zu wollen! Wie kläglich erscheint das irdische Beginnen, wie ohnmächtig der Haß und die Liebe, gegen das unerreichbar Entrückte! wie heiligend der Tod und großes Unglück! Der Scherz gegen Hölderlin hätte freilich ihn selber nie berührt, wäre nicht böse gemeint gewesen, war in seiner Voraussetzung nicht unrecht einmal, und diese Voraussetzung war die argloseste! aber doch ist es mir unendlich lieb, daß dieser Ausfall nicht geschah, ich fühlte mich wie einer großen Gefahr, einem tiefen Frevel entgangen. — Der arme Hölderlin! Er ist bei einem Schreiner in Kost und Aufsicht, der ihn gut hält, mit ihm spaziren geht, ihn so viel als nöthig bewacht; denn sein Wahnsinn ist nicht grade gefährlich, nur darf man den Einfällen nicht trauen, die ihn plötzlich anwandeln könnten. Er raset nicht, aber spricht unaufhörlich aus seinen Einbildungen, glaubt sich von huldigenden Besuchern umgeben, streitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt sie mit größter Lebhaftigkeit, erwähnt großer Werke, die er geschrieben habe, andrer, die er jetzt schreibe, und all sein Wissen, seine Sprachkenntniß, seine Vertrautheit mit den Alten, stehen ihm

hiebei zu Gebot; selten aber fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geistreiche Verknüpfung, in den Strom seiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden sind. Als Ursache seines Wahnsinns wird ein schrecklicher Auftritt in Frankfurt am Main angegeben, wo er Hofmeister in einem reichen Hause war. Eine zarte liebenswerthe, unglückliche Frau würdigt den hohen Dichtergeist, das reine Gemüth des in seiner Lage gedrückten und verkannten Jünglings, es entsteht eine unschuldige Freundschaft, die aber dem rohesten Argwohn nicht entgeht, und Hölderlin wird thätlich mißhandelt, sieht auch die Freundin mißhandelt! Das brach ihm das Herz. Er wollte seinen Jammer in Arbeit vergraben, er übersetzte den Sophokles; der Verleger, der den ersten Theil drucken ließ und ausgab, ahndete nicht, daß in dem Buche schon manche Spur des Ueberganges zu finden sei, der in dem Verfasser leider nur allzubald sichtbar wurde.

Tübingen, Anfang Januars 1809. Ich lebe in der größten Einsamkeit. Ein paar Abende ausgenommen, von denen ich den einen sehr langweilig bei Cotta, den andern angenehm bei Froriep zugebracht, bin ich gar nicht aus dem Hause gekommen. Bei Froriep ist es norddeutsch, Halle und Berlin klingen mir dort nach, ich bin in heimathlicher Luft, auch freuen mich die Kinder sehr, die mich öfters besuchen. Man bleibt bei Froriep bis in die Nacht hinein, das heißt bis nach 10 Uhr, freilich auf die Gefahr, als Nachtschwärmer, auf der Straße dem Wächter aufzufallen.

Ich warte das Frühjahr ab, weil ich muß; unterdessen laß' ich es an Fleiß nicht fehlen. Ihr glaubt es nicht, was ich alles treibe, die heterogensten Sachen neben einander, und nicht aus willkürlichem Wechsel, nein, sie haben alle ihren nothwendigen Bezug in mir, und was nicht Räderwerk zum Weiterkommen ist, ist Oel zum Räderwerk. Ich habe absatzweise starke medizinische Arbeiten gemacht, ich habe den ganzen Livius durchgelesen, ich habe Studien zu einem Trauerspiel von unserm Kaiser Heinrich dem Vierten gemacht, und ein paar Novellen, und vielerlei Aufsätze, und unzählige Briefe geschrieben; mehr aber noch innerlich mit Welt und Leben, mit Entwürfen und Möglichkeiten mich abgekämpft.

Macht jetzt keine Ansprüche an mich, laßt mich gehn! Vielleicht erfüll' ich künftig eure Erwartungen um so besser.

Tübingen, Mitte Januars 1809. Kerner, der nach seiner ehrenvollen Doktorpromotion gleich nach Hause gereist war, ist wiedergekommen, jetzt aber leider krank. Ich bin die Abende immer bei ihm. Autenrieth ist sein Arzt, und bleibt auch ganze Stunden. Da giebt es die lebhaftesten Gespräche; die romantische Schule, die Naturphilosophie, und vor allem das Wunderhorn, werden schrecklich angegriffen, hartnäckig vertheidigt. Autenrieth ist voll schwäbischer Phantasie und Laune, da er aber auch großen Verstand besitzt, und der ihn mißtrauisch gegen sein Naturell macht, so hat er dieses jenem ganz dienstbar untergeordnet, und nun streiten diese muntern Kräfte wider das, was ihnen eigentlich befreundet ist. Ich habe ihm das einmal bewiesen, daß sein Eifer gegen die Volkslieder nur versteckte Freude an ihnen ist, und er lachte sehr vergnügt darüber. Ein paar junge Tübinger, Pregitzer und Köstlin, nehmen warmen Antheil an diesen Verhandlungen, für Kerner sind sie stärkende Arznei; Uhland schweigt in schroffem Ernst, und seine Gegenwart verhindert uns auch wohl, die streitigen Meinungen allzu stark hervorzurufen. Ich habe aber noch von einem andern Abendgaste zu reden, den ich bei Kerner treffe, abermals einem Poeten, und zwar wieder von ganz anderm Schlag, als die bisher genannten; hoffentlich hab' ich mit ihm nun alle Dichtersorten des hiesigen Platzes erschöpft. Ich stelle euch den Professor Conz vor. Laßt es euch nicht stören, daß er so aussieht, wie Focks in den „Versuchen und Hindernissen" beschrieben ist, er ist doch ein ganz wackrer und guter Kerl! Was kann er dafür, daß er in frühere Jahre fiel, wo es für Dichtergluth eine andre Heizung gab, als jetzt? Er hält eine sehr gute Vermittelungslinie zwischen Schiller und Voß, weiß Metrum und Reim zu handhaben, hat sich um Kantische Philosophie bekümmert; wär' er jünger, so machte er Sonette, wüßte von Assonanzen, ließe Schelling'sche Formeln in seinen Dichtungen durchschimmern. Conz ist hier der eigentliche Philolog an der Universität, und wirklich ein gründlicher, auch geschmackvoller Alterthumskenner, eifrig in

seinem Fach, und überhaupt für Schönes und Hohes leicht entzündbar. Da er aber als Anempfinder wenig Festigkeit und Schärfe besitzt, sich theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Schwäche, leicht einschüchtern läßt, so kann er seine Sachen nicht mit dem nöthigen Ansehn durchsetzen, die Kollegen necken ihn, die Studenten bezeigen sich leichtfertig, zu Hause giebt es auch wohl Schelte, da bleibt denn die Litteratur die einzige Zuflucht, — aber in der herrscht ein neuer Geist, der von ihm und all dem Seinen nichts wissen will! So lebt der Mann hier seit Jahren gedrückt und gehemmt, und seufzt nach Menschen, die seine Gegenstände kennen, seine Richtungen einsehen, sein Streben würdigen. Unvermuthet findet er mich, mich, liebe Freunde, und nun erwägt, was das heißt! Muß ich es euch Hartsinnigen doch umständlich erörtern? Nun, so hört! Er findet einen jungen Mann, der kein Philolog vom Fach ist, aber den Homer und Platon liest, der mit Wolf und Gurlitt bekannt ist, der den Dichter und Uebersetzer Voß hochschätzt, der die Verdienste metrischer Uebersetzungen würdigt, dem die Oden Klopstock's vertraut sind, der zum Erstaunen der Anwesenden ganze Reihen von Hexametern und Pentametern hersagt aus einer Elegie, worin die Befreiung Griechenlands durch Bonaparte geweissagt wird, und diese Elegie ist von Conz! Genug, der Mann hat die größte Freude an mir, hat es seit Jahren nicht so gut gehabt, kann alle seine langverhaltenen Reden an mich richten, ist unerschöpflich in Mittheilungen, erzählt von sich und Andern, führt seine eignen nicht recht bekannt gewordenen Schriften an, er sieht, daß er verstanden, daß er gewürdigt wird. Leider trägt aber auch dies seltne Glück einen geheimen Stachel von der Nemesis eingepflanzt! Denn, wenn ihr es noch nicht wißt, so erfahret es jetzt, Conz ist der Rezensent in der Hallischen Litteraturzeitung, der unsre Gedichte dort so scharf mitgenommen und heruntergerissen hat, und jetzt, da er an mir seine größte Freude, so ganz seinen langentbehrten Mann findet, ist er beschämt und bestürzt wegen jener That, und fragt Kerner'n ängstlich, ob ich wohl etwas davon wisse, und fürchtet, daß ich es erfahre! Er hat aber nichts zu fürchten, er ist ja für sein

Uebelthun schon genug gestraft durch die Sache selbst, daß er denjenigen getadelt, den er nun liebt und schätzt, und daß dieser ihn nun doch meidet und flieht; denn er langweilt mich ungeheuer, und verhöhnen mag ich ihn nicht, weil er das nicht verdient, und ohnehin schon geplagt genug ist! — Ich ziehe aus der lächerlichen Geschichte die lehrreiche Warnung, daß man im Rezensiren vorsichtig sein und bedenken müsse, ob man auch nicht den Ort verunreinige, wo man später sich werde hinsetzen wollen.

Tübingen, Donnerstag den 16. Februar 1809. Ich konnte heute nicht schreiben, das Frühlingswetter hatte in meine Brust wie in einen jungen Baum seine Unruhe getrieben; der Tag war ein verkündender, noch nicht selber schön, aber schöne Nachfolger verheißend. Ich eilte vor das Thor hinaus, in das freie Neckarthal. Indem ich durch die schmutzigen, engen Straßen ging, und nachher, als ich draußen auf die Stadt zurückblickte, fühlte ich deutlich, daß der Ort mir doch schon lieb geworden, daß ich den Aufenthalt, den ich hier gemacht, und alle Zweifel und Schmerzen, die ich hier durchgekämpft, doch nicht entbehren möchte in meinem Leben. — Die nahe Abreise nahm mir heute die Angst, das Thal war mir kein Kerker mehr, der Sinn konnte sich frei ergehen, und sich jedem lieben Eindruck überlassen. Die Luft war warm und still, die Gegend hell, die Landstraßen fest und trocken, und sehr belebt. Rings am Himmel stand doch viel Gewölk, aber klein, still, und vielfarbig in mattem Glanz; die Wolken schienen sich nur zu bewegen, um sich in einen zarten weißen Flockenschleier über die Himmelsbläue langsam auszubreiten; seine Nebelfäden schwammen hoch im weiten Blau, und unten um die fernen Berge löste sich das dichtere Gewölk sanft in duftigen Nebel auf, der spielend heranwogte mit dem Abend. Längs einem Seitenbache des Neckars ging ich eine weite Strecke fort, und freute mich meines Alleinseins, das mir auf Wanderungen immer behagt. Aber angekommen wär' ich gern bei lieben Freunden, dieses Ziel fehlte mir! Und so mußt' ich endlich den Rückweg nehmen, und unter allmähligem Verstummen des vorher so lauten Herzens, mich in die Stadt und in

mein Zimmer zurückfinden, umdüstert von dickem Abendnebel, der dicht vor meinen Fenstern die schwarzen Dächer überschwebt. Als ich hinausging, sah ich Küraſſe schmieden, auf dem Rückwege begegneten mir würtembergische Reiter. So mahnt auch in dem friedlichen Thal schon manches an Krieg, der sich aus Osten und Westen allerdings in allerlei Zeichen drohend ankündigt!

Ich habe die französischen Bülletins über den Krieg in Spanien der Reihe nach durchgelesen, und mehr daraus ersehen, als sie zeigen wollen. Näher aber, als diese Vorgänge, berühren mich die Nachrichten von den Rüstungen in Oesterreich. Dort scheint alles auf einen ächten Volkskrieg abgesehen, und Begeisterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier — und wo nicht in Deutschland? — ist die Regierung mit den Franzosen verbündet, das Volk aber ist für Oesterreich, mit dessen Sache die deutsche ihm diesmal eng verbunden dünkt. Die kriegerischen Aussichten machen auch all meine Plane wieder ungewiß. Wo soll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahr in Deutschland aussehen? — In Hamburg find' ich immer weniger, was ich bedarf! Doch will ich es versuchen, nochmals durch die That prüfen, ob ich dort meine Stätte finde. In Berlin eröffnen sich vielleicht neue Aussichten! In Wien stehen sie einladend offen. Meine Wege sind leider stets Umwege.

Sechzehnter Abschnitt.

Berlin.

Mai 1809.

In Berlin sah es wüst und wandelbar aus. Der König weilte zögernd noch in Preußen. Die Franzosen waren fort, aber schwer lastete der Druck ihrer Macht noch auf dem ganzen Lande; arm und fortwährend bedrängt wußte man nicht, ob man die letzte Habe nothdürftig zusammenhalten oder vollends in die Schanze schlagen sollte. Schill's kühnes Unternehmen hatte alles noch mehr verwirrt; der Zweifel, ob er lediglich auf seinen Kopf ein tolles Abentheuer gewagt, oder mit verabredetem Zweck und Rückhalt gehandelt habe, durchkreuzte sich mit dem andern, ob ganz-Preußen jetzt nothgedrungen in die gebrochne Bahn mit allen Kräften nachstürzen müsse, oder durch Verdammung des Geschehenen sich gegen Napoleon's Mißtrauen und Rache noch werde retten können. Die Einwirkung des Tugendbundes war in dieser Zeit äußerst lebhaft, doch dadurch weniger stark, daß seine tüchtigsten Glieder schon größtentheils auf den eröffneten Kampfplätzen zerstreut waren; die ganze Parthei drängte überall, so viel sie vermochte, zu kriegerischen Entschlüssen, besonders wurde die Entscheidung Preußens eifrig bearbeitet. Den Willen des Königs glaubte man aus der veränderten Besetzung einiger Behörden, die bei der Schill'schen Sache gegen die Franzosen zu arg kompromittirt schienen, noch

nicht so bestimmt abnehmen zu dürfen, jene rasche Maßregel konnte vom Augenblick erfordert sein, und gleichwohl entgegengesetzte zur Folge haben. Es fehlte nicht an Personen, welche den Krieg gegen die Franzosen auch allenfalls zu erzwingen hofften. Bedeutende Staatsbeamte und Offiziere zeigten sich in dieser Art unverhohlen thätig, andre wenigstens geneigt, einem solchen Sinne kräftig beizutreten. Ganz Berlin befand sich solchergestalt in unsichrer Schwebe und in dumpfem Harren.

Ich traf Marwitz und Willisen; sie kamen von Schill zurück, dem jener von Berlin nachgeeilt war, dieser in Halle sich angeschlossen hatte; nach dem Gefechte bei Magdeburg, wo sie tapfer mitgekämpft, waren die beiden Freunde völlig überzeugt, daß Schill bei seinem Zuge nicht Plan noch Ziel habe und für sich allein auch nicht zu fassen noch zu verfolgen im Stande sei, daß die Kühnheit seines Wagnisses nothwendig einer höheren Leitung bedürfe, und alles darauf ankomme, einen tüchtigen Befehlshaber höheren Ranges herbeizurufen; sie verständigten sich hierüber mit den angesehensten Offizieren, und wurden beauftragt, in Berlin dieserhalb das Nöthige zu betreiben, und zugleich das Feuer dort möglichst zu schüren, um eine allgemeinere Bewegung zu entflammen. Sie waren mit noch ein paar Genossen kaum angekommen, als sie die Umstände leider sogleich sich gänzlich verändern sahen; die Waffen der Franzosen drangen siegend in Oesterreich vor, der Aufstand in Hessen war eben so schnell gedämpft als ausgebrochen, der Zug Schill's hatte sich, anstatt kühne Schläge vorwärts zu versuchen, unergiebig und fast schon unrettbar auf Mecklenburg und Pommern zurückgewandt, und Preußen säumte nicht das eigenmächtige Unternehmen mit allem Nachdruck zu verdammen und seinem Schicksale preiszugeben. Unter diesen Umständen war es für Marwitz und Willisen ein Gebot der Klugheit, sich in Berlin den Blicken nicht allzu offen hinzustellen; denn wenn auch im Ganzen auf die Nachsicht der meisten preußischen Behörden in solchem Falle wohl zu rechnen war, so gab es doch deren auch, die lieber dem Buchstaben folgten, und dies auch zuweilen mit Eifer für die Franzosen thaten. Bevor man

wußte, woran man war, durfte man das Schlimmste als möglich denken. Marwitz und Willisen und einige ihrer Genossen hatten keine bestimmte Wohnung, sie waren bei guten Freunden abgetreten, nahmen der Sicherheit wegen jetzt abwechselnd ihre Schlafstelle bald bei dem einen, bald bei dem andern, und gingen bei Tage so wenig aus als möglich. Auch Chamisso, Franzose wie er war, mußte öfters die nöthige Herberge darbieten. Wenn die Gelegenheit zur Nacht nicht günstig war, half auch der Thiergarten aus, wo Scheibeler mehrmals und Schepeler sogar regelmäßig biwackirte. Ich lebte mit den Freunden, ohne ihren Ansichten ganz beizutreten; man warf mir vor, im Hasse gegen die Franzosen allzu lau zu sein, obgleich mein Vorhaben am Kampfe gegen sie Theil zu nehmen ausgesprochen war.

In dieser mehr als ernsthaften Lage, wo mit den Schicksalen des deutschen Vaterlandes und des preußischen Staats der Einzelne auch sein persönliches Loos allen Zufällen bloßgestellt, die Freiheit und das Leben selbst jeden Augenblick in Gefahr sah, und doch willig zu wagen fortfuhr, in dieser Lage und Stimmung wußte ein ihr entsprechender Muthwill sich Raum zu gewinnen, ein gefährliches und unwillkürlich zur Höhe der grausamsten Mystifikation hinaufgetriebenes Spiel, das als eine der tollsten und gelungensten Suiten wohl verdient, hier episodisch aufbewahrt zu werden.

Marwitz war bei edelsten und lichtvollsten Geistesgaben auch von gewaltthätigster Leidenschaft getrieben. Besonders war Befriedigung der Rache, wenn er eine Beleidigung erfahren hatte, ihm in der ersten Zeit heiß angelegen. Ein starkes Beispiel solcher Leidenschaft hatte er vor ein paar Jahren auf dem Lande gegen einen benachbarten Pächter ausgeführt, von dem er gröblich beleidigt war, und den er zur Strafe, mit Hülfe einiger dazu gern willigen Franzosen, und selber als solcher verkleidet, durch nächtlichen Ueberfall in furchtbarsten Schrecken versetzt hatte. Freilich war der Streich schwer auf ihn zurückgefallen, denn die Uniform des im Lande hausenden Feindes zu einer privaten Gewaltthätigkeit mißbrauchen, mußte in jeder Art bedenklich erscheinen, diesem selbst ein Verrath an seiner Ehre und Sicherheit

dünken, so daß Marwitz auf geschehene Anzeige durch französische Gendarmen nächtlich abgeholt und in Ketten nach Küstrin gebracht wurde, und nur auf dringende Fürsprache seine Freiheit wiedererlangte. Genugthuend blieb ihm aber auch späterhin doch die Erinnerung, daß jener Pachter im Schrecken des Ueberfalls eine ganze Nacht angstvoll im Sumpfe versteckt gesessen hatte! Nicht solch wilde und äußerste, aber doch einige Rache glaubte Marwitz gegen einen Freund jetzt ausüben zu müssen, der, nach seiner Ansicht, unverzeihlich an ihm sich vergangen hatte.

Herr von Winterfeld, Referendarius beim Stadtgericht, war in unserm Kreise sowohl wegen seines allgemeinen guten Willens, als auch insbesondere durch kenntnißreiche Liebe für Musik und für spanische Sprache und Poesie günstig angesehen. Ein unverhältnißmäßig großer Kopf und dickes rundes Gesicht auf kleinem untersetzten Rumpfe mit starken Gliedmaßen gab seinem Aeußern etwas Wunderliches, Auffallendes, worin seine innern Eigenschaften sich bald erkennen ließen; Gutmüthigkeit und Bescheidenheit, ruhige Ordnung und Folge, sprach man ihm auf den ersten Blick zu, Scharfsinn aber, Umsicht und Gewandtheit konnte man ihm nicht beimessen. Marwitz wußte jede Virtuosität zu schätzen, und hatte sich mit Winterfeld, der ihn in spanischen Sachen förderte, leicht näher befreundet. Aber nun machte er auch alle andern Forderungen der Freundschaft, denen jener zu genügen weder fähig noch willens war. Auch Winterfeld hatte ihn beherbergen sollen, aber mit übergroßer Angst ihn aufzunehmen abgelehnt; dieses zaghafte Versagen einer Leistung, die in dieser Zeit schon dem Preußen und dem Edelmann kaum zu erlassen schien, konnte Marwitz noch weniger dem Freunde verzeihen, und nun hatte er keine Ruhe, bis er ihn dafür gebührend bestraft wußte. Sogleich schritt er an's Werk; die bezeigte Aengstlichkeit sollte durch auszustehende Angst vergolten werden, und ein kurzer Anschlag hiezu war schnell mit einigen Freunden verabredet. Ich wurde nur obenhin von dem Vorhaben benachrichtigt, jedoch mit den Andern eingeladen, dem Spaß beizuwohnen. Mit ganz andern Gedanken erfüllt, ohne Lust und Fröhlichkeit zu der Sache,

ging ich gleichgültig hin, und versprach mir keine sonderliche Unterhaltung.

Ein schöner Nachmittag war zur Ausführung ersehen. Winterfeld wohnte bei seinen Aeltern in der Behrenstraße, wo er in einem Seitenflügel des Hauses auf dem Hofe zwei Treppen hoch ein paar Zimmer hatte. Als ich zur verabredeten Stunde bei ihm eintrat, war Scheibeler schon da, und ich schien ein eifriges Gespräch zu stören. Winterfeld's Befangenheit war sichtbar, sie steigerte sich zur Beklemmung, jemehr auch Scheibeler sich wegen meiner Anwesenheit verlegen stellte, bis dieser, nach kurzem halblauten Berathen mit ihm, der darüber große Tropfen schwitzte, geradezu herausplatzte, ich sei zwar halb französisch gesinnt, aber vertrauen könne man mir doch, und so wollten sie, da ich doch Ungewöhnliches merken müßte, mir lieber offen sagen, was eben jetzt vor sei und ihnen Sorge mache. Marwitz sei entdeckt, hieß es, man habe ihn als einen von Schill's Offizieren angegeben, und die preußische Behörde könne nicht anders als ihn verhaften; noch zu rechter Zeit sei er gewarnt worden, für die Nacht habe er seine Flucht veranstaltet, bis dahin aber müsse er sich zu verbergen suchen, und diesen letzten Dienst, für wenige Stunden nur, fordre er von Winterfeld; schon sei er durch Scheibeler angemeldet, und jeden Augenblick erwarteten sie ihn selbst. Obgleich die Angst Winterfeld's bei dieser kurzen Wiederholung der Sache, die durch einen Mitwisser mehr nun ihm auch wieder um so viel gefährlicher dünkte, sich auf höchst komische Weise gebärdete, und ich Mühe hatte das Lachen zu unterdrücken, so nahm ich doch meine Rolle wahr, fand die Sache sehr mißlich, und außer Marwitz auch besonders Winterfeld zu bedauern, die Gefahr des Freundes so zu der seinigen machen zu müssen, denn es sei bekanntlich keine Kleinigkeit, als Verheimlicher eines Staatsverbrechers entdeckt zu werden, aber freilich, fügte ich hinzu, könne man sich solcher Aufopferung nicht entziehen.

Nun erschien von Willisen begleitet Marwitz selbst, eilfertig, unruhig, ein Flüchtling, der sich verfolgt weiß. Er schien betroffen, mich zu finden, beruhigte sich aber, als man

ihn verständigte, ich wisse alles. Mitgebrachte Waffen wurden hingelegt, und Willisen äußerte dabei, ihm ahnde nichts Gutes, es habe ihm auf der Straße verdächtig ausgesehen, er fürchte, ihr Eintritt in dieses Haus sei nicht unbemerkt geblieben, in jedem Fall müsse man entschlossenen Muthes sein. Die Mahnung wirkte ihr Gegentheil, Winterfeld sah uns mit forschender Traurigkeit an, und ich, wie aus Angst, als wollte ich nur mit Ehren wegkommen, machte die Bemerkung, es sei nicht gut, daß wir hier so viele beisammen wären, wir andern, die wir hier nichts zu thun hätten, sollten fortgehen. Winterfeld stimmte ein, und wäre am liebsten auch mit fortgegangen, aber kaum hatte ich ausgesprochen, als Scheibeler heftig auffuhr, und mir meine unzeitige Besorgniß vorwarf; im Gegentheil, meinte er, wenn wir beisammen blieben, könnten wir uns auch mit besserem Erfolge wehren, und im Nothfall einen oder ein paar Franzosenknechte todtschlagen. „Doch hier auf Winterfeld's Zimmer nicht?" rief ich erschrocken. „Warum nicht?" versetzte jener, und fügte trotzig und lachend noch manches der Art hinzu. Schwerathmend trat Winterfeld jetzt an mich heran, als dessen Empfindungen den seinigen noch am meisten zu entsprechen schienen; ich sagte ihm unverhohlen, daß ich mit dem Prahlen nichts gebessert sähe, vielmehr jede Besorgniß hier gerechtfertigt fände, und dies um so mehr, als ich solche Tollheiten vernehmen müßte; heimlich setzte ich hinzu, ein Mensch von Scheibeler's Art könne hier kein Heil bringen, ich würde alles versuchen, ihn mit guter Art fortzuführen; mit gerührtem Blick und dringendem Händedruck suchte mich Winterfeld in dem Vorhaben zu bestätigen.

Kaum aber, um zu diesem Zweck mit Scheibeler zu sprechen, hatte ich mich neben ihn in's Fenster gelehnt, aus dem er vorgelegt in den Hof blickte, als unten ein Mann erschien, und stracks unsre Treppe zu besteigen begann. Erschrocken und mit lautem Schrei: „Winterfeld, da kommt einer! der ist von der Polizei!" warf Scheibeler das Fenster heftig zu. „Sind Sie denn rasend, solchen Lärm zu machen?" nahm ich, nun auch meinerseits heftig, das Wort, — „dadurch muß ja erst recht der Verdacht geweckt werden, ich

bitte Sie um Gotteswillen, alles nur ruhig und still, nur besonnen, und nichts auf's äußerste gebracht!" Winterfeld hing an meinen Lippen, meine Mäßigung war ihm ein Labsal, er bekannte mir, auch ihm sei Scheibeler's Wildheit ein Gräuel, mit diesem Menschen müsse man aus allen Verhältnissen zu kommen suchen. Einige bange Augenblicke gingen hin, da erschollen draußen Tritte, Marwitz floh in die Schlafkammer, es wurde an die Thüre geklopft, und ein Polizeibeamter, in Uniform, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe, trat herein. Er musterte uns der Reihe nach, wir standen verzagt vor ihm, er begann so: „Ich suche hier den Herrn von Marwitz; wer von ihnen ist der Herr von Winterfeld? Sie? bei Ihnen soll er sich aufhalten." In diesem wichtigen Moment nahm der Geängstete alle Kräfte zusammen, und bestand ein scharfes, drängendes Examen, zwar schwitzend und stotternd, aber doch mit ziemlicher Fassung; er läugnete nicht, daß Herr von Marwitz bei ihm gewesen, er sei aber, wie zu sehen, nicht mehr hier, keiner der anwesenden Herren sei Herr von Marwitz. „Das glaub' ich wohl, Sie haben ihn versteckt", antwortete jener. „Ich kann betheuern", sagte Winterfeld rasch und sicher, „daß ich ihn nicht versteckt habe!" Gleichviel, hieß es darauf, wir werden ihn schon zu finden wissen. Es war lächerlich anzusehen, wie der Polizeibeamte durch seine Fragen den Redestehenden listig zu umgarnen suchte, und dieser als Rechtskundiger alle Vorsichten und Aushülfen, die ihm zu Gebote standen, hervorholte, um sich in seinen Aussagen möglichst zu wahren und nicht unnöthig zu verfangen; doch leider entging ihm nicht, daß er schon längst im vollen Nachtheile rang, und mit jedem Worte nur mehr versinken mußte.

Daß nun auch wir der Reihe nach befragt, und unsre Namen aufgezeichnet wurden, ging nicht ohne einiges Gelächter ab, welches aber für Winterfelden, statt ihn aufzuklären, nur eine Verhöhnung der Obrigkeit, und daher, wie er am besten wußte, in jedem Falle eine Verschlimmerung unsrer Lage war, besonders da Scheibeler ungeduldig dazwischen immer brummte: „Man muß den Kerl abmurxen! laßt uns die Bestie doch todtschlagen!" und andres der Art mehr. Die

kurze Frist des Aufathmens war ihm nur vergönnt, sich in der trostlosen Betrachtung recht zu beschauen. Der Hauptschlag kam erst. Unser Verhör war beendigt, ohne Erfolg; da warf der Polizeibeamte sich in die Brust, erklärte fest, wir müßten um Marwitz'ens Versteck wissen, und wenn wir ihn nicht gutwillig auslieferten, so würden wir Alle mit Herrn von Winterfeld verhaftet. Scheibeler kochte schon lange sichtbarlich, jetzt brach er in Wuth hervor: „Eh das geschieht, wollen wir uns noch wehren", und schon hatte er blank gezogen, und schwang den Säbel. Winterfeld erblaßte. „Um Gotteswillen", rief er, „nur kein Blut vergossen! ach, wir sind Alle verloren!" Gelassen aber stand der Polizeibeamte: „Herr von Winterfeld", sagte er mit Nachdruck, „ich mache Sie für alles verantwortlich, was mir in Ihrer Wohnung begegnet"; zwar wurden nun Willisen und ich auch hitzig und sprachen von Niederhauen, so daß Winterfeld uns schwindelnd und weinend in die Arme fiel; aber als jener kaltblütig fortfuhr: „Mich können Sie umbringen, aber entkommen wird keiner, das Haus ist von meinen Leuten besetzt", entfiel uns der Muth, und rathlos sahen wir uns einander an.

In diesem Augenblicke stürzte Marwitz zu unser Aller Schrecken aus der Kammer hervor, versicherte großmüthig, seine Freunde sollten nicht für ihn leiden, er überliefre sich selbst, und um so lieber, als er in dem Polizeibeamten einen Schulfreund wiederfinde, zugleich umarmte und duzte er ihn, dieser ihn ebenso, und sprach nun mit freier Stimme, gegen die man die vorige als eine verstellte erkennen mußte; beide lachten, und so gingen sie Arm in Arm ab. Lautes Gelächter scholl ihnen nach. Die Strafe war an Winterfeld ausgeübt, in vollem Maße und drüber, der Spaß war zu Ende, man konnte nach Hause gehen.

Mit nichten! Für Winterfeld war nichts beendigt, nichts aufgehellt, für ihn dauerte das Spiel noch in voller Kraft, er hatte nichts gemerkt; die offenbare Enttäuschung, da wir sogar in unserm Reden nichts mehr verbargen, denn er sollte ja wissen, daß er zur Strafe geneckt worden, scheiterte an ihm, sein Ohr und Auge vernahmen nur im Sinn und

Dienste der einmal gefaßten Einbildung. Marwitz'ens Benehmen schien ihm der Gipfel der Großmuth und Klugheit, unser Lachen ein frevelhafter Leichtsinn. Als er zu unserm höchsten Erstaunen und Nichtbegreifen uns gewiß machte, daß der Faden seiner Verblendung sich noch ungeschwächt fortspinne, ging Scheibeler unter dem Vorwande des Kundschaftens hinunter, um den Fortgegangenen das Wunder zu melden, und vielleicht eine Fortsetzung auch unsrerseits anzuzetteln, wie auch geschah; er kam wieder, uns zu benachrichtigen, er habe so eben durch den größten Glücksfall Marwitz'en flüchtig gesprochen, der dem Polizeibeamten, sicher gemacht durch die vorgeschobene Schulfreundschaft, auf der Straße wieder entkommen sei, jetzt wolle er sich bei Varnhagen verstecken bis zur Nacht, dann heimlich aus Berlin schlüpfen, vorher aber müsse er nothwendig noch Winterfeld sprechen, und erwarte ihn. Als dieser das starke Mährchen mit noch stärkerem Glauben aufnahm, und auch noch die lächerliche Uebertreibung, die Scheibeler dann fratzenhaft hinzufügte, es schlichen unten schon Kerls von der geheimen Polizei mit rothen Mänteln um's Haus, wir sollten den Augenblick wahrnehmen, da wir noch fortkönnten, bald würde es zu spät sein, so brachen wir abermals in das unwiderstehlichste Lachen aus, wieder glaubend, nun sei alles am Ziel und die Entdeckung da. Doch nichts glich der Starrheit im Glauben, zu der Winterfeld nach der überstandenen Gluthschmelze der Angst jetzt erkaltet war. Ihn freute nur, daß es nicht sein Zimmer war, das ferner in Anspruch genommen wurde, daß seine Verhältnisse hoffentlich geschont blieben; für Marwitz und uns Andre hatte er wenig Sorge; unsren Muth, unsre Klugheit, glaubte er allem überlegen oder doch gewachsen.

Ich hatte bei geringen Wirthsleuten in der Dorotheenstraße ein kleines Zimmer im zweiten Stock nach dem Hofe, mein Wandnachbar war der Spanier Liaño, der sich um einigen Lärm nicht kümmerte; der Schauplatz war also durchaus günstig. Wie es anfing zu dämmern, machten wir vier, Winterfeld, Willisen, Scheibeler und ich, uns dahin auf den Weg. Unmöglich wäre es, alles Unsinnige und

Alberne einzeln wiederzusagen, was die einmal geweckte Laune uns verüben oder aussprechen ließ. Schon unterwegs begannen die Anfechtungen grimmig. Die empfohlene Vorsicht, zu Zweien zu gehen, da denn Winterfeld meinen Arm wählte, wurde ungestüm gebrochen durch Scheibeler, der seinen Gefährten verließ, und sich als Dritter lautredend uns andrängte; ich verwies es ihm, aber Vernunft nahm er nicht an, und als wir in der Charlottenstraße bei der Reiterwache vorübergingen, hatte er gar die Ungeschicklichkeit, seinen unter der Kurtka bisher verborgenen Säbel auf das Steinpflaster niederrasseln zu lassen, und hob ihn dann ebenso ungeschickt lärmend wieder auf. Die Soldaten sahen es, doch, wie natürlich, ohne sich darum zu kümmern; für Winterfeld aber war es kein geringer Schrecken, den ich sogleich in Pflege nahm, und mich in bittern Vorwürfen und schmerzlichen Betrachtungen über die unerhörte Gefahr erschöpfte, in die wir uns durch solchen Leichtsinn unnöthig immer auf's neue stürzten. Winterfeld zitterte am ganzen Leibe, und schmiegte sich fest an meine Seite, begierig meine Weisheit anhörend, die doch nur seine Trostlosigkeit zu vermehren geeignet war.

Auf meinem Zimmer fanden wir Marwitz. Nun ging es an neue Berathungen, in deren Tollheit wir durch Lachen und Reden jeden Augenblick alle Täuschung aufhoben; aber wider Wollen und Erwarten stellte sich das Spiel, so oft wir es preisgaben, gleich durch Winterfeld selbst wieder her; die Angst, die Beklemmung nahmen die lustigsten Gestalten an; wollte sie aus sich herausgehen, und nahm sie einen Anlauf, muthig zu thun, so wurde sie gleich um so tiefer in den Wirbel der Schreckuisse zurückgestürzt. Das Fürchterlichste stand noch bevor. Die Thüre that sich auf, und o Entsetzen! der Polizeibeamte, derselbe wohlbekannte, trat auch hier jetzt ein. Triumphirend rief er: „Hier kommt nun keiner fort, jetzt hab' ich Wache unten!" Wir schrieen heftig durcheinander; wir müssen uns durchschlagen, hieß es, und nun griffen wir zu umherliegenden Waffen, der Polizeibeamte zog ebenfalls, und im Uebermuthe hieben wir keck auf einander los, daß es ein Wunder

blieb, wenn in dem engen Raume kein Unglück erfolgte.

Eine Weile hatte dieser Tumult von Säbelgeklirr, von Lachen und Schreien gedauert, und Winterfeld indeß wer weiß was ausgestanden, als ein neuer Auftritt begann. Der Polizeibeamte ließ den Degen fallen, und mit dem Ausruf: „Ich bin verwundet!“ sank er auf einen Stuhl hin. Neue Noth und Angst; er sei tödtlich getroffen, hieß es, das Blut fließe unter den Kleidern in die Stiefel, die sich schon füllten, er werde uns unter den Händen sterben! Sollte man noch ärztliche Hülfe rufen? oder ihn vollends abtödten? was aber jedenfalls mit der Leiche machen? wie uns selbst retten? Für uns war nur der Ausweg, über die Dächer zu entfliehen, das mußte versucht werden; was aber dann? Die zärtlichste Besorgniß vereinigte sich für Winterfeld, wir wären wie der Vogel in der Luft, hieß es, er aber habe die theuersten, solidesten Verhältnisse, sein Loos sei das beklagenswertheste. Man ermahnte ihn albernerweise in diesem Augenblicke, doch ja seine Karriere im Staatsdienste nicht zu verderben. „O die ist schon verdorben!“ rief er verzweiflungsvoll, und rang die Hände; wie er sich hatte und gebärdete, war ohne Lachen auszuhalten nicht möglich. Man fand seinen Ausspruch wahr, schrecklich wahr, und nach raschem Ueberlegen wurde entschieden, daß nun ihm nur zweierlei übrig bliebe, er solle entweder mit Kourierpferden nach Memel eilen, und dort Gnade erflehen, oder die Schill'sche Truppe aufsuchen, und deren gutes oder schlechtes Geschick zu dem seinen machen. Nachdem der Bestürmte eine Zeit lang zwischen diesen beiden äußersten Entschlüssen schrecklich hin und her geschaukelt worden, unter Zuspruch und Rathschlägen, die einer toller als der andre waren, inmitten sichtbaren Beiseiteredens und Lachens, bekam ein andrer Einfall die Oberhand. Ich entdeckte, der Kerl sei doch wohl nicht so arg verwundet, er stelle sich vielleicht nur so, um aus unsrer Angst Vortheil zu ziehen, am Ende sei es auf eine Gelderpressung abgesehen, und wir könnten froh sein, aus dem Handel so loszukommen. Als der Mann von Geld hörte, wurde er

aufmerksam. Nach einiger Unterhandlung erklärte er sich bereit, mittelst einer ansehnlichen Summe das Geschehene gut sein zu lassen, er sei ohnehin deutsch gesinnt, und helfe uns gern, er werde mit seiner Wache abziehen, und höheren Orts berichten, er habe uns nicht auffinden können. Man dingte die Summe mühsam auf 500 Rtl. herab; doch auch soviel nur hatten wir nicht baar; der Mann wollte zwar einen Wechsel annehmen, aber nur von Winterfeld, der ihm als ansässig und als vermöglicher Aeltern Sohn allein sicher schien. Von der größten Noth aufathmend, und aus der fürchterlichsten Entscheidung erlöst, sah der Arme gleich wieder sich vor den Riß gestellt, und sperrte sich gewaltig, die Rettung Aller auf Kosten nur seines Beutels zu erkaufen; der Muth und die Beharrlichkeit, mit welchen er diesmal der Gefahr zu trotzen versuchte, gaben uns die höchste Ergötzlichkeit; es half aber alles nichts, er mußte sich doch endlich dazu bequemen, und die geforderte Verschreibung ausstellen. Der Polizeibeamte, nachdem er das Blatt sorgfältig durchgesehen, dankte höflichst, und wollte uns nun nicht länger beschwerlich fallen, er ging ab, und wir Alle, wenn auch Winterfeld noch unter einiger Last seufzte, sahen uns fröhlich als befreit an.

Mir gegenüber in derselben Straße wohnte ein Freund von Marwitz, der Referendarius Salemon; bei diesem, der einen geräumigen Saal hatte, wollten wir, meinte Marwitz, von den ausgestandenen Drangsalen uns erholen, und zum Thee zusammenbleiben; er nahm es auf sich, uns bei seinem Freunde zu vertreten, den ich allerdings gar nicht kannte. Wir gingen hin. Salemon empfing uns freundlich, ließ sich unsre Gefahren treuherzig erzählen, zweifelte, fragte, und half waidlich auf den Polizeikerl schimpfen, unter Scherzen und Höhnen ohne Ende; als der Kerl näher beschrieben wurde, bemerkte man, daß er große Aehnlichkeit mit Salemon habe, man machte Winterfelden dringend aufmerksam darauf, in der That sehr große Aehnlichkeit, gab er zu, aber nichts half; er sah nichts und argwöhnte nichts, unsre offenbare Enthüllung der Mystifikation, unser ganz unverhohlenes auffallendes Lachen und Wundern, Anspielen und Aussprechen

sogar, gab ihm keinen Aufschluß noch Zweifel, er hielt es vielmehr für wacker und hübsch, diese Art, soviel er nach Fähigkeit und Umständen es erschwingen konnte, munter mitzumachen.

Das Allerunglaublichste aber bleibt, daß Winterfeld mit Salemon (denn kein andrer als dieser, nur durch Perrücke und Brille und angenommenes Wesen verkleidet, denn selbst die Uniform war seine gewöhnliche, die damals alle Referendarien mit den Polizeibeamten fast übereinstimmend trugen, hatte die Rolle des Polizeibeamten gespielt) ebenso wie Marwitz auf du und du bekannt war, noch am selbigen Tage früh ihn gesehen und gesprochen hatte, und dennoch keine Ahndung faßte, nachher so wenig als im Lauf der Sache selbst, daß in dem Schreckensmann ein guter Freund ihn gepeinigt hatte!

Am folgenden Tage wollte man ihm alles frei bekennen, das Wie und Warum sagen, und ihm eine gute Nutzanwendung damit verknüpfen. Man eröffnete ihm daher, Salemon sei wirklich jener angebliche Polizeibeamte gewesen, die Sache sei verabredet worden, ... aber keine Möglichkeit! Er lächelte klug dazu, und meinte, das solle man einem Andern einreden, bei ihm würde die Mystifikation, daß man eine wahre Begebenheit ihm als eine erdichtete aufbinden wolle, nicht gelingen, und was man auch sagen mochte, er blieb überzeugt, daß man ihn jetzt nur zum besten habe, aus dem argen Ernste zum Schluß noch einen Spaß mache. Da ließ man denn ab, und als man gewiß geworden, daß er seinerseits keinen Scherz trieb, wurde in späterer Berathung förmlich der Beschluß gefaßt, Winterfeld solle nunmehr, da er die Sache so fest glaube, die ohnehin zu weit gegangen und das Verhältniß der Freundschaft doch allzusehr verletzt habe, für immer bei seinem Glauben gelassen werden. Die Geldverschreibung wurde ihm sofort zurückgestellt, zu seiner außerordentlichen Freude, denn er hatte die häusliche Kompromittirung und das Bloßstehen vor der Familie fast noch mehr als das politische Unheil gefürchtet; man habe das Blatt, hieß es, dem schuftigen Kerl unter starken Bedrohungen wieder abgetrotzt, und schweigen müsse derselbe, weil er sich

doch der Beſtechlichkeit ſchuldig gemacht. Daß Marwitz ruhig in Berlin blieb, wurde mit dem Vorgeben beſchönigt, er habe ſich durch ſeine Verbindungen eine Sicherheitskarte von der franzöſiſchen Geſandtſchaft ſelbſt erwirkt. Was Winterfeld ſich nicht zutraute, ja unmöglich wußte, das traute er überſchwänglich den Freunden zu, Verwegenheit, Klugheit, Glück. Mir hatte mein Benehmen ſeine Gunſt etwas erworben, gegen Scheibeler behielt er eine entſchiedene Abneigung. Wir ſprachen nicht viel von der Sache mehr, doch wären leicht, bei ſo verführeriſchem Stoffe, neue Myſtifikationen angeſponnen worden, die glücklicherweiſe doch unterblieben.

Winterfeld glaubt noch heutiges Tages, eine wahre Geſchichte erlebt zu haben, und würde den auslachen, der ihn eines andern, hier freilich in der That nicht beſſern, ſondern ſchlimmern, belehren wollte. Wir Uebrigen aber fanden in der Folge noch oft, mit mehr Staunen noch als Behagen, uns dieſer einzigen Suite zu erinnern, deren Ausgelaſſenheit uns inmitten des größten Ernſtes der Lebens- und Weltgeſchicke hatte bemeiſtern können.

Siebzehnter Abschnitt.

Die Schlacht von Deutsch-Wagram,

am 5. und 6. Juli 1809.

Nach den großen Unfällen in Baiern, dem Verluste von Wien, und dem Fehlgehen so mancher Aufstandsversuche, von denen man die größte Erwartung gehegt, mußte die österreichische Sache, und mit ihr die deutsche, diesmal wiederum verloren scheinen; — und urplötzlich, ein paar Tage später, da niemand dies mehr hoffen durfte, stand sie in dem herrlichsten Siegesglanze! Die geschlagenen, ermüdeten, mit allen Nachtheilen eines schleunigen Rückzuges ringenden Truppen hatten den stolzen Gegner bei seinem weiteren Vordringen über die Donau streitfertig aufgenommen, in zweitägiger Schlacht am 21. und 22. Mai bekämpft und überwältigt, und über den Fluß zurückgeworfen. Die Schlacht von Aspern erklang weithin durch Deutschland, und erregte mächtig die Gemüther. Napoleon war, seit seinem Auftreten, noch in keiner Schlacht überwunden worden; dies war die erste, die er verlor, und vollständig verlor, im offnen Kriegsfelde, eine große Hauptschlacht. Der Erzherzog Karl zuerst entrang dem gewaltigsten Schlachtengewinner der neuern Zeit einen solchen Sieg; und wenn auch späterhin Napoleon wiederholte und größere Niederlagen erleiden mußte, so überließ er doch niemals wieder nur Einem Gegner so ungetheilt den Siegeskranz.

In Berlin, in Schlesien, wo wir durchreisten, war die Begeisterung allgemein; der Zauber der Unbesiegbarkeit, durch die jüngsten Glücksfälle erst recht befestigt, war von Napoleon gewichen, man sah die Möglichkeit durch die That; im vollen Siegeslaufe hatte der Widerstand ihn gehemmt; er war geschlagen, sein Heer zerrüttet, auch er konnte zu Grunde gehen, wie er bisher die Andern zu Grunde gerichtet hatte. Ja, wenn man die Landkarte betrachtete, wie tief im feindlichen Lande, und wie entfernt und fast geschieden von Frankreich, er die mißlichste Lage überstehen sollte, so konnte die Hoffnung schimmern, es wende sich mit ihm schon jetzt zum Untergange; und er habe die Worte an seine Soldaten, im Beginne des Krieges, dies solle sein letzter Feldzug in Deutschland sein, sich selber zum Verhängnisse gesprochen. Wirklich war Tyrol noch im vollen Aufstande, Norddeutschland jeder neuen Bewegung offen, England thätig, Preußen zum Ausbruche geneigt, der Rheinbund selbst nicht sicher, seine Fürsten konnten von Napoleon abfallen, gegen ihn die Volkskräfte sich überall erheben. Man hielt alle günstigen Aussichten, mit denen man sich vor Eröffnung dieses Krieges geschmeichelt, abermals, und mehr als vorher, der Erfüllung nahe.

Unter solchen Vorstellungen, Glückwünschen und Verheißungen, setzten wir eilig unsre Reise fort. Zwei unsrer Reisegenossen mußten aber in Schlesien noch zurückbleiben, und wir kamen nur unser vier nach Mähren, mit dessen Boden wir nun unwiderruflich eine neue Lebensbahn betreten hatten. Herrlich sprach uns das Land mit ernsten und heitern, von mächtigen Verhältnissen und großem Zusammenhange zeugenden Eindrücken an. Sonderbar dünkte uns die Stimmung der Menschen, weder lebhaft aufgeregt durch den Sieg, wie wir sie zu finden dachten, noch eigentlich antheillos, wie dieser Mangel an Begeisterung zu fürchten gab. Ein gelassenes Zutrauen schien über Glück und Unglück hinaus sich einer guten Sache versichert zu halten, und für diese pflichtmäßig und treu zu handeln, ohne damit einen ungewöhnlichen Aufwand geistiger Bewegung zu verbinden. Althergebrachtes weitschichtiges Regierungswesen, und das

Verhältniß einer größtentheils slavischen Bevölkerung zu diesem, schienen uns, bei näherer Betrachtung, den anfangs befremdlichen Eindruck hinlänglich zu erklären. Auch waren, wo nicht alle verfügbaren, doch die höheren und tüchtigeren Kräfte des Landes schon vorwärts in Thätigkeit; die Besitzer der Herrschaften und Güter, die junge Mannschaft aus den Dörfern und Städten, die kaiserlichen Beamten selbst, alles war zur allgemeinen Vertheidigung bei Linientruppen oder Landwehr eingerückt, und nur hin und wieder sah man einige schwache Abtheilungen neuausgehobener Truppen, welche gleichfalls zu dem Heere stoßen sollten, und vorher nur nothdürftig abgerichtet wurden.

In Olmütz fanden wir den ausführlichen Bericht über die Schlacht von Aspern, wie er amtlich abgefaßt worden und eben im Druck erschienen war. Begierig griffen wir nach diesem Heft, welches den früheren, eiligen und kurzen Nachrichten zur Ergänzung diente, und uns nunmehr ein deutliches Bild des großen Ereignisses vor Augen stellte. Die sachgründliche Erzählung, zuweilen lebhafter einschreitend, machte auf uns einen begeisternden Eindruck, sie wurde laut vorgelesen, vielfältig überdacht und besprochen; vor- und rückwärts knüpften sich hier die mannigfachsten Betrachtungen für uns an. Als wir den Verlust der Oesterreicher mit ihrer anfänglichen Stärke verglichen, und das Ergebniß fanden, daß der vierte Mann getödtet oder verwundet worden, lag die Bemerkung nah, daß für eine neue Schlacht in gleichem Verhältniß auch von uns Vieren Einer zu rechnen sei, und ich warf die Aeußerung hin, ich würde dieser wohl sein; ich mußte das aussprechen, ohne daß weder ich selbst noch die Andern sich weiter dabei aufhielten.

Wir eilten weiter zu kommen, voll Sorgen und Unruhe, daß wir etwas Bedeutendes versäumen könnten, da schon die bis dahin dauernde Waffenstille ein Wunder dünkte, dessen Fortsetzung mit jedem Tage sich weniger glauben ließ. Für Marwitz war noch ein besonderer Grund der Eile; ein jüngerer Bruder von ihm war schon früher in das österreichische Heer getreten, bei Aspern verwundet und darauf nach Nikolsburg gebracht worden, wo er schwer danieder

lag. Wir fanden ihn in einem üblen, fast hoffnungslosen Zustande. Ihm war aufgetragen worden, mit einer kleinen Schaar gegen feindliches Geschütz anzusprengen, damit dessen Aufstellung und Stärke durch das Abfeuern kund würde; dieser Zweck wurde erreicht, dem edlen Jüngling aber dabei durch eine Kartätschenkugel der Oberschenkel zerschmettert, und kaum hatten die Seinigen ihn vor den Mündungen der feindlichen Kanonen noch aufraffen und zurückbringen können. Den Bruder, so weit von der Heimath in diesem Jammer, und so mancher Hülfe und Pflege doch entbehrend, wiederzusehen, war ein großer Schmerz, der dadurch noch vermehrt wurde, daß dieses Wiedersehen nicht einmal dauernd, sondern nur auf kurze Zeit beschränkt sein konnte. Das Beispiel eines solchen traurigen Voranganges mußte den Eifer der beschlossenen Nachfolge noch anspornen und befestigen; man fühlte sich fremdem Leide wie verpflichtet, dem eignen nun um so williger entgegenzugehn. Da jedoch Marwitz mancherlei Anordnungen zu treffen hatte, und dabei seine tröstliche Gegenwart dem Unglücklichen gern einige Tage gönnen wollte, wir Andern aber nur müßige Zuschauer sein konnten, so trennten wir uns hier, um jeder nach eignem Rath und Mittel sein ferneres Geschick aufzusuchen. Marwitz war des Eintritts in das Regiment Klenau Chevauxlegers, wo sein Bruder diente, so gut wie gewiß, die Andern hatten ihr Absehen gleichfalls auf die Reiterei gestellt, ich aber dachte bei dem Fußvolk einzutreten, und wollte ein ganz frisches Verhältniß nur durch mich selber finden, daher ich auch alle Empfehlungsbriefe und sonstige Anknüpfungen verschmäht hatte. Wir schieden froh und leicht, und ich zuerst fuhr mit Kourierpferden dem großen Hauptquartire zu.

Einem Feldwebel, der auf der Landstraße gleichen Weges dahinschritt, war mein Fuhrwerk eine gute Gelegenheit, um schneller fortzukommen, und mir sein Gespräch ganz erwünscht, um von manchen Dingen, die mir jetzt wichtig werden mußten, nähere Kundschaft einzuziehen. Aller Eindruck, den ich bisher von preußischem oder französischem Soldatenwesen gehabt, mußte hier gänzlich schwinden, und ein durchaus verschiedener nahm die Stelle ein. Hier waren alle Be-

standtheile und Verhältnisse anders gestellt, wie schon dem flüchtigsten Blick auffallen mußte, und eine zwar in Worten schwer auszudrückende, aber für die Anschauung unverkennbare Eigenart trat deutlich hervor, die auch in der Folge sich nur bestätigte, und mit dem Namen: ein österreichischer, oder vielmehr, wie aus früherer Gewöhnung noch üblich war zu sagen, ein kaiserlicher Soldat, die ursprünglichste, selbstständigste, und man möchte sagen unveränderlichste Gestalt eines Kriegswesens bezeichnete, das auf der starken Verknüpfung der verschiedenartigsten Völkerschaften und auf der ununterbrochenen Ueberlieferung von Jahrhunderten ruht.

Mit der frühsten Morgenhelle des 21. Juni traf ich in Deutsch-Wagram ein, und bevor ich dem Halbschlummer mich völlig entwunden, der in der Nachtfrische über mich gekommen war, fuhr der Postillon bis vor die Wohnung des Erzherzogs, wo die aufgepflanzte Fahne und eine Grenadierwache mir sogleich in die Augen fielen. Man glaubte, ich sei ein Kourier, und wollte den Erzherzog eiligst wecken, welches ich nur mit Mühe hindern konnte, indem ich wiederholt versicherte, daß ich keine Botschaft zu überbringen hätte, sondern nur in meinen persönlichen Angelegenheiten käme. Man verstand wenigstens, daß der Generalissimus nicht dürfe gestört werden, und ließ es damit gut sein. Ich aber fand mich in einer sonderbaren Lage. Sämmtliche Gebäude des großen Dorfes waren mit Einlagerung überfüllt, die nächsten alle mit hohen Offizieren oder Kanzleien besetzt, wie sich an den vielen Schildwachen abnehmen ließ, die fast vor jeder Thüre ausgestellt waren; ein Wirthshaus gab es unter solchen Umständen überhaupt nicht mehr. Da der ganze Ort noch in großer Stille lag, auch einstweilen sich niemand um mich bekümmerte, so suchte ich auf gut Glück in dem nächsten Hause, wo schon einige Bewegung zu blicken war, ein vorläufiges Unterkommen. Ich fand Stabsfouriere dort, die mich gastlich aufnahmen, und mir sogar Theil an ihrem Frühstück anboten. Hier konnte ich mich den neuen Eindrücken und Betrachtungen, die sich aufdrängten, bequem überlassen, und mir den ferneren Verlauf meines Abentheuers in Gedanken festzustellen suchen. Einige Offiziere kamen,

und nachdem sich leicht ein Gespräch angeknüpft, sahen sie mich fast schon wie einen der Ihrigen an, und gaben mir guten Rath, den ich aber nicht recht verstehen konnte, auch widersprachen sich ihre Meinungen theilweise. Ich setzte mein Anliegen, jedoch in Kürze, schriftlich auf, und ließ dies Blatt durch dienstwillige Hand höheren Ortes abgeben.

Als die Sonne höher gestiegen und das ganze Hauptquartir lebhaft geworden war, begab ich mich wieder in's Freie. Ich sah mir Deutsch-Wagram und das anstoßende Lager an, und wunderte mich nur, daß ein Fremder, unter Hunderttausenden hier vielleicht der einzige dunkelblau Gekleidete, überall so ungehindert umhergehen konnte; niemand fragte mich, wer ich sei oder was ich wolle, meinen Paß hatte seit Olmütz noch niemand wieder zu sehen begehrt. Ein wunderbares Gewirr bewegte sich vor meinen Augen. Die unabsehbaren Lagerreihen wimmelten von Kriegsvolk, und in Wagram flossen die Strömungen dieser mannigfachen Regsamkeit zusammen. Alle Truppengattungen und Grade, in den verschiedensten Geschäften und Kostümen, in Kitteln und im Glanze, zur Arbeit, zum Wachdienste, zur Erkundigung von Neuigkeiten und zum Genuß und Verkehr jeder Art, bewegten sich bunt durcheinander hin. Unter den Uniformen in Oesterreich sind die schönen ganz außerordentlich schön, die der Husaren, Uhlanen und ungarischen Grenadiere gewährten den herrlichsten Anblick; neben diesen nahmen sich freilich manche andre, besonders auch die des deutschen Fußvolks, um so unansehnlicher aus, wiewohl das letztere in größeren Massen zusammenstehend doch auch einen vortrefflichen Eindruck machte. Merkwürdig erschien die Tracht der Generale, die durch hechtblaue Röcke und rothe Hosen das Unscheinbare und Auffallende sonderbar vereinigten. In dem Ausdrucke der Gestalten und Gesichter waren ähnliche Gegensätze wahrzunehmen; zwanglose Beweglichkeit und pedantische Starrheit, muntre Laune und finstrer Ernst, behagliche Trockenheit und wilde Leidenschaft. Deutsche, Franzosen, Wallonen, Slaven, Italiäner, Magyaren erkannte man weniger im Einzelnen, als vielmehr in dem Ganzen das Gemisch aller dieser. Daß die Verschiedenheit so vieler

Völker, Sprachen, Gestalten und Sitten hier in der Gemeinschaft nicht verschwand, aber doch wie von einem höheren Zusammenhange gebunden erschien, war grade das Eigenthümliche dieses kaiserlichen Heeres. Im Allgemeinen konnte man glauben, noch dasselbe Soldatenwesen vor Augen zu haben, welches Schiller im Lager Wallenstein's dargestellt hat, und in der That hätten sich nicht nur die ähnlichen Verhältnisse und Vorgänge, sondern großentheils auch noch dieselben Truppenstämme jener Zeit in den heutigen Regimentern nachweisen lassen. Aus den wunderlichen Szenen und altbewahrten Redensarten, welche hier im Vorbeigehen plötzlich die Aufmerksamkeit anregten, wehte mich unterweilen auch die Luft des abentheuerlichen Simplicissimus noch an, jenes einst vielgelesenen Romans aus dem dreißigjährigen Kriege; und als der Generalgewaltiger reitend durch das Lager mir gezeigt wurde, glaubte ich den Rumormeister jener wilden Zeit leibhaftig vor mir zu sehen!

War in dem Hauptquartire die Bewegung freier, glänzender, und nicht ohne die Zugaben vornehmer und reicher Lebensweise, so ging es dagegen im eigentlichen Lager ernsthafter und stiller zu. Jeder Raum war abgemessen, die Anordnung der Reihen und Gassen streng beobachtet. Ueberall war die wachsamste Aufsicht und Ordnung, kein wilder Lärm, kein Streit; die Truppen sah man beschäftigt, theils ihre Waffen und Geräthe in Ordnung zu halten, theils andre Arbeiten zu verrichten, welche der Tag erforderte, am meisten aber mit Exerziren. Vom frühen Morgen an wurden kleinere und größere Abtheilungen eingeübt; denn die erlittenen starken Verluste waren durch junge Mannschaft ersetzt worden, welche nun eilig ausgebildet werden sollte. Diese fleißigen Uebungen, und die Pünktlichkeit, mit welcher die mannigfachen Dienstverrichtungen nach eingetheilter Zeitfolge wechselten, gab der kriegerischen Bewegung einen Anschein ruhiger Friedensordnung. Dreimal täglich traten die Regimenter herkömmlich zum Gebet in's Gewehr; immer auf's neue berief der Trommelschlag die Feldwebel und Korporale zum Anhören der auszutheilenden Befehle; wurde Vergatterung geschlagen, so war im Augenblicke die unabsehbare Front

schweigsam aufgestellt; die zahlreichen Lagerwachen hielten vorwärts ihre Postenkette besetzt, und nur mit einbrechender Dunkelheit unterbrach ihr wechselseitiger Zuruf die große Stille. Die Truppen lagen sämmtlich unter freiem Himmel; aus der Mitte jedes Regiments erhob sich nur Ein Zelt, welches als Feldkapelle für den Gottesdienst bestimmt war, zugleich aber dem Obersten einen bedeckten Raum darbot; alle übrigen Offiziere, wie die Gemeinen, begnügten sich mit Erdgruben, denen etwan ein Dach von Rasen und Laubgezweig das Ansehn von Hütten und einigen Schutz gegen das Wetter lieh. Betrachtete man dieses Kriegsvolk in seiner ausdruckvollen Kräftigkeit, gelassenen Bewegung, mäßigen Lebensart und unwandelbarem Gehorsam, so mußte man sich wohl bekennen, ein ausgeprägtes Bild des deutschen Karakters vor Augen zu haben, und wenn man sich gegenüber die französische Beweglichkeit, üppige Lust und entzündbare Leidenschaft dachte, so glaubte man jenen Kräften um so sichrer vertrauen zu dürfen, als sie diesmal von bester Feldherrnhand geführt wurden. Einige Züge, welche den österreichischen Soldaten ganz bezeichnen, mögen als jenen Tagen angehörig hier aufbewahrt stehn. Ein schwerverwundeter Reiter wurde während der Schlacht zurückgebracht, und von begegnenden Kammeraden theilnehmend angerufen, wie es ihm gehe? „O recht gut", erwiederte er, „der Feind ist schon im vollen Zurückweichen gegen die Donau hin!" Einem Grenadier wurde das Gewehr in der Hand durch eine Kanonenkugel wie ein Waldhorn zusammengekrümmt, staunend betrachtete er den Schaden, und sagte bedauernd: „Ein so gutes Gewehr!" Einen Trupp Grenadiere, die eben Sturm gelaufen hatten, fragte ein heransprengender Offizier, wo ihr Bataillon sei? „Wir sind das Bataillon", war die schlichte Antwort; die Andern lagen dahingestreckt. Der einfache Gradsinn macht hier das Erhabene.

An diesem und dem nächsten Tage war ich auch von der Gegend der eigentlichen Heeresstellung einen bestimmten Begriff zu erlangen bemüht. Die Oesterreicher standen seit dem Siege von Aspern noch fast auf derselben Stelle, nur hatten sie ihre Linie mehr rückwärts gezogen und in größeren

Bogen ausgedehnt. Aspern und Eßlingen lagen weitab vor der Fronte, beide Dörfer jetzt außerordentlich verschanzt, und mit Geschütz und Truppen wohlbesetzt. Die Donau strömte zwischen ihnen und dem Feinde, der hauptsächlich auf der Insel Lobenau, gewöhnlich Lobau genannt, sich festgesetzt und durch große Schanzarbeiten gedeckt hatte. Weiter oberhalb, bei Nußdorf und höher hinauf, war das österreichische Heer mit dem rechten Flügel unmittelbar an die Donau gelehnt, entfernte sich dann schräg von dieser gegen Stamersdorf und Wagram hin, und dehnte seinen linken Flügel, der am fernsten von der Donau war, in das Marchfeld bis nach Markgrafen-Neusiedel aus. Deutsch-Wagram lag fast im Mittelpunkte der Stellung; links von diesem Ort erhebt sich der Boden, und bildet ostwärts eine Hochfläche, die gegen Süden terrassenförmig abfällt; etwa hundert Schritt vorwärts fließt in der tieferen Ebne ein mit Weiden bepflanzter Bach, der Rußbach, welcher von Wolkersdorf her durch Wagram, Baumersdorf und Markgrafen-Neusiedel sich in das Marchfeld hinzieht. In weiter Ferne, über die Ebne hinweg und jenseits der Donau, erblickte man am nebligen Horizont den Stephansthurm von Wien; und es war ein eigenthümlicher Reiz, die vom Feinde besetzte Hauptstadt täglich vor Augen zu haben, und nicht anders erreichen zu können! Die österreichische Hauptstellung war nicht verschanzt, durch ihre natürliche Beschaffenheit aber vortheilhaft genug, und besonders bot sie, im Fall es hier zu einer neuen Schlacht kommen sollte, der Reiterei in dem weiten Marchfelde den freisten Spielraum. Dagegen waren längs der Donau, besonders bei Aspern und Eßlingen, wo die besten Uebergangspunkte zu sein schienen, starke und weitläufige Verschanzungen angelegt. Sich gegenseitig in ihren guten Stellungen beobachtend und festhaltend, ohne viel unternehmen zu können, hatten beide Theile das unnütze Schießen größtentheils eingestellt. Bei der Fortdauer dieser stillen Spannung mußte, so schien es, der Vortheil sich mehr und mehr auf die Seite der Oesterreicher wenden. Napoleon stand im feindlichen Lande, mitten in einer unruhigen Bevölkerung, die Donau war gesperrt, man fürchtete in Wien schon Mangel

an Lebensmitteln, Tyrol war im Aufstande, Steiermark nicht sicher, die Bewaffnung in Ungarn gewann täglich an Stärke und Ausbildung. Durch Entsendungen nach der obern Donau suchten die Oesterreicher dem Feinde seine Verbindungen im Rücken noch mehr zu erschweren, die Aufstände zu fördern; abwärts, bei Preßburg, behaupteten sie auf dem rechten Donauufer den starken Brückenkopf, welchen der tapfre Erzherzog Johann gegen die täglichen Stürme der Franzosen ruhmvoll vertheidigte. So konnte das Wort des Erzherzogs Karl, das man sich mittheilte: jeder Tag, den man hier stehen bleibe und den Feind unthätig festhalte, sei als ein Sieg zu betrachten, unter solchen Umständen sehr wohl gelten, besonders da auch die politische Aussicht, die schon zum Theil sich erfüllte, durch Zeitgewinn die günstigsten Wandlungen versprach. Daß vielfachere und raschere Thätigkeit dem Feinde hätte verderblich werden, daß die Vorkehrungen hätten ausgedehnter und eifriger sein können, läßt sich wohl behaupten; indeß muß man bedenken, daß der Geist der Kriegführung wesentlich von dem Körper abhängig ist, mit dem er wirken soll, und daß dieser aus alten Einrichtungen und Gewöhnungen durch den kräftigsten Willen nicht plötzlich zu jeder neuen Brauchbarkeit umgewandelt werden kann. Dies gilt von manchen Vorschlägen, welche zu jener Zeit gemacht wurden, die aber in's Werk zu setzen damals allzu schwierig dünkte. Das Absehen des Erzherzogs Karl war mit Recht auf eine Feldschlacht gerichtet, für welche die Truppen frei verfügbar bleiben, und an keine Verschanzungen gebunden sein sollten, als deren Zweckmäßigkeit für die künftig möglichen Umstände doch nicht voraus zu berechnen war, und deren Vorhandensein dann störend und nachtheilig werden konnte. Jenem wesentlichen Zwecke, das Heer für eine Schlacht in Bereitschaft zu halten, mußte die Hauptsorge des Feldherrn gewidmet bleiben und ihm rastlos zu thun geben, alle übrigen Hülfsmittel konnten erst nach jenem in Betracht kommen, so sehr man auch späterhin wünschen durfte, daß der linke Flügel auf Verschanzungen der Hohenleithen sich gestützt, daß bewaffnete Schiffe die Donau beherrscht, und daß eine Telegraphenlinie zur schlen-

nigen Verbindung zwischen den getrennten Heerestheilen bestanden hätte!

Sehr hatte mich verlangt den Erzherzog selbst endlich zu sehen, wozu die Gelegenheit sich bald darbot, und dann vielmals wiederholte. Schon am ersten Vormittage konnte ich vor seinen Fenstern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantasiren, worin er meisterhafte Geschicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, stieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück, und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er sah aus, wie ein tapfrer, biedrer und menschenfreundlicher Mann, der sogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und die Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernst und Hoheit. Seine kleine schmächtige Gestalt erschien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beschaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit seinen Anstrengungen und Rauhigkeiten hatte eine sanfte Anmuth aus diesen Gliedern nicht verdrängen können, wie auch Napoleon bei seinem ersten Auftreten gehabt haben soll, der im Beginn seiner Laufbahn eben so mager gewesen war, jetzt aber stark geworden ein weniger gutes Ansehen hatte. Was aber den Erzherzog besonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles Gemachten und Gespannten; aus der Lässigkeit mancher seiner Bewegungen würde man zuweilen fast auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines heldischen Auges jeden solchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerschrockener Muth, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verläugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein gerechter und standhafter Sinn, so wie das Andenken seiner frühen Thaten und Siege, hatten ihm die höchste Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hingen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmischen Soldaten, denen er als Generalkapitain ihres Landes noch be-

sonders angehörte. Wo er sich zeigte, schallte ihm jauchzender Leberuf entgegen, der auf den Vorposten dem Feinde leicht seine Anwesenheit verrieth, aber nicht ganz untersagt werden konnte. Als Generalissimus stand er in einer Macht und Wirksamkeit, wie sie seit Waldstein kein österreichischer Feldherr ausgeübt hatte; durch das ganze Kriegswesen erstreckte sich sein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, strafen und belohnen, nach eignem Ermessen; die Führung des Krieges sollte seiner Einsicht durchaus überlassen, alle Kräfte des Staates ihm hiezu verfügbar sein. Nur wegen Ungarns offenbarten sich in diesem Betreff einige Schwierigkeiten, und auch andre geheime scheinen den bedungenen Rechten schon im Beginn störend entgegengewirkt zu haben.

Schon zwei lange Tage hatte ich mich in dem Hauptquartir und Lager umhergetrieben, und der wüste Zustand, in welchem ich mich fühlen mußte, wurde mit jeder Stunde unerträglicher. Auf meine schriftliche Eingabe war mir durch Mißverstand eine verkehrte Antwort zugekommen; dagegen hatte ein Flügeladjutant des Erzherzogs, Major Graf von Cavriany mir sehr freundlich und theilnehmend mündliche Auskunft und Anleitung gegeben, mich dem Obersten von Oberndorf empfohlen, welcher das Regiment Reuß-Plauen befehligte, und über das Wunder scherzte, daß nun doch wirklich einige Deutsche in Folge der Aufrufe des Kaisers und des Erzherzogs sich zum Kriegsdienste einfänden; er bedauerte, daß bei seinem Regimente alle erledigten Offizierstellen eben erst wieder besetzt worden, meinte jedoch, dies habe noch nicht bei allen Regimentern geschehen können, und versprach mir deßhalb Erkundigung einzuziehen. Er machte mich auch mit seinem Regimentsinhaber, dem Feldzeugmeister Fürsten von Reuß-Plauen bekannt, und dieser treffliche Mann bezeigte mir gleich das größte Wohlwollen. Indeß verging ein dritter Tag, ohne daß sich etwas entschied; ich hatte aber die Freude, Willisen eintreffen zu sehen, mit dem ich weite Spazirgänge machte, wobei wir uns in allerlei Betrachtungen ergingen, und die allgemeinen und persönlichen Verhältnisse vielfach überlegten. Er begab sich dann zu dem

General Grafen von Carneville, um in dessen Freischaar einzutreten, die rückwärts von Wagram, bei Bockfließ, errichtet wurde. Mich aber rief, da meine Gedanken fast schon andre Richtung nahmen, der Oberst von Oberndorf unvermuthet an, und wies mich zu dem Obersten des Regiments Vogelsang, das links von Wagram auf der oben erwähnten Terrassenhöhe lagerte; dort, meinte er, würde ich sogleich zum Dienst eintreten können. Dieser Oberst war der Graf zu Bentheim, aus Westphalen, ein noch junger Mann, von schönem Ansehn und einnehmendem Wesen, der durch seine Auszeichnung in der Schlacht bei Aspern so früh zu der ansehnlichen Befehlshaberstelle gelangt war. Ein kurzes Gespräch setzte mein Verhältniß leicht in's Klare, der Oberst war sehr zufrieden mich in sein Regiment aufzunehmen, ernannte mich zum Fähnrich, und gab mich zu der ersten Kompanie, die der wackre Hauptmann von Marais befehligte. Ich erkaufte die Equipirung eines bei Aspern gebliebenen Offiziers, vertauschte den Hut mit dem Tschako, schnallte die breite Degenkuppel mit dem kaiserlichen Doppeladler um den Leib, machte mit den Offizieren nähere Bekanntschaft, und schlief in der ersten Nacht in der Erdhütte neben meinem Hauptmann und noch einem Offizier, als hätte ich nie ein anderes Verhältniß gehabt!

Die nächsten Tage hingegen waren schwer und öde. Die große Sommerhitze hatte Laub und Gras verdorrt, die Weiden des Rußbaches waren längst entblättert und zum Theil entrindet, auf der endlosen Ebene zeigte sich nirgends ein Schatten, nur dunkle Staubwolken, von Stoßwinden plötzlich herangeführt, verhüllten augenblicklich den Sonnenhimmel, und überschütteten alles mit heißem Sandregen. Man mußte das Exerziren einstellen, und verkroch sich in die Erdhütten. Der beste Wille der Kriegskammeraden brachte doch nur eine traurige Unterhaltung zuwege. Gesichtspunkte und Antriebe, die wir Norddeutschen für diesen Krieg hatten, waren hier größtentheils fremd; man sah in dem Kriegshandwerk ein erwähltes Fach, dessen Vortheile man geltend machte, man rechnete die zu hoffenden Beförderungen aus, man rühmte das Garnisonleben in Prag. Der Oberst allein

kannte Gentz und wußte von Friedrich Schlegel, den Andern waren dies unbekannte, bedeutungslose Namen. Das Regiment war überdies ein böhmisches, und die meisten Soldaten sprachen nur diese Sprache. Begeisterung und Poesie mußten hier völlig erlöschen; auch selbst die der Gefahr fehlten für jetzt; weit und breit fiel kein Schuß, alles war in tiefster Ruhe. Man zweifelte, daß noch eine bedeutende Waffenentscheidung vorfallen würde; man sprach vom nahen Frieden, und wünschte ihn. Daß unterhandelt wurde, stand außer Zweifel; französische Beauftragte waren wiederholt in Wagram gesehen worden, selbst seinen Vertrauten Duroc wollte man von dem Kaiser Napoleon mit Vorschlägen an den Erzherzog Generalissimus abgeschickt wissen. Ich konnte die Niedergeschlagenheit, die ich hievon empfand, nicht verhehlen; in meinem Unmuthe muß ich mich ganz verzweiflungsvoll, und den Wunsch, wieder fortzugehen, sehr heftig ausgedrückt haben, denn der Hauptmann von Marais eröffnete mir mit großer Theilnahme, wenn dies mein Ernst sei, so könne mir vielleicht noch geholfen werden, er zweifle, daß ich höheren Ortes schon gemeldet sei, und so könne der Oberst wahrscheinlich noch ohne fremdes Zuthun mich entlassen. Mir fuhr der Gedanke durch den Kopf, zu dem Herzoge von Braunschweig-Oels zu gehen, von dessen Unternehmungen die Rede war, oder zu dem Major von Nostitz, des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen gewesenen Adjutanten, der an der Gränze von Franken eine Freischaar sammelte; von diesen Beiden sagte man laut, sie würden keinen Frieden machen, sondern lieber wie Schill auf eigne Hand zu Grunde gehen. Es war aber zu spät; bereits in die Listen eingetragen, hätte ich ein förmliches Abschiedsgesuch einreichen müssen, was während der Kriegszeit unthunlich war. Der Oberst, dem ich meine Unruhe nur im Allgemeinen, nicht aber in ihren besondern Gründen zeigen mochte, wußte nicht, was er von mir denken sollte; über die Waffenruhe und den Friedensanschein aber, die ich verwünschte, suchte er mich zu trösten, und meinte, mit jedem Tage könne sich das ändern, worüber niemand froher sein würde, als er selbst. Ich blieb also einstweilen wo ich war.

Die schlimmste Prüfung war in der That schon überstanden. Nach einem heißen, langweiligen, verzehrenden Tag, der nur eben solchen wieder erwarten ließ, erscholl am 30. Juni Abends plötzlich von der Donau her Kanonendonner, dem Gemüth eine labende Erfrischung! Eine Parthei Franzosen, so vernahm man bald, waren von der Lobau mittelst Kähnen auf eine kleine Aue, die Mühleninsel genannt, übergegangen, die sich nur durch einen schmalen Arm von dem linken Donauufer scheidet; sie legten eine Brücke auf dieses Ufer herüber und beschützten dieselbe durch einen kleinen Vorwall; unsre Batterieen bei Eßlingen wollten dem Feinde diese Ausbreitung nicht gestatten und seine nächsten Kanonen auf der Lobau feuerten nun ebenfalls. Die Unterhandlungen, hieß es, seien abgebrochen, der Kaiser Napoleon habe seine Truppen zusammengezogen, um neuerdings mit ganzer Macht überzugehen und eine Schlacht zu liefern. Die Beharrlichkeit des Erzherzogs Generalissimus in seiner Stellung mußte sich hiedurch gerechtfertigt zeigen, da der Feind keine bessere Gegend für seinen Versuch wußte, als diese gegen ihn vorbereitete und vertheidigte. Mit einbrechender Nacht sahen wir in der vor uns liegenden Ebene die Alarmstangen brennen, und das ganze Lager gerieth in Bewegung. Der Kanonendonner verstummte zwar nach einiger Zeit, allein um 1 Uhr Nachts erhielten die auf der Anhöhe bei Wagram lagernden Regimenter den Befehl, in der Stille anzutreten, und rückten schweigend etwa anderthalb Stunden gegen die Donau hinab; der erste, zweite und dritte Heertheil lagerten daselbst zwischen Breitenlee und Stadt-Enzersdorf, der vierte Heertheil stellte sich bei Wittau, die Reiterei bei Rasdorf; jeden Augenblick erwarteten wir, daß der Feind angreifen würde; das Kanoniren erneuerte sich von Zeit zu Zeit; allein die Franzosen rückten nicht vor, sondern begnügten sich, ihre begonnene Brückenschanze zu vollenden. Der Erzherzog begab sich zuerst nach Rasdorf, sodann nach Stadt-Enzersdorf, und bestieg den dortigen Thurm, um die Anstalten des Feindes zu überschauen, darauf nahm er sein Hauptquartir in Breitenlee. Indeß mußte bald klar werden, daß die Anstalten an dieser Stelle für einen ernstlichen Uebergang zu

unbedeutend blieben; es war offenbar, daß der Feind hier nur die Aufmerksamkeit beschäftigen wolle, und daß er seinen wahren Uebergang entweder oberhalb bei Nußdorf, oder unterhalb in der Gegend von Ort vorhabe, wobei das österreichische Heer in seiner jetzigen Stellung sogleich die rechte oder linke Flanke bloßgeben würde; daher schien es vortheilhafter, bei der Ungewißheit, welchen Punkt der Feind wählen werde, die rückwärtige Stellung wieder einzunehmen, aus welcher man frei und leicht nach jeder nöthigen Richtung hervorbrechen könne. Diesem Rathschlusse zufolge erhielten wir am 3. Juli Mittags unvermuthet Befehl, wieder in unsre vorige Stellung bei Wagram zurückzukehren. Dieser Vor- und Rückmarsch ist in dem österreichischen Bericht unerwähnt geblieben, und doch war die Vorwärtsbewegung nicht gleichgültig; sie erlegte dem Feinde gleichsam eine Schlacht in ähnlichen Verhältnissen wie die von Aspern auf, während unser Rückmarsch ihm statt jener Enge die erwünschtere Ausdehnung freigab, in welcher die Schlacht von Wagram möglich wurde. Da diese verloren ging, so konnte man nachher bedauern, zu ihrer Entwickelung den Raum gegeben zu haben, den man, wie es schien, gleich anfangs versagen, wenigstens mit Vortheil streitig machen konnte, wenn man näher an der Donau den Kampf aufnahm.

Der Anschein, als solle das Leben der vorigen Tage, ohne andern Inhalt als Sonnenbrand und Staubwolken, auf's neue fortgehen, dauerte diesmal nicht lange. Von den Absichten des Feindes hatte man keine zuverlässige Kenntniß, nur unsichere Vermuthungen, doch deuteten alle seine Anstalten auf irgend ein großes Unternehmen. Die Befestigungen der Lobau, die Herstellung und Sicherung der Hauptbrücken über den großen Arm der Donau, die Anlegung vieler Verbindungsbrücken zwischen der großen und den kleinern Inseln, die fortgesetzte Arbeit an Zimmerwerk und Schiffen, die Instandsetzung der Wege auf der Lobau, die Anfuhr von Geschütz und Pulverwagen, alles dies konnte nicht verborgen bleiben; am entscheidensten aber waren die Bewegungen der Truppen, die von der obern und untern

Donau sich hierherzogen; unter andern sah man vom Bisamberge aus am 2. Juli das sogenannte italiänische Heer in jener Richtung anrücken. Der Erzherzog Generalissimus beschloß, das Unternehmen des Feindes zu zerrütten, dem Hauptangriffe zuvorzukommen und ihm den Rückhalt zu verderben, den die Lobau darbot. Die österreichischen Abtheilungen an der obern Donau hatten Befehl erhalten, den Feind lebhaft zu beunruhigen; desgleichen der Erzherzog Johann, mit seiner Hauptstärke aus dem Brückenkopfe von Preßburg auf das rechte Ufer der Donau hervorzubrechen; jetzt wurde diesem am 4. Juli um 7 Uhr Abends der Befehl gesandt, seine Truppen wieder auf das linke Ufer herüberzuziehen, und zugleich bis Marcheck vorzurücken, um für den Fall einer Schlacht auf die rechte Flanke des Feindes wirken zu können. Auch bei uns war ein kräftiges Eingreifen angeordnet. Am 4. Juli Abends erhielten wir die Weisung, wenn in der Nacht kanonirt würde, bis Tagesanbruch in Ruhe zu bleiben, dann aber marschfertig zu sein. Wirklich begann, sobald es dunkel geworden, vor uns an der Donau ein heftiges Geschützfeuer, der Himmel leuchtete immerfort von den Blitzen der Kanonen, von den Wurfbahnen der Bomben und Granaten; fast zwei Stunden dauerte der Wetteifer von beiden Seiten, denn die Franzosen hatten fast gleichzeitig auch ihren Angriff unternommen, und während wir ihre Werke auf der Lobau zu zerstören dachten, die Zerstörung der unsrigen und die Einäscherung von Stadt-Enzersdorf vorbereitet. Das österreichische Geschütz vermochte wenig gegen die starken Werke der Lobau; die französische Mannschaft auf der Mühlau, welche als vermuthlicher Uebergangspunkt am heftigsten beschossen wurde, legte sich nieder und litt nicht viel. Dagegen zeigte sich die Wirkung des feindlichen Angriffs bald nachtheilig; in seinem Zwecke lag zusammenhängendere Absicht und stärkerer Nachdruck; sein Geschütz war zahlreicher und wirksamer; in kurzer Zeit stand Stadt-Enzersdorf in Flammen, und unsre Batterieen strebten fruchtlos gegen die feindliche Uebermacht. Nachdem die Gegend eine Zeit lang durch den Brand der kleinen Stadt erhellt gewesen, verdunkelte sich der Himmel mit

schwarzen Gewitterwolken, der Regen strömte nieder, die Flammen minderten sich, das Geschütz feuerte seltner und verstummte zuletzt völlig. Ein furchtbares Sturmgewitter, wie niemand ein ähnliches erlebt zu haben meinte, wüthete nun über das weite Marchfeld, das von dem Gekrach des Donners erbebte, und im Brausen der Regenfluthen und dem Geheul des Windes so ertoste, daß daneben auch das Geschütz hätte verhallen müssen.

Den Feind, dessen Vorsatz fest und reif und dessen Hülfsmittel bereit waren, mußte diese Sturmnacht äußerst begünstigen. Er hatte die neben der Lobau stromabwärts auf dem linken Ufer über Mühlleithen und Wittau sich erstreckende Fläche zum ersten Antritt seines Ueberganges ersehen, wo seine Truppen ungehindert Fuß fassen und im Angesichte des Brandes von Stadt-Enzersdorf sich rechtshin ungehindert entwickeln konnten. Diese Richtung hatte man österreichischerseits am wenigsten möglich erachtet; sie war kühn und gefahrvoll, besonders wenn der vierte österreichische Heertheil bei Wittau stehen blieb, oder sogleich wieder dorthin vorrückte; es gehörte zu ihrem Erfolge die ganze Meisterschaft der gründlichen Anordnungen und zutreffenden Berechnungen Napoleon's, die sichere Ausführung aller seiner Befehle durch eben so strenge als geschickte Werkzeuge, die Schnelligkeit und Kraft, welche dadurch seinen Bewegungen verliehen war. Er rechnete darauf, den bedenklichen Augenblick schon überstanden zu haben, bevor der Gegner ihn benutzen könnte. Schon um zehn Uhr Abends ließ der General Oudinot 1500 Voltigeurs unter der Anführung des Generals Conroux übersetzen; sie wurden von dem Obersten Baste mit 10 Kanonierschaluppen begleitet, deren Feuer die Landung beschützte. Die österreichischen Vorposten zogen sich aus den Schanzen, welche sie hier aufgeworfen und mit einigen Feldstücken besetzt hatten, ohne Verlust zurück, und der Feind konnte sich vor Mühlleithen auf der Schusterwiese und dem Hanselgrunde festsetzen. Gleichzeitig war der Oberst Sainte-Croix, Adjutant des Marschalls Massena, mit 2500 Mann übergeschifft und weiter abwärts bei Schönau gelandet. Hierauf wurden in der Eile sechs Brücken geschlagen, zu denen

alle Geräthſchaft fertig gehalten war. In raſchem Laufe zog zuerſt das Fußvolk des Marſchalls Maſſena, nebenan deſſen Reiterei und Geſchütz, auf das linke Ufer, weiter abwärts die Truppen des Marſchalls Davouſt, des Generals Oudinot; ſtill und geordnet nahmen ſie ihre vorherbeſtimmten Stellungen. Um 3 Uhr Morgens ſtanden mehr als 40,000 Mann zuſammengedrängt bei Mühlleithen, während die übrigen Truppen eiligſt nachrückten; erſt um Mittag trafen die letzten ein, während die vorderſten ſchon im vollen Gefecht und Vormarſch waren. Die anfängliche Schlachtordnung war folgende. Im erſten Treffen als linker Flügel, zunächſt der Donau, der vierte Heertheil, unter dem Marſchall Maſſena; als Mitte der zweite Heertheil, von dem General Oudinot befehligt; als rechter Flügel, gegen Wittau, der dritte Heertheil, unter dem Marſchall Davouſt; hinter dieſem, als zweites Treffen, die Truppen des Marſchalls Bernadotte oder der neunte Heertheil, das italiäniſche Heer unter Anführung des Vicekönigs Eugen, und der eilfte Heertheil des Marſchalls Marmont; als Schluß und Rückhalt die Garden und die Küraſſiere. Die ganze Streitmacht Napoleon's betrug hier mehr als 160,000 Mann, worunter 15,000 Mann Reiterei mit 600 Kanonen. Uebergang und Aufſtellung waren mit bewundernswerther Schnelligkeit und Haltung im Sturm und Regen und bei größter Dunkelheit begonnen, wie nachher im vollen Tagesglanze vollendet worden.

Die erſte Morgenfrühe des 5. Juli beleuchtete dieſes gelungene Ergebniß; der Sturm hatte ſich inzwiſchen gelegt, die Sonne verſprach einen heitern Tag, und nach 4 Uhr erhob ſich mit erneuter Gewalt der Donner des Geſchützes. Neue Rauchſäulen ſtiegen aus Stadt-Enzersdorf empor, der Marſchall Maſſena ließ durch ſeine Adjutanten Sainte-Croix und Pelet den Ort wiederholt angreifen, den ein Bataillon des Regiments Bellegarde tapfer vertheidigte, aber der Oberſt Sainte-Croix endlich wegnahm; eben ſo wurde das Schloß Sachſengang zwiſchen Mühlleithen und Wittau nach kurzem Widerſtand erobert. Ein Theil der öſterreichiſchen Vortruppen unter dem General von Nordmann bedrohte, über Rutzen-

dorf anrückend, noch einen Augenblick die rechte Flanke der Franzosen, aber der General Oudinot drängte sie bald zurück, und unaufhaltsam entfaltete sich nun die Angriffslinie Napoleon's, überall durch zahlreiches vorangehendes Geschütz bezeichnet. Der Marschall Davoust drängte die österreichischen Vortruppen von Großhofen zurück, und zog rechts von Rutzendorf gegen Markgrafen-Neusiedel heran, seine äußerste Rechte durch zwei Dragonerdivisionen unter den Generalen Grouchy und Pully so wie durch eine Division leichter Reiterei unter dem General Montbrun gedeckt; die Mitte unter dem Marschall Bernadotte wandte sich gegen Pysdorf und Rasdorf; der Marschall Massena rückte rechts gegen Breitenlee vor, links hielt er sich an der Donau, und besetzte, nach Maßgabe, daß sie geräumt wurden, die österreichischen Verschanzungen von Eßlingen und Aspern. Die Verschanzungen, gegen die Lobau gerichtet, waren im Rücken offen, und durch die Bewegung des Feindes jetzt überflügelt nicht mehr haltbar; sie wurden nur langsam verlassen, und sogar die schwersten Geschütze ruhig mit fortgeführt.

Der Erzherzog Generalissimus hatte den raschen und unter Begünstigung der stürmischen Nacht so glücklich gelungenen Uebergang nicht mehr hindern können; die feindliche Stärke hatte nicht nur Fuß gefaßt, sondern sich auch schon beträchtlich ausgebreitet und zum ferneren Angriffe günstig geordnet; ihre sämmtlichen Heertheile waren in zusammenhängender Bewegung, überall wechselseitiger Unterstützung fähig und versichert; die österreichischen Heertheile aber standen noch viel zu weit aus einander, als daß sie dem so rasch entwickelten Feinde gleich mit gehöriger Macht hätten entgegenrücken und ihn gegen die Donau zurückwerfen können. Die Gesammtstärke der Oesterreicher betrug nicht voll 100,000 Mann, nebst 410 Stück Feldgeschütz; die Truppen waren in nachfolgender Weise eingetheilt. Eine Vorhut von allen Waffen, unter dem Befehl des Feldmarschalllieutenant von Nordmann hatte vorwärts an der Donau gestanden, weiter hinauf lehnte sich an den Strom rechts der sechste Heertheil unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen von Klenau, welcher den Freiherrn von Hiller, mit dem der Oberfeldherr un-

zufrieden war, in dieser Befehlführung abgelöst hatte; weiter zurück hielt der fünfte Heertheil unter dem Feldzeugmeister Fürsten von Reuß-Plauen die Umgegend des Bisamberges besetzt; dann folgte linkshin rückwärts der dritte Heertheil unter dem Feldzeugmeister Grafen von Kolowrat bei Hagenbrunn, hierauf die von sämmtlichen Regimentern zusammengezogenen Grenadiere unter dem Feldmarschalllieutenant von Prochaska bei Säuring, und bei Breitenlee die Masse der Reiterei unter dem General der Reiterei Fürsten von Liechtenstein; ferner bei Wagram der erste Heertheil unter dem General der Reiterei Grafen von Bellegarde, und in derselben Richtung angeschlossen bei Baumersdorf, der zweite Heertheil unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten von Hohenzollern, und der vierte Heertheil bei Markgrafen-Neusiedel unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten von Rosenberg. Es wären daher zu jenem Zwecke nur die drei Heertheile hinter dem Rußbach nebst der Reiterei zur Hand gewesen, die Grenadiere nicht sogleich, und die beiden Heertheile am Bisamberge standen noch fast zwei Meilen entfernt. Unter diesen Umständen sah sich der Erzherzog Generalissimus genöthigt, die Schlacht nicht an der Donau, sondern erst weiter rückwärts anzunehmen, die Zeit des Anrückens der Franzosen zur Zusammenziehung seiner Kräfte zu verwenden, und in der vortheilhaften Stellung, die er zwischen Samersdorf und Markgrafen-Neusiedel einnahm, den ersten Stoß abzuwehren, dann aber mit aller Stärke selbst anzugreifen, sich vorzugsweise auf den linken Flügel des Feindes zu werfen, ihn von seiner Brückenverbindung abzudrängen, und durch das unerwartete Eintreffen des Erzherzogs Johann in der rechten Flanke und im Rücken des Feindes den Hauptschlag zu thun. In diesem Sinne traf er alle Anordnungen. Die Vortruppen hatten den Befehl, so wie auch die längs der Donau vorgeschobenen Abtheilungen des sechsten Heertheils, sich fechtend zurückzuziehen, und sich, jene dem linken Flügel, diese dem rechten der Hauptstellung anzuschließen. Der vierte Heertheil und die Grenadiere wurden aus ihrer zu großen Entfernung näher herangezogen, um hierdurch den weiten Halbkreis, welchen das Heer bildete, enger zusammen-

zuziehen. Die an die obere Donau bei Krems und Linz entsendeten Truppen waren zu fern, und in jenen Gegenden, besonders wenn der Feind eine Niederlage erlitt, zu wichtig, um auch sie herbeizurufen; dagegen wurde dem Erzherzog Johann am 5. Juli früh Morgens nach Preßburg ein neuer Befehl gesandt, mit allen dortigen Truppen ungesäumt aufzubrechen, über Marcheck heran zu marschiren, und in Gemeinschaft mit dem linken Flügel des Heeres an der Schlacht Theil zu nehmen. Derselbe Befehl wurde gleich darauf nochmals wiederholt, weil die Besorgniß, daß der linke Flügel des Heeres, der keinen rechten Stützpunkt hatte und seitwärts bloßgegeben war, bis zur entscheidenden Stunde einen schweren Stand haben könnte, das Herbeikommen frischer Truppen auf dieser Seite noch besonders zu beschleunigen fand. Der am 4. Juli Abends nach Preßburg abgesandte Kourier war am 5. früh dort eingetroffen, die folgenden kamen ebenfalls ungehindert an; aus den zurückkehrenden Nachrichten ergab sich, daß zwar am selbigen Tage jene Truppen nicht mehr zu erwarten seien, daß aber ihrer Ankunft früh am 6. auf dem Schlachtfelde kein Hinderniß entgegenstehe. Bis dahin jedoch schien der Kampf sich leicht und gewiß ausdehnen und schwebend erhalten zu müssen, da so große Kräfte in so weiten Räumen sich auszutoben hatten.

Zur näheren Beobachtung des Feindes war ein Theil der Reiterei des Fürsten von Liechtenstein von Breitenlee gegen Rasdorf und Pysdorf vorgerückt, wo sie lange Zeit das immer wachsende Kanonenfeuer des Feindes aushielt, welches endlich so mörderisch wurde, daß das Kürassierregiment Hohenzollern bald den sechsten Theil seiner Leute und Pferde verloren hatte, und durch Tod und Verwundung der ältern Offiziere ein junger Preuße, Gustav von Barnekow, der nur eben erst als Rittmeister eingetreten war, die Führung des Regiments nächst dem Obersten überkam, wobei er sich persönlich durch Muth im Handgemenge unter den Augen des Erzherzogs so hervorthat, daß dieser ihn laut belobte, und sagte: „Barnekow hat wie ein Löwe gefochten!“ Gegen Mittag bestand diese Reiterei ein lebhaftes

Gefecht mit dem über Rutzendorf andringenden Heertheil des Marschalls Bernadotte, und warf die sächsische Reiterei desselben mehrmals zurück; in diesem Begegnen fügte es der Zufall, daß auch zwei Regimenter auf einander trafen, österreichische Kürassiere und sächsische Dragoner, welche beide von demselben Inhaber, dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen, den Namen führten. Die österreichische Reiterei behauptete eine Zeit lang das Feld, mußte dann aber dem zahlreich entwickelten Fußvolk und Geschütz weichen. Sein Hauptabsehen hatte der Kaiser Napoleon auf die Stellung von Wagram selbst und auf den linken Flügel der Oesterreicher gerichtet, dessen äußerste Spitze durch einen alten viereckten Thurm bei Markgrafen-Neusiedel bezeichnet wurde. Oesterreichischerseits erkannte man die Richtung sehr wohl, besetzte die Anhöhe jenes Thurmes mit einer Batterie, und wollte sogar in der Eile noch Schanzen aufwerfen. Aber der Anmarsch des Feindes ließ wenig Zeit zu neuen Vorkehrungen. Nachmittags hatte Napoleon's rechter Flügel Glinzendorf erreicht; seine Mitte stand in Rasdorf; am wenigsten war der linke Flügel vorgedrungen, er hielt nur Aspern besetzt. Immer stärkere Batterieen fuhren auf, immer größere Truppenmassen kamen in's Gefecht, die ganze Linie stand im Feuer und rückte immer vor. Wir hatten von unserer höheren Stellung bisher den Bewegungen und Kämpfen vor uns wie einem Schauspiele zugesehen, jetzt rückte der Kampf näher heran, die Luft über uns sauste von Kanonenkugeln, die man uns verschwenderisch zuschickte, und bald krachten antwortend auch unsre Batterieen. Das Fußvolk erhielt Befehl, sich auf die Erde niederzulegen, und die feindlichen Kugeln trafen anfangs wenig, da jedoch der Feind unaufhörlich vorrückte, so stellten die Regimenter sich alsbald in's Gewehr. Der Erzherzog Generalissimus sprengte mit seinem Stabe vorüber und hielt dann vor unsrer Fronte; er theilte Befehle aus, blickte in die Ebene nieder, wo die feindliche Linie stets näher rückte, man sah es ihm an, daß er Gefahr und Tod nicht achtete, daß er ganz in seinem Berufe als Feldherr lebte; der Entscheidungskampf schien seinem ganzen Wesen ein nachdrücklicheres Ansehen zu ver-

leihen, eine höhere Spannung voll freudigen Muthes, den er auch rings um sich her einflößte; die Soldaten blickten auf ihn mit Stolz und Zuversicht, manche Stimme begrüßte ihn. Nachdem er weiter gegen Baumersdorf geritten war, kam einer seiner Adjutanten rasch zurück, und rief: „Freiwillige vor!“ Sogleich war fast die ganze Kompanie des Hauptmanns von Marais bereit; wir dachten, es gelte die nächste Batterie des Feindes zu stürmen, welche durch die vorliegenden Kornfelder herannahte, und jauchzend mit lautem Geschrei eilten wir den Abhang hinab, da kam ein zweiter Adjutant mit dem Befehl, wir sollten nur den Rußbach besetzen, dort den Uebergang vertheidigen, aber nicht eher feuern, als bis der Feind ganz nahe sei. In Plänkler aufgelöst, hinter Weidenstämmen und hohem Korn, harrten wir schußfertig, gegen die Kanonenkugeln gedeckt, aber durch Flintenschüsse und Haubitzgranaten getroffen, die der Feind zahlreich auf unsre Gegend richtete. Ueber eine Stunde weilten wir hier, unter dem unaufhörlichen Krachen des Geschützes, das über uns hinwegschoß; leider mußten wir bald bemerken, daß das feindliche die Uebermacht der Zahl hatte und wenigstens doppelt so viele Schüsse lieferte, als das unsre, welches doch weit bessere Bedienung hatte, um so mehr aber bewunderten wir den thätigen Eifer und die wackre Ausdauer, durch welche der ungleiche Kampf dennoch unterhalten wurde. Da unser Geschütz batterieweise vereinigt stand, so konnte der Feind sich ihm leichter entziehen, dagegen das seinige längs der ganzen Linie auf allen Punkten wie ausgesäet war, und gleichsam anstatt der Plänkler überall das Gefecht eröffnete. Gegen Baumersdorf allein hatte der General Oudinot 40 Kanonen vereinigt, und wiederholt war sein Fußvolk, die Divisionen Grandjean und Tharreau, in den brennenden Ort eingedrungen, aber von dem tapfern General Grafen Ignaz von Hardegg immer wieder zurückgeschlagen worden.

Der Kaiser Napoleon indeß sah mit Ungeduld den Tag unentschieden hingehen, er glaubte den Hauptschlag noch heute ausführen zu können, und wollte nicht umsonst sein Uebergewicht hierher gewendet haben. Rasch ordnete er seine

Truppen zum Sturm. Der Marschall Bernadotte erhielt Befehl, über Atterkla gegen Wagram vorzudringen, und durch Wegnahme dieses Ortes die Mitte der österreichischen Linie zu sprengen. Zwei gedrängte Sturmschaaren sollten zu gleicher Zeit rechts und links von Baumersdorf über den Rußbach dringen, die Höhen der österreichischen Stellung ersteigen und die dortigen Truppen aufrollen. Feindliches Fußvolk war mittlerweile schon dicht an unsre Stellung herangekommen; die Plänkler wurden vom Rußbach zurückgerufen und traten in die Linie wieder ein, längs deren ganzer Ausdehnung sich nun ein furchtbares Gewehrfeuer entspann. Dieser ungeheure Lärm des immerfort erneuten Losknallens und noch weit mehr des unendlichen Eisengeräusches bei Handhabung von mehr als zwanzigtausend Flinten in solcher Nähe und Enge, war eigentlich der einzige neue und wunderbare Eindruck, der mir in diesen ersten Kriegsauftritten, die ich erlebte, zu Theil wurde; alles andre war theils meiner vorausgefaßten Vorstellung gemäß, theils sogar unter ihr; alles aber, auch der Donner des zahlreichsten Geschützes dünkte mich gering gegen das Sturmgetöse des sogenannten Kleingewehrs, dieser Waffe, durch welche gewöhnlich auch unsre neueren Schlachten zumeist mörderisch werden. Indem dieses Feuer eine Weile lebhaft anhielt, und der Erzherzog Generalissimus nach Wagram sprengte, weil auch dort das Schießen zunahm, hieß es plötzlich, feindliche Reiterei breche auf dem linken Flügel hervor. Es war nicht Reiterei, sondern Fußvolk, welches auf die Höhen stürmend andrang. Der Brand von Baumersdorf und der Pulverdampf des Geschütz- und Gewehrfeuers begünstigte den Ueberfall. Ein Schwarm von Plänklern, in wilder Unordnung und mit Geschrei anlaufend, brach zuerst die Bahn. Hierauf ging rechts von Baumersdorf ein Theil der französischen Garden unbemerkt über den Rußbach, sie erschienen plötzlich auf der Höhe und stürmten gegen den linken Flügel des Heertheils von Hohenzollern, wo jedoch der General Buresch an der Spitze der Regimenter Zach und Joseph Colloredo sie mit Entschlossenheit empfing, und der Fürst von Hohenzollern das Chevauxlegersregiment Vin-

cent gegen sie anführte. In dem Gefolge dieses tapfern Generals müssen wir den damals neunzehnjährigen Husarenlieutenant Joseph von Zedlitz anmerken, der schon im Laufe des Krieges durch Tapferkeit sich ausgezeichnet hatte, späterhin als Dichter berühmt wurde. Durch das Gewehrfeuer des standhaften Fußvolks erschüttert, durch das ungestüme Einhauen der Reiter über einander geworfen, war der Feind schnell genöthigt, über den Rußbach zurückzuweichen; der General Graf Ignaz von Hardegg brach nun aus Baumersdorf hervor, fiel auf die Fliehenden und trieb sie mit großem Verlust weit in die Ebene gegen Rasdorf. Der links von Baumersdorf über den Rußbach gedrungene Feind, zwei Divisionen, geführt von den Generalen Macdonald und Lamarque, denen zwei andre Divisionen, vom General Grenier befehligt, unter des Vicekönigs Eugen eigner Anführung nachrückten, benutzte eine Schlucht, welche sie schnell auf die Höhe und grade auf den Zwischenraum des ersten und zweiten Heertheils führte; sie warfen sich gegen den Flügel des ersteren, und begannen denselben aufzurollen. Der französische General Dupas führte den Angriff mit aller Kraft; es erhob sich ein scharfer Kampf, man wechselte Gewehrfeuer in größter Nähe, man erhob die Kolben und legte das Bajonet ein. Der feindliche Stoß auf unsern linken Flügel war jedoch zu heftig, als daß die schwache Linie hätte widerstehen können, sie wurde gesprengt, die äußersten Enden schlugen sich in Haken um, und die Regimenter Argenteau, Vogelsang und ein Theil von Erzherzog Rainer sahen sich auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Im ersten Anstürmen des Feindes traf mich ein Schuß durch den Oberschenkel, und ich konnte von nun an nur müßiger Zeuge der ferneren Vorgänge sein, welche das Schlachtfeld darbot. Die Verwirrung war eine Zeit lang sehr groß, und konnte schlimme Folgen haben. Der Erzherzog Generalissimus, begleitet von seinen Gehülfen, den Generalen Graf von Grüne und Freiherrn von Wimpfen, eilte selbst herbei, rief und ordnete die Truppen, und führte sie persönlich gegen den Feind wieder vor; der General Graf von Bellegarde bewies denselben Eifer; der Oberst Graf zu

Bentheim ergriff eine Fahne des von ihm befehligten Regiments Vogelsang, ermuthigte durch Ruf und Beispiel die Truppen, und gewann mit ihnen im Sturmschritt den verlorenen Boden wieder; zugleich eilte aus dem zweiten Treffen das Regiment Erbach, von dem Major von Fromm angeführt, in Divisionsmassen heran und warf die Stürmenden zurück; der Fürst von Hohenzollern, mit seinen tapfern Chevauxlegers von dem siegreichen Einhauen wiederkehrend und diese zweite Abtheilung des Feindes wahrnehmend, säumte nicht, auch diese anzugreifen, und während sie unter den Säbelstreichen blutete, richtete zugleich der Oberlieutenant Löffler eine halbe Batterie mit Kartätschenschüssen in die Flanke der Flüchtigen. So von allen Seiten und von allen Waffen gedrängt und zerschmettert, erleiden die Franzosen ungeheuern Verlust; sie sind ohne Geschütz, weil dasselbe nicht über den Rußbach hatte folgen können; ihre Reiterei, vom General Sahuc befehligt, nach großen Schwierigkeiten endlich kühn hinüberdringend, will zwar die Sachen aufnehmen, aber auch sie wird von dem Fürsten von Hohenzollern, der zu den Chevauxlegers von Vincent noch 4 Schwadronen Husaren von Hessen-Homburg heranzieht, völlig niedergerannt, und nur Trümmer retten sich. Ueberall, wo der Kampf am heißesten, sah man den Erzherzog Generalissimus voran; der Hauptmann von Weitenfeld vom Regimente Vogelsang hieb einen Franzosen nieder, der eben auf den Erzherzog ganz nah sein Gewehr abschießen wollte; ein französischer Offizier, der in der Verwirrung noch einen guten Fang zu machen dachte, wurde zusammengeschossen, als er schon dem Erzherzoge zurief, er solle sich ergeben; der Erzherzog bekam einen Streifschuß, ungeachtet dessen er zu Pferde blieb und seine Aufmerksamkeit auf sein Feldherrnamt keinen Augenblick unterbrach. Der damalige Prinz von Oranien, jetzige König der Niederlande, der im österreichischen Heere als General diente, hatte schnell hinter einander zwei Pferde unter dem Leibe verloren. Auf beiden Seiten war großer Verlust an Todten und Verwundeten. Die Oesterreicher, als zuletzt im Vortheil, machten viele Gefangene, unter ihnen einen General und mehrere Stabsoffiziere. Eine Fahne wurde vom vierten

Legionsbataillon erobert; eine des Regiments Argenteau ging verloren, weil der Fahnenträger niedergehauen war; dagegen riß, diesen Schimpf zu rächen, der Oberlieutenant Tittmayer desselben Regiments, einen französischen Adler aus Feindesreihen. Der Erzherzog Generalissimus verlieh auf der Stelle, nach der ihm zustehenden Befugniß, mehrere Belohnungen für tapfre Thaten, unter andern dem Regiment Erbach das Vorrecht, den Grenadiermarsch zu schlagen.

Inzwischen hatte auch der Marschall Davoust mit einem Theile seiner Truppen bei Markgrafen-Neusiedel den Rußbach überschritten, und während er die österreichische Stellung aus 40 Kanonen in der Front mit größtem Nachdruck beschoß, griffen die beiden Divisionen Morand und Friant auf dem linken Ufer des Rußbachs den Ort heftig an, während die leichte Reiterei des Generals Montbrun die linke Flanke der Oesterreicher zu gewinnen suchte. Alle diese Angriffe wurden durch den Fürsten von Rosenberg muthig abgeschlagen, und mit einbrechender Nacht mußten die Franzosen über den Rußbach zurückweichen; sie lagerten hinter Glinzendorf.

Etwas später, als diese gescheiterten Angriffe, kam der gegen Wagram gerichtete zur Ausführung. Der Marschall Bernadotte führte die Sachsen gegen diesen Ort, welchen der Oberst von Oberndorf mit dem Regimente Reuß-Plauen heldenmüthig vertheidigte; nachdem dieser verwundet worden, drang der Feind auf kurze Zeit durch den Eingang von Atterkla her in die Mitte des Dorfes ein, wurde jedoch durch zwei Bataillone, die von beiden Seiten anrückten, in ein mörderisches Kreuzfeuer genommen und mit großem Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen hinausgeschlagen. Die Dunkelheit hemmte jede weitere Unternehmung, manches brennende Dorf jedoch beleuchtete hin und wieder die Gegend; ganz in der Nähe loderten hohe Flammen von Baumersdorf und Wagram auf; dieser schauerliche Anblick und der freudige unsres Obersten mit der Fahne in der Hand waren die letzten, die ich von dem Schlachtfelde mit mir nahm. Lange noch, während ich mit andern Verwundeten langsam zurückgebracht wurde, flogen die Kanonenkugeln um

uns her, bis tief in die Nacht hörten wir den Geschützdonner, allein er entfernte sich mehr und mehr, und uns begleitete der Eindruck eines siegreichen Vorschreitens. Wirklich war das höchst gewagte, aber großartige Unterfangen Napoleon's, das noch unerschütterte Heer im ersten Anlaufe zu sprengen, gänzlich fehlgeschlagen und in eine theilweise Niederlage ausgegangen. Er konnte seinen Verdruß und Grimm darüber nicht verhehlen, und beschuldigte theils den üblen Zufall, daß Franzosen und Sachsen aus Irrthum auf einander geschossen haben sollten, theils die Lässigkeit des Marschalls Bernadotte, dem er ohnehin schon grollte und den er in der Meinung herabsetzen mochte. Jedoch konnte er seinem Glücke noch danken, welches zwar den raschen Sieg ihm heute noch versagte, aber auch größeres Unheil ihm abwandte. Denn hätte der Erzherzog Generalissimus hier noch frische Truppen in's Gefecht bringen, oder über eine zahlreichere Reiterei verfügen und seinen Vortheil augenblicklich mit Nachdruck verfolgen können, so würde es um das französische Heer schlecht ausgesehen haben; die vier von der Höhe zurückgeschlagenen Divisionen warfen sich auf die rückwärtsstehenden, und rissen sie mit sich fort, die ganze Linie war in größter Verwirrung und wich während der Nacht immerfort zurück. Nur die kaiserliche Garde stand bei Rasdorf unerschüttert, und gab einen festen Anhalt, um welchen sich die Truppen wieder sammelten. Die österreichischen Heerestheile, welche noch nicht gefochten hatten, waren zu fern, auch ihren schon früher gesetzten Bestimmungen nicht ohne Gefahr zu entziehen; die gesammte Reiterei bei dem Heere betrug nicht über 10,000 Mann, und von diesen waren starke Abtheilungen einzeln verwendet, andre schon den ganzen Tag im Gefecht gewesen. Die Nacht verfloß daher ohne weitere Unternehmung, und beide Theile benutzten sie nur, um den Kampf am nächsten Tage mit gerüsteten Kräften zu erneuern. Den Verfolg dieser Ereignisse, welche bisher aus unmittelbarem Anschauen erzählt worden, liefern vielfache Nachrichten, denen eine sichre Prüfung und zuverlässige Gestalt um so leichter zu geben war, als für so engverknüpfte Begebenheiten jener Vortheil auch

da, wo er eigentlich schon aufhört, noch gewissermaßen nachwirkt.

Diesmal scheint auf österreichischer Seite der Ueberblick und Entschluß, was nunmehr zu thun sei, schneller und kräftiger gefaßt worden zu sein, als auf französischer, wo der ungünstige Ausgang des letzten Gefechts in der Dunkelheit nur Ungewißheit und Schwanken erhielt. Der Kaiser Napoleon begnügte sich während der Nacht, seine Truppen bei Rasdorf zusammenzuziehen, um aus dieser Mitte sie leichter in jeder Richtung verwenden zu können, und erst mit Tagesanbruch entschied er sich zu neuen Angriffsbewegungen. Der Erzherzog Generalissimus aber ließ noch vor Mitternacht aus Wagram, wo er nach gelöschtem Brande in einem der geretteten Häuser wiederum sein Hauptquartir genommen, für die zu erneuernde Schlacht an sämmtliche Befehlshaber folgende Anordnungen ergehen. Der rechte Flügel, bestehend aus dem sechsten und dritten Heertheil und den Grenadieren, sollte sich auf den feindlichen linken werfen, und rechts an die Donau gestützt in gleichlaufender Richtung mit dem Flusse von Stamersdorf gegen Breitenlee und Süßenbrunn vordringen, in der linken Flanke durch die Reiterei des Fürsten von Liechtenstein gedeckt. Mit dieser Bewegung im Zusammenhang bestimmte sich das Vorrücken der Mitte; der erste Heertheil nach Atterkla, links an den Rußbach gestützt, jedoch die Höhe links von Wagram auch noch besetzt haltend, welche Stellung gleichfalls dem zweiten Heertheil angewiesen blieb. Der linke Flügel oder der vierte Heertheil erhielt den Auftrag, den feindlichen angreifend zu beschäftigen, bis der Erzherzog Johann demselben von Preßburg her in den Rücken fiele. Der fünfte Heertheil blieb als Rückhalt in seinen Posten an der obern Donau, wo der Feind gleichfalls Truppen zeigte, und von dem dritten Heertheil wurde eine Brigade nebst einer Batterie auf der Höhe von Stamersdorf aufgestellt. Der sechste und dritte Heertheil sollten um 1 Uhr aufbrechen, die Grenadiere um 3 Uhr, der erste und vierte Heertheil um 4 Uhr. Die Stille wurde besonders empfohlen und das unwirksame Schießen auf zu große Entfernungen verboten. Die Schlacht-

ordnung des Fußvolks waren Bataillonsmassen, mit Plänklern voran. Diese Schlachtordnung hatte der Erzherzog Generalissimus bei dem Heere eingeführt, und sie war in der Schlacht bei Aspern durch den größten Erfolg bewährt worden. Die Bataillone, jedes gewöhnlich zu sechs Kompanieen, stellten diese zu zwölf bis achtzehn Gliedern Tiefe, und bildeten hiedurch gefüllte Vierecke, welche, in großen Zwischenräumen von einander aufgestellt, eine Reihe von undurchdringlichen Körpern darboten; sie marschirten in dieser Ordnung, schlugen Reiterangriffe zurück, stürmten ihnen sogar entgegen, wurden im Weichen nicht leicht zersprengt; gegen Geschütz waren sie im Nachtheil, doch gab es auch hiergegen manche Aushülfe.

Der ganze Angriff war berechnet, den Feind von seiner Verbindung mit der Lobau abzuschneiden und in die Ebene des Marchfeldes zu versprengen. Der Schnelligkeit und Kraft des Entschlusses entsprach leider die Ausführung nicht; schon die Ueberbringung der einzelnen Befehle verzögerte sich in der Dunkelheit der Nacht; für die Truppenbewegung selbst aber wäre bei so großen Räumen ein rascheres Einschreiten nöthig gewesen, als in so kurzen Fristen die gewohnte Ordnung leisten konnte. Neue Befehle an den Erzherzog Johann, zur Beschleunigung seines Anrückens, wurden am 6. Juli früh um 2 Uhr abgefertigt.

Der Kaiser Napoleon, welcher in dieser Schlacht keineswegs mit so sichrer Ueberlegung und Voraussicht, als man später wollte glauben machen, einen festen Plan verfolgt, sondern mehrmals schwankend nur nach den Umständen des Augenblicks verfahren zu haben scheint, und dabei große Wagnisse beging, dachte am 6. Juli den am vorigen Abend fehlgeschlagenen Versuch zu erneuern, aber mit größerer Vorsicht und Stärke. Er zog deßhalb seine Macht mehr zusammen gegen die Mitte seines Heeres, in die Gegend bei Rasdorf, wo die Gezelte seines Hauptquartirs aufgeschlagen waren und er selbst, an der Spitze seiner Garde, während der weiteren Schlacht, sich aufhalten wollte. Der Marschall Davoust mußte mit dem rechten Flügel sich dieser Mitte nähern, und hinter Großhofen aufstellen, der Marschall Massena mit

dem linken Flügel die Donau verlassen, wo nur die Division Boudet bei Aspern zum Schutze der Lobaubrücken stehen blieb, und sich rechts gegen Atterkla heranziehen. Schon waren diese Bewegungen angeordnet und Napoleon harrte ungeduldig ihrer Ausführung, als unerwartet das Feuer des Geschützes und des Kleingewehrs längs der Linie von Markgrafen-Neusiedel bis Wagram begann und durch sein Näherkommen zeigte, daß die Oesterreicher zum Angriff vorrückten. Napoleon bewunderte diese Kühnheit, und traf seine Anstalten nur desto sorgsamer, um seinem entschlossenen Gegner keine Blöße zu geben. Kein Ungestüm, keine Verwegenheit fand in den nächsten Stunden auf der Seite der Franzosen Statt, sie wichen auf mehreren Punkten zurück, und es bedurfte mannigfacher Vorbereitung, ehe die gewohnte Leitung des Kampfes wieder für sie zu gewinnen war. Ein erneueter Versuch gegen Wagram, wie er wohl im Sinne Napoleon's gelegen haben mag, wäre in diesem Augenblicke schon deßhalb unmöglich gewesen, weil auch auf dieser Seite der Angriff der Oesterreicher im Vortheil war.

Der erste Heertheil nämlich, bei welchem der Erzherzog Generalissimus seinen persönlichen Aufenthalt wählte, hatte das wenigst ferne Ziel für seinen Marsch. Der Rittmeister von Tettenborn machte an der Spitze einer Schwadron von Klenau Chevauxlegers den Vortrab, fand Atterkla von den Sachsen verlassen, die während der Nacht nach Rasdorf abgezogen waren, und besetzte das mit sächsischen Verwundeten angefüllte Dorf. Hierbei nahm er mehrere Offiziere gefangen, darunter einige vom Generalstabe des Marschalls Bernadotte, warf dann die nächsten feindlichen Posten zurück, und schloß darauf dem Regimente sich wieder an, welches vorgerückt war, um zwei Batterieen zu decken, deren Feuer den Feind nöthigte, den rechten Flügel seines an den Rußbach vorgerückten Treffens, die Division Dupas, gegen Rasdorf zurückzunehmen. Atterkla wurde von Jägern und dem Fußvolk unter dem General Karl von Stutterheim besetzt; der ganze Heertheil rückte zwischen Atterkla und Wagram vor, das erste Treffen in Bataillonsmassen mit gehörigen Zwischenräumen, das zweite hinter demselben in geschlossener

Linie. Hier entspann sich der erste Kampf dieses Tages, und weil die andern Heertheile noch im Anrücken waren, so konnte der Feind das ganze Geschützfeuer seiner bei Rasdorf vereinigten Truppen gegen diesen Angriff wenden. Die Oesterreicher kamen daher bald wieder in Nachtheil, da ihr minderes Geschütz gegen entschiedene Uebermacht ringen mußte; dennoch unterhielten sie den Kampf mehrere Stunden hindurch mit fester Standhaftigkeit.

Inzwischen war der vierte Heertheil von den Anhöhen bei Markgrafen-Neusiedel um 4 Uhr aufgebrochen, und rückte gegen Großhofen und Glinzendorf vor, um diese beiden Dörfer zu nehmen, welche der Marschall Davoust mit Geschütz und Fußvolk besetzt hielt, während Reiterei in zwei Treffen rückwärts aufmarschirt stand. Der dritte französische Heertheil war eben im Begriff, sich dem erhaltenen Befehle gemäß gegen die Mitte zu ziehen. Die französischen Plänkler räumten das Feld, und die Oesterreicher, trotz des mörderischen Feuers schon zum Eingange der genannten Dörfer vorgedrungen, rüsteten sich zum Sturm. Der Angriff hielt die Franzosen nun fest; der General Puthod hielt sich mit seiner Division in Großhofen, der General Friant mit der seinen in Glinzendorf, der Marschall Davoust ließ die Division Gudin den Oesterreichern die Flanke bedrohen. Der Kaiser Napoleon eilte in Person herbei, ihm folgte die schwere Reiterei unter den Generalen Nansouty und Arrighi, und ein Theil der Garde. Während er nun eine furchtbare Reihe Geschütz auffahren und feuern ließ, sandte er zugleich starke Truppenzüge von allen Waffen gegen Loibersdorf, wo sie über den Rußbach gingen und sich auf Ober-Siebenbrunn richteten. Diese Bewegung in seine und des ganzen Heeres Flanke nöthigte den Fürsten von Rosenberg seine Reiterei, welche den Angriff seines Fußvolks unterstützen sollte, links zurückzuhalten, um jene Umgehung zu beobachten. Der Angriff des österreichischen Fußvolks wurde fortgeführt, doch im Augenblicke, da der Sturm geschehen sollte, traf der Befehl des Erzherzog Generalissimus ein, auf dem linken Flügel innezuhalten, weil die Heertheile des rechten Flügels ihrerseits noch außer dem Gefecht waren,

und das des linken Flügels allein, so lange der Feind über seine meisten Kräfte frei verfügen konnte, leicht nachtheilig werden konnte, besonders da von dem Anrücken des Erzherzogs Johann noch nichts zu vernehmen war. Dieses durch keinen örtlichen Nachtheil hier bewirkte, aber im Zusammenhange des Ganzen nöthig erachtete Innehalten war das erste schlimme Zeichen, welches über den Ausgang dieses Tages bedenklich machen konnte. Der Feind ersah darin seinen ersten Vortheil, den zu ergreifen und in seinem ganzen Umfange zu entwickeln er mit rascher Kraft sogleich bereit war. Auf den Höhen von Stamersdorf blinkten die Bajonette der österreichischen Heertheile, welche gegen den französischen linken Flügel heranzogen, allein ihr Gefecht hatte noch nicht begonnen, und der Kaiser Napoleon glaubte, daß ihm nun Zeit bleiben würde, den linken Flügel der Oesterreicher zu schlagen, bevor sein rechter in Gefahr käme, und er sah sich stark genug, den letztern, ehe er überwältigt würde, noch immer aus seiner Mittelstellung zu rechter Zeit zu unterstützen. Er ließ dem Marschall Davoust die Küraſſiere von Arrighi, befahl ihm den Angriff gegen Markgrafen-Neusiedel nachdrücklich fortzusetzen, und kehrte nach Rasdorf zurück. Die übrigen nach dem rechten Flügel in Bewegung gesetzten Gardetruppen erhielten den Befehl, gleichfalls in die Stellung bei Rasdorf zurückzumarschiren. Indeß behielt der Marschall Davoust nun Truppen genug, um starke Abtheilungen immerfort rechts auszudehnen und in die linke Flanke der Oesterreicher mehr und mehr vorzudringen. Besonders wurde das französische Geschütz immer zahlreicher und zertrümmerte durch sein furchtbares Feuer einige der Batterieen gegenüber. Der österreichische linke Flügel mußte fortan auf bloße Vertheidigung beschränkt bleiben.

Die Grenadiere von Säuring, über Gerasdorf gegen Süßenbrunn vorrückend, erschienen nunmehr mit Bataillonsmassen in zwei Treffen auf dem Kampfplatze; die Reiterei stellte sich zur Unterstützung des ersten und dritten Heertheils in beider Flanken und Rücken auf. Endlich eröffnete auch der sechste Heertheil zwischen Breitenlee und Hirschstätten

seinen Angriff auf den linken Flügel der Franzosen; ihr zahlreiches Fußvolk stand bei Aspern, die Auen zwischen Aspern und Stadelau waren mit Plänklern angefüllt; hier aber war das österreichische Geschütz überlegen und erschütterte den Feind durch wirksames Feuer, dem bald ein allgemeines Anstürmen folgte; der General Freiherr August von Vecsey drang in die Auen ein und reinigte sie von den feindlichen Plänklern, der Major Michailowich an der Spitze des St.-Georger Bataillons rückte im Sturmschritt durch Aspern in die linke Flanke des Feindes, während in dessen rechte der General Graf von Wallmoden mit dem Husarenregimente Liechtenstein einbrach, ihm viele Leute tödtete und neun Kanonen eroberte, worauf die Franzosen theils bei Aspern vorbei in die Mühlau, theils über Eßlingen nach Stadt-Enzersdorf zurückwichen und viele Gefangene verloren. Der Graf von Klenau besetzte hierauf Aspern und Eßlingen, wie auch die Verschanzungen innerhalb dieses Bereiches wieder. In Bataillonsmassen zwischen Aspern und Breitenlee aufgestellt, harrten die Truppen sodann der weiteren Vorgänge, welche zu ihrer Linken aus dem Kampfe der Mitte sich ergeben mußten. Es war bereits zehn Uhr Vormittags, und inzwischen die Schlacht auf den andern Punkten ununterbrochen fortgeführt worden.

Der dritte Heertheil, bei Gerasdorf in zwei Treffen aufmarschirt, war mittlerweile über Süßenbrunn vorgerückt, und stützte sich rechts auf Breitenlee, welches Dorf drei Bataillons besetzten. Mit großer Kühnheit rückte der Feldzeugmeister Graf von Kolowrat, indem er seinen linken Flügel versagte und sich auf den des Feindes warf, gegen die feindliche Hauptstellung bei Rasdorf im Sturmschritt an, drang bis zum neuen Wirthshause vor, und war eine Zeit lang im Vortheil, konnte diesen aber nicht behaupten, sondern mußte seinen rechten Flügel wieder auf Breitenlee zurückziehen.

Der Kaiser Napoleon hatte im Galopp die ganze Ausdehnung seiner Linie beritten, sich den Truppen gezeigt, sie angefeuert, ihren begeisterten Zuruf empfangen. Gegenüber von Atterkla traf er den Marschall Massena, der eben mit

drei Divisionen ankam, er selbst im Wagen fahrend, weil er gestürzt war und kein Pferd besteigen konnte. Napoleon umarmte ihn, befahl ihm Atterkla ungesäumt anzugreifen, und sprengte nach Rasdorf zurück, um zu sehen, was bei den Heertheilen des Vicekönigs Eugen und des Generals Oudinot vorginge. Er gab unausgesetzt Befehle und ordnete die Bewegungen an, welche den Stand entscheiden sollten; noch immer ließ er Truppen gegen Markgrafen-Neusiedel ziehen und die dortige Umgehung der österreichischen linken Flanke eifrig fortsetzen; er hielt sich für stark genug, beide Angriffe, den gegen den linken Flügel und den gegen die Mitte, gleichzeitig auszuführen. Der nächste und dringendste Zweck war allerdings, durch die Wegnahme von Atterkla seine Mitte sicher zu stellen, welche der ungestüme und nachtheilige Andrang der Oesterreicher zu gefährden anfing.

In der Ebene von Rasdorf, gegen Atterkla und Breitenlee, ließ der Marschall Massena nunmehr eine starke Linie französischer Reiterei aufmarschiren, und unmittelbar darauf führt er selbst, weil ihm der General Carra Saint-Cyr mit seiner Division nicht rasch genug vordringt, zwei gedrängte Schaaren Fußvolk rechts und links gegen Atterkla stürmend an; nicht das heftige Gewehrfeuer der österreichischen Grenadiere noch der mörderische Kartätschenhagel des Geschützes hemmt diese unerschrockenen Truppen, bei jedem Schritt werden ihre Reihen gelichtet, aber sie stürmen unaufhaltsam vorwärts. Schon war Atterkla von ihnen erobert, und die österreichischen Bataillone wichen bestürzt dem ungestümen Anfall, der plötzlich über sie kam und den Feind schon in ihre Linie eingedrungen zeigte. Die Gefahr war groß, und der Sieg auf diesem Punkte konnte den des ganzen Tages nach sich ziehen; die Franzosen glaubten ihn schon gewiß, warfen sich in die Zwischenräume der Massen, die sie abzuschneiden und aufzulösen dachten. Allein jetzt wurde die Unordnung, in welche das Vordringen sie selber brachte, auch ihnen verderblich. Der Erzherzog Generalissimus, der General Graf von Bellegarde, die andern Generale und Stabsoffiziere, unter denen der Oberst Freiherr von Zechmeister verwundet wurde, stellten durch Beispiel, Zuruf und

Anordnung die erschütterten Truppen wieder her, überzeugten sie von der Kraft ihres gedrängten Zusammenhaltens, und führten die ermuthigten Massen nun mit gefälltem Bajonet auf den Feind zurück. Dieser vermochte seine auseinander gekommenen Schaaren nicht so schnell wieder zu vereinigen, wurde geworfen, überflügelt und in ungeordnetem Haufen, bevor er Atterkla erreichte, großentheils niedergemacht; zwei französische Regimenter, das vierundzwanzigste und das vierte, wurden hier fast aufgerieben, mehr als 1000 Mann fielen, 500 wurden gefangen und vier Fahnen erobert. Ein Bataillon von Kolowrat, von dem Major Haberein geführt, und drei Grenadierbataillone Scoveaux, Putheany und Brzezinsky, stürmten hierauf Atterkla und bemächtigten sich nach hartem Kampf auch dieses Dorfes wieder. Der General Karl von Stutterheim wurde hierbei durch eine Kanonenkugel verwundet, worauf der Erzherzog Generalissimus die fernere Vertheidigung dieses Ortes seinem Bruder, dem Erzherzog Ludwig, übertrug. Noch mehrmals stürmte der Feind mit frischen Truppen an, um das Dorf wieder zu nehmen, wurde aber jedesmal von den Grenadierbrigaden Merville und Hammer tapfer zurückgeschlagen, verlor viele Todte, mehrere Gefangene und noch zwei Fahnen. Auf österreichischer Seite war gleichfalls der Verlust nicht gering, noch zuletzt wurde der General Merville, nachdem er den wiederholt eingedrungenen Feind zweimal aus dem Dorfe hinausgetrieben, durch eine Flintenkugel verwundet. Die französische Reiterei war während dieses Gefechts aufmarschirt stehen geblieben; eine Division der österreichischen unter dem Fürsten Moritz von Liechtenstein hielt sie durch drohendes Heranrücken auf ihre Flanke in Unthätigkeit; zwei Reiterregimenter, Kronprinz und Rosenberg, hatten das vorwärts Atterkla aufgepflanzte Geschütz gerettet, welches bei dem ersten Andringen des Feindes einen Augenblick verloren schien. Der Kaiser Napoleon sah die verwirrte Flucht seiner Truppen und eilte herbei. Seinen und des Marschalls Massena's vereinten Anstrengungen gelang es, die Ordnung einigermaßen herzustellen; es war Zeit, denn schon wieder wurde neue Kraftentwickelung nöthig, um andrem Andrang zu begegnen.

Die siegreiche Behauptung von Atterkla vereitelte die Hoffnung Napoleon's, in dieser Richtung die österreichische Linie zu sprengen; nicht wissend, daß seine Truppen sich des Dorfes wirklich schon bemächtigt hatten, soll er mehrmals ausgerufen haben: „Wäre ich doch nur einige Minuten im Besitz von Atterkla gewesen!" Durch die Tapferkeit der Oesterreicher war allerdings eine große Gefahr abgewehrt. Indessen hatte der Stoß des Feindes gegen Atterkla das Vorrücken der österreichischen Linie aufgehalten, die verschiedenen Heertheile schlossen noch nicht in engerem Bogen zusammen, und die Truppen waren nicht zahlreich genug, um den ausgedehnten Raum zu füllen. Die noch übrigen beiden Grenadierbrigaden Murray und Steyrer rückten zwar ebenfalls in die Linie von Atterkla und Breitenlee vor; allein ihre Bataillonsmassen konnten nur das erste Treffen bilden, hinter welchem als zweites sich die Reiterei aufstellen mußte. Der Fürst Johann von Liechtenstein, scharfblickend und wohlentschlossen, wollte deßhalb weiter vordringen und gemeinschaftlich mit dem dritten und sechsten Heertheil die Hauptstellung des Feindes in der Flanke und im Rücken angreifen. Durch den früher bereits erwähnten Abzug des Marschalls Massena von der Donau gegen Rasdorf und Atterkla war dem rechten Flügel des österreichischen Heeres freier Spielraum gegeben. Sein drohendes Vorrücken gefährdete schon die Verbindung Napoleon's mit der Lobau; der dritte und sechste Heertheil brauchten vereinigt nur links einzuschwenken, um in dem Rücken des französischen Heeres zu stehen und dasselbe zwischen zwei Feuer zu bringen.

Dieser Bedrängniß weiß der Kaiser nicht nur ungesäumt Hülfe, sondern er benutzt sie, um einen großen Schlag zu thun. Er zieht aus seiner Mitte beträchtliche Streitkräfte heran und ordnet sie zum Angriff; der Marschall Massena läßt seine Divisionen links gegen Neu-Wirthshaus abmarschiren, dem österreichischen dritten Heertheil entgegen, an seine Stelle rückt mit drei andern Divisionen der General Macdonald, der Vicekönig Eugen und die Garden folgen zur Unterstützung. Furchtbares Geschützfeuer eröffnet die Bahn. Der Marschall Bessières führt sechs schwere Reiter-

regimenter der Garde zum Angriff, Napoleon ermuntert jedes durch kräftigen Zuruf und ermahnt sie, ihre Waffen nicht zum Hauen, sondern zum Stechen zu gebrauchen; sie stürzen gegen den Punkt hin, wo die österreichischen Grenadiere und der dritte Heertheil noch nicht vollkommen zusammenschließen. Der Fürst Johann von Liechtenstein läßt seinen rechten Flügel wieder gegen Süßenbrunn zurückweichen, wodurch dem Feind ein Spielraum eröffnet wird, welchen das Feuer der Grenadiere und das des dritten Heertheils gleicherweise bestreicht. Hinter und neben der französischen Reiterei hat sich auch Fußvolk zum Sturm gestellt, die gedrängten Schaaren achten des kreuzenden Feuers nicht, dringen muthig vor, und greifen die Bataillonsmassen Georgi und Frisch mit dem Bajonet an. Diese halten standhaft aus und strecken den mehrmals andringenden Feind auf hundert Schritt mit einem mörderischen Gewehrfeuer nieder, während die Grenadierbataillone Porter und Leiningen eben so die feindliche Reiterei durch muthiges Entgegengehen abweisen und zurückwerfen. Eine feindliche Schaar gelangt bis an die Bajonete des Bataillons Georgi, und verliert dasselbst seinen Anführer, der vom Pferde gerissen und gefangen wird, und in der österreichischen Masse noch zwei Angriffe seiner Reiter und ein unaufhörliches Kanonenfeuer aushalten muß. Der Oberstlieutenant Graf von Leiningen nimmt persönlich vor der Fronte seines Bataillons einen französischen Stabsoffizier gefangen.

Allein der Kaiser Napoleon hatte bereits einen neuen Rückhalt herangezogen. „Das Geschütz der Garde soll vorrücken", rief er, und 60 Kanonen, befehligt von den Obersten Drouot und Daboville, werden von jenseits Rasdorf herbeigeholt, 40 andre schließen sich an, sie fahren im schrecklichsten Feuer der Oesterreicher auf halbe Schußweite auf, und aus diesen 100 Stücken, deren Reihe fast eine Viertelmeile einnimmt, sprüht ein Regen von Kugeln, Haubitzgranaten und Kartätschen, wie niemand einen ähnlichen erlebt zu haben meint; die Massen der Oesterreicher werden gelichtet, ihr Geschütz zusammengeschossen; mehrere Bataillone stürmen wiederholt in dieses mörderische Feuer, sie suchen die französischen

Kanonen wegzunehmen, aber Kartätschenhagel streckt sie nieder, wirft sie zurück; doch leiden auch die Franzosen großen Verlust, sie büßen einen Theil ihrer Kanoniere, ihrer Bespannung ein.

Der Kaiser Napoleon hatte den Marschall Massena linkshin zurückgewendet, hielt jedoch dessen weitere Bewegung noch fest. Er selbst verweilte zwischen Rasdorf und Atterkla im stärksten Kanonenfeuer unbeweglich, mit scharfem Auge alles beachtend und anordnend. Durch den mehrmaligen Wechsel der Truppen war die Schlachtordnung seiner Mitte mehrmals gestört worden, er stellte sie durch Aufreihung neuer Truppen her. Inzwischen kamen Meldungen von Massena, der rechte Flügel der Oesterreicher gewinne noch immer Boden, die Division Boudet sei auf die Lobau zurückgeworfen und habe ihr Geschütz verloren, die Oesterreicher seien der Brücke nah, ihr Geschütz feure schon im Rücken des französischen Heeres. Napoleon hatte bisher alles ruhig vernommen und nichts erwiedert, sondern nur den Blick mehrmals forschend auf die Gegend von Markgrafen-Neusiedel gerichtet. Als er vernahm, daß der Marschall Davoust die Höhe dort gewonnen und sein Geschütz die Flanke der Oesterreicher überflügelt habe, rief er: „Jetzt ist es Zeit!“ und sandte dem Marschall Massena den Befehl zum Angriff des österreichischen rechten Flügels, er selbst ordnet die Divisionen Lamarque und Broussier, denen andre folgen, und wendet diese Schaaren unter der Anführung des Generals Macdonald neben Atterkla vorüber gegen Süßenbrunn, auf den österreichischen dritten Heertheil, dessen linker Flügel der erste Stoß trifft. Der Erzherzog Generalissimus ist auch hier gegenwärtig, führt die Bataillone zum Kampf, verwandelt die Vertheidigung wieder zum Angriff. Der tapfre General Vukassovich empfängt im Vorrücken eine tödtliche Wunde, allein seine Truppen lassen sich nicht erschüttern; die Generale Graf von Saint-Julien und Lilienberg dringen in die linke Flanke des Feindes, dessen geschwächte Schaaren kaum noch widerstehen. Napoleon läßt sein Fußvolk durch die Küirassiere des Generals Nansouty und durch die Reiterei der Garde unter dem General Walther unterstützen, allein sie werden

durch Kartätschen zurückgeschmettert. Darauf rücken die französische Division Serras und die baierische Division Wrede vor, gefolgt von der jungen Garde unter dem General Reille; zu beiden Seiten von Macdonald, um diesem Luft zu machen, wenden sich die Divisionen Pacthod und Durutte, jene auf Wagram, diese auf Breitenlee. Das Gefecht hartnäckig und mörderisch auf beiden Seiten, kommt eine Weile zum Stehen, doch haben die Oesterreicher einen beträchtlichen Raum eingebüßt.

Es war unter diesen Ereignissen Mittag geworden, und die Schlacht dauerte auf der ganzen Linie mit Heftigkeit fort. Wo die Truppen noch nicht in der Nähe fochten, wie der ganze zweite österreichische Heertheil, der zur Vertheidigung des Rußbachs bei Baumersdorf aufgestellt war, oder wo sie theilweise innehielten, wie der sechste österreichische Heertheil bei Aspern, der das Vorrücken der andern abwartete, da standen sie doch unausgesetzt im Bereiche des heftigsten Kanonenfeuers, das von der Donau bis jenseits Markgrafen-Neusiedel ununterbrochen wüthete, ja mit jedem Augenblicke schien die Zahl und die Gewalt der Geschütze sich zu vermehren.

Der linke Flügel aber des österreichischen Heeres war mittlerweile nicht weniger hart bedrängt worden. Gegen 10 Uhr hatten die französischen Truppen, welche bei Loibersdorf über den Rußbach gegangen waren, bei Ober-Siebenbrunn die Beobachtungs-Reiterei des Generals von Frelich vertrieben, und standen dem vierten Heertheil völlig in der linken Flanke, gegen welche sie zum Angriff vorrückten. Während nun der Fürst von Rosenberg gegen diese Umgehung zwei seiner Regimenter eine Flankenstellung nehmen und die übrigen in Bataillonsmassen zusammenrücken ließ, zogen drei andre feindliche Treffen von Ober-Siebenbrunn und Glinzendorf heran, vor ihrer Front eine lange Reihe von Geschütz, welches feuernd näher kam; der Erzherzog Generalissimus war persönlich hierher geeilt und leitete das Gefecht. Er befahl dem Kürassierregimente Hohenzollern, auf das feindliche Fußvolk einzuhauen und dasselbe zurückzuwerfen; allein die Unmöglichkeit des Gelingens einsehend

und noch dringendere Gefahr von der feindlichen Reiterei wahrnehmend, welche mehr und mehr die linke Flanke gewann, richtete er den Angriff der Küraſſiere dorthin, und sprengte zu der Linie der Fußvölker, wo seine Gegenwart nöthig schien. Mehrere Stürme des Feindes auf Markgrafen-Neusiedel wurden tapfer abgewehrt. Endlich aber, nachdem auch der Erzherzog durch die ihm gemeldete Gefahr seines rechten Flügels wieder abgerufen worden, hatten die ermüdeten Truppen der Uebermacht weichen müſſen und das Dorf den Franzosen überlaſſen. Der tapfre General Freiherr Peter von Vecsey wurde hier tödtlich verwundet. Sehnlichst hoffte man, der Erzherzog Johann werde endlich im Rücken des Feindes erscheinen und dem allzu nachtheiligen Kampfe eine andere Wendung geben. Schon war zu fürchten, diese Truppen würden zu spät eintreffen, allein so lange ihr Eintreffen noch möglich schien, mußte die Stellung mit angestrengter Kraft behauptet werden. Der Feind indeß zog immer zahlreichere Truppen rechtshin und suchte die Umgehung des linken Flügels mehr und mehr auszudehnen. Da hierdurch dem zweiten Heertheile bei Baumersdorf nur wenige Truppen gegenüber blieben, der Fürst von Hohenzollern also für seine Front nicht besorgt sein durfte, wohl aber den vierten Heertheil hart bedrängt sah, so sandte er diesem aus eignem Antriebe fünf Bataillone und vier Schwadronen Verstärkung; das Gefecht wurde durch deren allmähliges Eintreffen auf der äußersten linken Flanke, die sie verlängern halfen, wohlzeitig erfrischt, jedoch in seinem Gange nicht verändert. Das Mißverhältniß der Kräfte war schon zu groß. Der Marschall Davouſt hatte ein Drittheil der ganzen französischen Heeresstärke hier beisammen. Die österreichischen Truppen waren alle schon im Kampfe, kein Rückhalt stand zu schneller Aushülfe bereit, während die bei Rasdorf aufgestellte feindliche Truppenmasse unerschöpflich nach jeder Richtung immerfort Verstärkungen ausſandte. Der General Oudinot rückte nun auch wieder gegen Baumersdorf vor, und der zweite Heertheil der Oesterreicher sah sich neuerdings angegriffen. Der hitzigste Kampf aber wurde fortwährend bei Markgrafen-Neusiedel unterhalten. In sechs

geschlossenen Massen, zahlreiches Geschütz vor und neben sich führend, von Plänklerschwärmen umgeben, drangen die feindlichen Divisionen Gudin und Puthod wiederholt zum Sturm heran, während die Divisionen Morand und Friant ihre Linie rechtshin immerfort ausdehnten. Die österreichische Reiterei unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen von Nostitz, dem General Grafen von Wartensleben, dem Obersten Sardagna und Prinzen von Koburg, den eine Kugel verwundete, warf sich wiederholt den Angreifenden entgegen, sie schlug die Reiterei der Generale Grouchy und Montbrun mehrmals zurück, allein sie war zu schwach, um in das Fußvolk einzudringen, und mußte zurückweichen. Das Fußvolk der Brigade Mayer, an deren Spitze der Feldmarschalllieutenant von Nordmann sich gestellt hatte, hielt gegen die beiden ersten Treffen des Feindes guten Stand, als aber dieser tapfre Anführer getödtet, der General von Mayer verwundet und das dritte feindliche Treffen herangekommen war, konnte die hiedurch erschütterte Truppe nicht länger widerstehen und der Feind gewann mehr und mehr Raum. Jetzt griff die Division Morand den Thurm von Markgrafen-Neusiedel an und setzte sich in demselben fest. Bei diesem Angriffe — nach einigen Nachrichten früher, oder gar schon am Tage vorher — wurde der Anführer des 17. Linienregiments, Oberst Oudet, tödtlich getroffen, von dessen Zauber der Persönlichkeit uns Nodier so wunderbare Dinge meldet. Noch hielten sich die österreichischen Bataillonsmassen auf dem rechten Flügel des Heertheils am Rande der Höhen; unter Anführung des Feldmarschalllieutenants Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und des heldenmüthigen Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, der hier durch eine Kartätschenkugel verwundet wurde, schlugen sie mehrere Angriffe standhaft zurück. Der Fürst von Rosenberg wollte sogar dem Feinde den Thurm wieder entreißen, mußte jedoch den Versuch aufgeben, da ein kreuzendes Kartätschenfeuer seine Leute niederschmetterte und das Uebergewicht des Feindes nicht mehr zweifelhaft erschien. Auf die Ankunft des Erzherzogs Johann war jetzt nicht mehr zu harren noch zu rechnen, der letzte günstige Augenblick, wo das unerwartete Erscheinen

frischer Truppen im Rücken des Feindes entscheidend einwirken konnte, war vorüber. Der rechte Flügel der Oesterreicher hatte bisher gesiegt, die Mitte sich standhaft behauptet, allein der linke Flügel war umgangen und geschlagen, und sein Loos mußte den Rückzug des ganzen Heeres entscheiden.

Gegen 1 Uhr Nachmittags kam vom Erzherzog Generalissimus dem vierten Heertheil der Befehl, sich zurückzuziehen. Nochmals warf die österreichische Reiterei hier die französische von Arrighi zurück und erleichterte den Abmarsch des Fußvolks, allein der Feind drang nichtsdestoweniger unaufhaltsam vor, entwickelte zuletzt acht Divisionen, und folgte langsam den österreichischen Truppen, die sich in Bataillonsmassen geschlossen fortbewegten, in der Richtung auf Bockfließ.

Hätten die waldigen Anhöhen der Hohenleithen durch Verschanzungen einen festen Anhalt dargeboten, so würde hier der linke Flügel des österreichischen Heeres sich haben stützen und den Feind geraume Zeit hemmen, ja mit Verlust zurückschlagen können. Am Vormittage hatte man wirklich angefangen, einige Schanzen aufzuwerfen, allein ehe die Arbeit noch vorgerückt war, wurde sie als verspätet und zwecklos wieder aufgegeben. Der vierte Heertheil blieb die Nacht auf den Anhöhen stehen und hielt Bockfließ besetzt. Die Regimenter Hiller und Sztarray hatten die Nachhut gebildet und die Verfolger stets in gehöriger Ferne zurückgewiesen; bei Bockfließ hielt eine schwache Bataillonsmasse des Regiments Kerpen gegen die feindliche Reiterei Stand, bis vier österreichische Schwadronen von Erzherzog Ferdinand Husaren herbeieilten und den Feind durch unerwarteten Angriff verjagten. Einige Bataillons und Husarendivisionen unter dem Feldmarschallieutenant Grafen von Radetzky, von welchem bei diesem Anlaß in dem amtlichen Berichte gesagt wird, daß er die rühmlichsten Beweise seines Eifers und seiner militairischen Talente abgelegt habe, besetzten die Uebergänge des Weidenbachs bei Schweinwart und Hohen-Ruppertsdorf. Hierauf mußte der zweite Heertheil, der nun in der linken Flanke ganz entblößt und bald heftig angegriffen

war, besonders aber durch das seitwärts einschmetternde Geschützfeuer litt, ebenfalls seinen Rückzug nehmen. Auch in der Fronte drang der Feind jetzt ungestümer an, und sein verheerendes Kreuzfeuer traf die österreichischen Massen. Der General Graf Ignaz von Hardegg vertheidigte Baumersdorf gegen alle Angriffe, und erst, als er Befehl dazu erhalten, überließ er den Ort dem Feinde. Hinter Wagram mußte das Fußvolk über den Rußbach, der hier aufwärts sich gegen Westen wendet, zurückgehen und seine geschlossene Ordnung einen Augenblick unterbrechen, diesen wollte die feindliche Reiterei benutzen und sprengte heran, wurde jedoch durch das unerwartete Feuer einiger Bataillone, welche den Graben des Rußbachs besetzt hielten, und durch das Chevauxlegersregiment Vincent zurückgewiesen. Alles Geschütz wurde glücklich fortgebracht und der ganze Heertheil zog ohne Verlust in fester Ordnung über Säuring gegen Enzersfeld. Die eine Brigade des ersten Heertheils, welche auf der Höhe bei Wagram stand, folgte dieser Bewegung; die übrigen Truppen dieses Heertheils behaupteten sich noch in ihrer Stellung bei Atterkla, wo besonders die auf dem linken Flügel aufgepflanzte Batterie des Oberlieutenants Löffler dem Feinde großen Abbruch that, bald aber in der Fronte und in der Flanke zugleich durch überlegenes Geschütz beschossen wurde. Erst nach 2 Uhr empfing dieser Heertheil Befehl zum Rückzuge, der geordnet und langsam angetreten wurde. Als der zahlreiche Feind ungestümer nachdrängte, warf der Oberst Graf von Bentheim mit dem Regimente Vogelsang sich im Sturmschritt entgegen, wobei er verwundet wurde, und hemmte durch diesen muthigen Angriff einige Zeit die Verfolgungslust. Der Marsch wurde sodann über Gerasdorf in bester Haltung fortgesetzt. Doch mußte man in den Dörfern Atterkla, Süßenbrunn, Gerasdorf, Baumersdorf u. s. w. eine große Anzahl Verwundeter zurücklassen, von denen wenige gerettet wurden, als diese Dörfer, zum Theil schon Tags vorher in Brand gerathen und wieder gelöscht, abermals in Flammen aufgingen. Nun kam in dem allgemeinen Rückzuge die Reihe an die Grenadiere und die Reiterei, welche derselben Richtung über Gerasdorf

folgten. Der Feind beschoß die Abziehenden lebhaft, und eine Kanonenkugel verwundete tödtlich den Feldmarschallieutenant d'Aspre, als er die von ihm befehligten Grenadiere durch das brennende Dorf Atterkla führte. Der dritte Heertheil zog über Süßenbrunn auf die Höhen von Stamersdorf in so guter Verfassung, daß der Feind anfangs nichts gegen ihn zu unternehmen wagte; als aber die Dämmerung eintrat, stürmten unerwartet die französischen Garden heran, nahmen eine Batterie, und suchten ihren Vortheil zu verfolgen, während zugleich die Reiterei in das Fußvolk des ersten Heertheils einzubrechen strebte; dieser aber, schnell in Massen geordnet, schlug die dreimaligen Angriffe zurück. Die österreichische Reiterei sprengte nun herbei, das Kürassierregiment Liechtenstein fiel in die Flanke des Feindes, die Uhlanen von Schwarzenberg und die Chevauxlegers von Klenau machten wiederholte Angriffe, der Rittmeister von Gallois des erstern Regiments hieb die verlorne Batterie wieder aus den Händen des Feindes, der Rittmeister von Tettenborn mit seiner Schwadron Chevauxlegers warf die feindlichen Kürassiere zurück, und wurde von dem Erzherzog Generalissimus noch auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, worauf er ferner seine Schwadron und ein unter seinen Befehl gestelltes Jägerbataillon zunächst am Feinde hielt. Der sechste Heertheil hatte bereits um 1 Uhr Eßlingen, eine Stunde später Aspern geräumt, und darauf seinen Rückzug langsam unter stetem Gefecht gegen Stamersdorf fortgesetzt. Auch hier wurde der ungestüm nachdringende Feind durch die tapfre Haltung der Bataillonsmassen des Fußvolks und durch die kühnen Anfälle der Husaren von Kienmayer mit Verlust zurückgeschlagen. Der weitere Rückzug geschah in geordneter und schlagfertiger Haltung; dem Feinde blieb das Schlachtfeld, allein der Sieg, den er gewann, war keine Niederlage der Oesterreicher, und alle Anstrengung der französischen Befehlshaber und ihrer selbsteifrigen Truppen brachte die unwillig Weichenden nicht zu Verwirrung und Flucht. Der Kaiser Napoleon bewunderte die strenge Ordnung der vor seinen Augen langsam sich entfernenden Heertheile, und versagte dem Erzherzog Generalissimus das Lob nicht, welches

ein so hartnäckiger Widerstand und eine so feste Führung auch in dem Feind erweckten.

Auf beiden Seiten hatte der Kampf ungeheure Anstrengungen und Opfer gefordert. Der Feind hatte alle seine Kräfte vereint und noch während der Schlacht alle Truppen von jenseits der Donau an sich gezogen, sodaß er im Ganzen gegen 200,000 Streiter zählte, von denen wenigstens 160,000 gefochten hatten. Die Franzosen verloren über 14,000 Mann an Todten und Verwundeten, 7000 an Gefangenen, 12 Adler und Fahnen, und 11 Kanonen. Von ihren Anführern blieben Lasalle und Duprat, Bessières, Wrede und 14 andre wurden verwundet. Die Oesterreicher entbehrten der Mitwirkung des Erzherzogs Johann, dessen Vortruppen erst Nachmittags um 4 Uhr bei Ober-Siebenbrunn anlangten, und einige Gefangene im Rücken des Feindes machten; allein da die Schlacht bereits verloren war, auch die Franzosen jetzt Streitkräfte genug verfügbar hatten, um der ihnen unerwarteten Erscheinung zu begegnen, so rückte der Erzherzog nicht näher heran, sondern ging den Abend unverfolgt über die March zurück. Er war auf keinen Feind gestoßen, der die Bestimmung gehabt hätte, ihn abzuhalten oder auch nur zu beobachten; unbemerkt und unvermuthet kam er heran, und das französische Heer war von dieser Seite dem verderblichsten Ueberfall ausgesetzt. Vergebens bemüht sich der General Pelet, in seinem übrigens trefflichen Werke, uns glauben zu machen, der Kaiser Napoleon habe gleich im Beginn der Schlacht auch diesen Zug in seine Berechnungen aufgenommen, bei seinen Anordnungen berücksichtigt, und das Nöthige vorgekehrt. Die Thatsachen zeigen das Gegentheil. Dem Erzherzog ist sein spätes Eintreffen zum Vorwurf gemacht worden, er hat sich dagegen mit Nachdruck vertheidigt. Die Tapferkeit, der Geistesmuth und die Feldherrngaben dieses Prinzen sind anerkannt, und niemand wird in Betreff dieser Eigenschaften ihn beschuldigen. Im Allgemeinen muß gesagt werden, daß die Bewegung größerer Truppenmassen im österreichischen Heere nicht immer so leicht und rasch auszuführen war, als in manchen Fällen gewünscht wurde, und selbst der Erzherzog

Generalissimus hatte während seines obersten Kriegsbefehls, unter welchem das österreichische Heer sich zur größten Tüchtigkeit ausbildete, ihm diesen Vorzug des Feindes nur zum Theil aneignen können. Auf österreichischer Seite fochten bei Wagram höchstens 100,000 Mann. Von diesen waren über 20,000 getödtet oder verwundet, gegen 8000 gefangen. Es blieben 4 Generale, unter welchen das französische Bulletin den General von Nordmann einen Verräther schmähte, weil er französischer Abkunft war und im Heere von Dumouriez das Loos dieses Feldherrn getheilt hatte; der Erzherzog Generalissimus selbst und 10 Generale wurden verwundet. Nur Eine Fahne blieb in den Händen des Feindes; an Geschütz gingen 9 Stück verloren, deren Bespannung getödtet war. „Es gehört unter die sonderbaren Ereignisse dieses Krieges", sagt der österreichische Bericht, „daß in dieser Schlacht der Sieger mehr Trophäen verlor, als der Besiegte."

Wie wenig der Muth und die Kraft des österreichischen Feldherrn und seines Heeres gebeugt waren, zeigten schon die nächsten Tage. Der Erzherzog hatte seinen Rückzug, mit Ausnahme des vierten Heertheils, der aber auch gleich wieder herangezogen wurde, nicht gegen Brünn, sondern wider alles Erwarten, aber kühn und absichtsvoll, gegen Znaym genommen, wo er das Heer hinter der Taya aufstellte, und am 10. und 11. Juli dem Sieger abermals eine Schlacht lieferte, deren lange zweifelhafter Vortheil sich endlich ebenfalls auf die Seite der Franzosen neigte; jedoch hemmte der Abschluß eines Waffenstillstandes die weiteren Feindseligkeiten. Bald darauf, nachdem auch der Erzherzog, durch persönliche Verhältnisse bewogen, seinen bisherigen Oberbefehl niedergelegt hatte, folgte der Friedensschluß von Wien. Der Friede war durch große Nachtheile bezeichnet. Allein der Krieg des Jahres 1809, und besonders die Schlachten von Aspern, Wagram und Znaym, ließen in Oesterreich das Gefühl eines Muthes und einer Stärke zurück, deren Bewußtsein nicht untergehen konnte. Auch den Franzosen blieb dieser Krieg ein Gegenstand ernsten Eindrucks, und wenn ihre Kriegserfahrnen die Schlacht von

Wagram erwähnten, dämpfte Ehrerbietung die Ruhmredigkeit. Unter den Deutschen aber, wem noch die Sache des Vaterlandes, der Ruhm deutscher Tapferkeit und Kriegsehre am Herzen lag, der blickte mit Stolz und Vertrauen auf den Erzherzog Karl und das österreichische Heer des Jahres 1809.

Zistersdorf, den 20. Juli 1809.

Für euch, geliebte Freunde, will ich zu schreiben versuchen. Habt ihr ein Blatt, das ich hier schon am 9. Juli zu schreiben unternahm, glücklich bekommen, so wißt ihr, wie es mir in der Schlacht ergangen, deren Namen ich damals noch nicht nennen konnte, wißt, daß ich am Leben, aber verwundet bin. Ich konnte das Schreiben nicht lange aushalten, ich sank alsbald wieder zurück, nach jeder Zeile fast, daher alles so kurz. Nun aber fahr' ich fort, ich hoffe mit besserem Gedeihen. O daß ich das Glück hätte, einen von euch bei mir zu haben, mündliches Gespräch mit ihm zu führen! Nun muß doch die Feder noch glücklich zur Vermittelung dienen!

Als ich den Schuß in den Schenkel erhielt, fühlte ich zuerst nur einen harten Schlag, der mich durchfuhr; ich sah aber gleich, indem ich den Rockschoß weghob, zwei Rinnen Blut hervorquillen, die Kugel war durch und durch gegangen. Hier galt aber kein Besinnen, das Regiment, vom Feinde auf dem linken Flügel lebhaft angegriffen, wich dort eilig zurück, und bald war auch der rechte Flügel in die Flucht mit fortgerissen. Ich mußte die letzte Kraft anstrengen, um nicht zurückzubleiben. Zwei Soldaten faßten mich unter den Armen, und halb gehoben, halb auftretend, kam ich bis rückwärts unserer Lagerhütten. Viele Kanonenkugeln sausten über uns hin, eine so dicht, daß mein einer Führer zu Boden stürzte, unverwundet wie es schien; der andre brachte mich noch etwa hundert Schritte weiter, kehrte dann aber zum Gefecht zurück, das unterdessen wieder zum Stehen gekommen war. Ich konnte allein nicht fort, und stand

betrachtend gegen den Kampf gewandt; da war es, wo ich den Oberſten zu Pferde mit der Fahne in der Hand die Truppen wieder vorwärts führen ſah; ihr Sturmſchritt und der aus unſern durch Zufall oder Abſicht angezündeten Lagerhütten ſich erhebende Vorhang von Rauchwolken entzog jene bald meinen Augen. Rechts und links aber, aus den Dörfern Wagram und Baumersdorf, ſtiegen bald ebenfalls mächtige Flammen und Rauchſäulen empor, und der Donner des Geſchützes hallte mit verſtärkter Wuth. Einige Verwundete, die herankamen, konnten mir Hülfe bieten, ein Soldat trug mich ſogar eine Strecke, bis wir einen zerſchoſſenen Pulverwagen trafen, der leer zur Reſerve fuhr. Auf dieſen ſetzte man mich, und nun ging's in der Abendkühle langſam fort, eine ganze Schaar Verwundeter ſchleppte ſich mit, bald nahmen Winſeln und Klagen überhand, das Schüttern des Wagens verurſachte mir großen Schmerz, das Blut, welches anfangs reichlich gefloſſen war und ſich im Stiefel angehäuft hatte, ſtockte jetzt, und Schenkel und Knie wurden kalt und ſtarr; ich litt, gleich den Andern, an ſchrecklichem Durſt, und auch die Nachtkälte wurde ſehr ſchmerzlich. Ein Wunder war es, daß in der Dunkelheit mein böhmiſcher Bedienter Lorenz ſich zu mir fand, er war leicht an der Hand verwundet, und folgte dem Zuge; nun blieb er fortwährend bei mir. In der Nacht gelangten wir nach Bockfließ, wo ein Wundarzt mich flüchtig beſichtigte, und ich bald in tiefen Schlaf ſank.

Mit Tagesanbruch weckte mich der Lärm; die Stube, wo ich lag, wimmelte von Verwundeten, ſo das ganze Haus und ſelbſt die Straße, und alle ſollten nun eilig weiter geſchafft werden. Der Kanonendonner verkündete ſchon die Erneuerung der Schlacht. Ich wußte, daß Williſen zuletzt in Bockfließ geſtanden, ihn jetzt zu ſehen fühlte ich die heftigſte Sehnſucht, ich gewann für anſehnliches Geld einen Boten, der ihn zu ſuchen unternahm, und wirklich hatte ich das Glück, ihn bald vor meinem Lager zu erblicken. Nicht ausſprechen kann ich es, welch ein Troſt mir in dieſer fremden Welt, in dieſem Gewirr geworfener und noch zu werfender Geſchickesloſe, die Erſcheinung des Freundes war,

wie er mir in seiner noch unverletzten Waffenfreudigkeit gefiel, wie mir seine Hoffnung, daß noch nichts verloren sei, das Herz bewegte, und mit welcher Innigkeit der Theilnahme für einander wir schieden! Denn er konnte mir nur einige Augenblicke schenken, und mußte eiligst wieder zu seiner Truppe, die vielleicht nun auch in die Kampflinie einrückte.

Meine Wunden hatten die ganze Nacht wieder geblutet, ich konnte mich nicht aufrichten, und wurde daher auf dem Strohsack, der mir zum Lager gedient, und den ich nebst einem zerrissenen Bettlaken für vieles Geld erkaufte, auf einen Leiterwagen geschoben; ein paar andre Verwundete und mein Bedienter setzten sich mit auf, und so ging's landeinwärts, ich fragte kaum wohin, und überließ mich den Fügungen des Geschicks. Ein heißer Tag stieg herauf, die Sonne schoß glühende Strahlen durch die wolkenlose Bläue, alles schwamm in Lichtglanz, und ich empfand lebhaft, wie ganz andern Zwecken und Aussichten ein solcher Sommertag eröffnet sein könnte, als diejenigen, die sich mir und so vielen Genossen unwiderruflich gestellt! Der Kanonendonner begleitete uns immerfort, schien sich öfters sogar zu nähern, und vorübereilende Versprengte ängstigten uns mit der Gefahr, von dem Feinde noch ereilt zu werden. Aber darum kamen wir nicht schneller fort. Der slowakische Bauer hielt seinen Vorspann in gleichmäßigem Schritt, und überdies riefen wir Verwundete bei jedem Stein, über den das Rad ging, unser klägliches: „Pomali!" denn jeder Ruck ging durch Mark und Bein! Kein Schatten war im weiten Felde zu sehen, nirgends ein Baum noch Strauch, keine Erquickung erreichbar, als etwa ein schlechter Trunk. Als wir Mittags an einem Orte anlangten, wo wir eine Stunde rasten sollten, hatte die Sonne mir im Gesicht und am Halse Blasen gebrannt; mein Zustand jammerte den Offizier, der zur Förderung der Fuhren hierher kommandirt war, und er befahl, grüne Zweige über mich zu decken, wozu ein naher Nußbaum, trotz des Einspruchs von Seiten des Eigenthümers, seinen schönsten Schmuck hergeben mußte. Unter dieser schützenden Decke fuhr ich dann weiter, und empfand

solche Labung von dem Schatten und dem Anblick und Dufte des kräftigen Laubes, daß ich sogar die Schmerzen der Wunden weniger fühlte und zeitenweise in angenehme Träumereien versank. Ja ich kann sagen, daß ich in dieser Lage gedichtet, denn mein Gefühl der Dankbarkeit floß in Lobesströme über für den Baum, der mir durch seine Blätter so wohlthätig wurde, und wenn keine Verse und Reime, so ist doch die Stimmung, aus der sie hervorgehen, von daher mir vollkommen erinnerlich. Indeß wurde diese Stimmung leider allzu oft durch den Aufschrei des Schmerzes unterbrochen, den jedes stärkere Anziehen der Pferde oder eine Ungleichheit des Weges verursachte.

In Zistersdorf, einer kleinen Landstadt, wo ein Spital noch von der Schlacht von Aspern her eingerichtet ist, trafen wir mit dem Abend ein, ich wurde aber nicht im Spital, sondern in einem Bürgerhause bei armen Leuten untergebracht, zum erstenmal eigentlich verbunden, durch einen städtischen Wundarzt, den ich rufen ließ, weil von den Militair-Aerzten keiner kam; ich hatte abermals eine leidliche Nacht. Am folgenden Tage jedoch brach das Wundfieber aus, und ich litt vierundzwanzig Stunden die größten Schmerzen, wobei ich mir nicht verhehlte, daß gar leicht eine schlimme Wendung eintreten könnte. Da mein Arzt auf's Land in die Umgegend abgerufen wurde, so blieb der Verband unerneuert, und die Wunden, bei der großen Hitze schon brandig, forderten dringend entschiedene Hülfe. Die wurde mir denn auch am vierten Tage, man brachte mich in das Spital, wo ich im Erdgeschoß in ein kleines Gemach zu zwei andern Offizieren kam. Nur ein Unterarzt war es, der mich verband, und außer einem ersten Schrecken, den er mir verursachte, hätte kein Generalstabsarzt mich besser besorgen können. Mit dem Schrecken ging es so zu. Ich war bisher der guten Zuversicht, daß der Schenkelknochen nicht zersplittert sei, ich hatte ja noch einigermaßen auftreten können, und dies auch dem Arzte sorglich gesagt; allein als er die Richtung des Schusses erkannt, und die Wunden selbst betrachtet, rief er mit voller Gewißheit, den Kranken vergessend und nur seiner Kenntniß froh, lebhaft aus: „Da ist ohne

weiteres der Knochen gesplittert!“ Für mich war das eine Art Todesurtheil, meine ärztliche Kunde sagte mir, daß unter solchen Umständen man für nöthig erachten könne, das Bein abzuschneiden, und daß dies doch wieder so hoch oben fast kaum thunlich sein würde, daß im günstigsten Falle die schmerzvolle und stets bedenkliche Kur sich über sechs, acht und mehr Monate erstrecken könne; da in der andern, von mir bisher gehegten Annahme kaum so viele Wochen nöthig sein würden. Einstweilen mußte ich wohl dem Ausspruche des Arztes glauben, dem aber doch eine leise Stimme in mir noch immer einige Zweifel entgegensetzte. Nach vielen Tagen, die von jener Vorstellung schlimm verdüstert waren, gab der Arzt endlich zu, daß er sich irren könne, und sagte mir heute fast verdrießlich, ich würde wohl keine sehr langwierige Kur auszustehen haben! Seine Behandlung übrigens ist vortrefflich, nur die nöthigste Berührung, und so leise und zart als möglich; blos Kampherwasser wird angewandt, und bei diesem einfachen Mittel schreitet die Heilung bestens vor. Seit einigen Tagen erhol' ich mich merklich, bin muntern Geistes und frischer Hoffnung. Nur darf ich mich nicht regen, und mit Kunst und Mühe hab' ich es dahin gebracht, daß ich mich etwas aufrichten und auf einem vorgelegten Brette schreiben kann; zuerst meinte der Arzt, es sei geradezu toll, daß ich schreiben wolle, da er aber sah, wie heftig mein Wunsch und wie jeden Tag mein Befinden besser sei, so ließ er es endlich zu. Seitdem sind die kurzen Viertelstunden, die ich für euch, geliebte Freunde, an diese Blätter wende, die glücklichsten des Tages, die mich für viele lange Stunden der Oede und Ungeduld trösten müssen.

Der Brief aus Zistersdorf an die Freunde nach Berlin und Hamburg läßt meine Lage und Stimmung nach der Schlacht hinreichend und die Färbung des Augenblickes selbst, erkennen. Ich schrieb noch insbesondre an Rahel, an Fouqué und an meine Schwester, aber die Briefe mußten ihren Weg

über Wien ſuchen, und die Ungewißheit, ob ſie ihn finden würden, hemmte den Eifer des Schreibenden. Die Sorge für das Allgemeine war in mir anfangs ungemein rege, ſo daß ich mein perſönliches Geſchick daneben kaum beachten wollte; aber ſie wurde mit jedem Tage mehr und mehr niedergedrückt und gedämpft, denn alle Nachrichten, wie ſparſam und unſicher auch ſie zu uns gelangten, ſtimmten doch darin ſchmerzlich überein, daß nach der Schlacht bei Wagram auch eine zweite bei Znaym verloren worden, darauf ein Waffenſtillſtand eingetreten und jetzt ein Friedensſchluß nahe ſei, den ſo ſchlecht als möglich für uns vorauszuſehen wir alle Freiheit hatten. Ja was das Schlimmſte war, von allen Seiten wurde der Friede, wie er auch ſein möchte, nur eiligſt gewünſcht und verlangt, die paar Beamten des Ortes, die Bürger, die Geiſtlichen, die Aerzte, die Offiziere ſelbſt und die Soldaten im Spital, alle drückten einſtimmig dieſes Begehren und die Zuverſicht aus, daß die Erfüllung nahe ſei. Für mich war dann in Oeſterreich kein Zweck des Bleibens mehr, meine Gedanken ſchweiften in's Weite, aber zunächſt immer nach Berlin, und ich ſehnte mich ungeduldig nach Heilung meiner Wunden, um nur bald dorthin zurückzukehren.

Einſtweilen aber war ich auf die Geduld des Abwartens hingewieſen, ſowohl für meinen eignen Zuſtand, als für den allgemeinen. An den beiden Offizieren, die daſſelbe Gemach mit mir theilten, hatte ich keine Geſellſchaft, ſie waren zu matt und ſtumpf, um mittheilend zu ſein; der jüngere, kaum fünfzehn Jahr alt, dem eine Kanonenkugel den Fuß zerſchmettert hatte, konnte nicht gerettet werden, da die Abnahme des Beins, die gleich in den erſten Tagen hätte geſchehen müſſen, auch jetzt noch unmöglich war, weil die chirurgiſchen Werkzeuge dazu fehlten, die man der Sicherheit wegen lieber geflüchtet hatte! Der geringe Austauſch, der zwiſchen uns Statt finden konnte, war bald erſchöpft. Die Beſuche des Amtmanns, ſeiner Frau und Tochter, und einer artigen Verwalterin, die mir bisweilen friſche Blumen brachte, füllten nur hin und wieder eine Viertelſtunde, und die langen Sommertage ſchleppten ſich leer dahin. Ich fragte nach

Büchern, und bekam eine Anzahl Cramer'scher Romane, in deren Fluth ich willig stürzte, und an eingestreute Worte von Goethe oder Schiller mich wie ein Ertrinkender heftig anklammerte; tröstlicher wurde mir ein alter Cornelius Nepos und ein eben so zerlesener Julius Cäsar, die ich mit Eifer wieder durchstudirte, und die mir in der That neu waren, da ich für ihre Kriegsgeschichten jetzt einen andern Sinn mitbrachte.

Der schwerverwundete Jüngling wurde täglich schwächer, und wiewohl er fest an seine Genesung glaubte, so gab er doch dem Rath eines alten Feldwebels nach, und wünschte den Beistand eines Geistlichen. Der Pfarrer kam, hörte die Beichte des jungen Menschen, und gab ihm dann die Absolution. Wie sehr ich es auch vermeiden wollte, so war es doch bei der Art, wie unsre Betten standen, nicht anders möglich, ich mußte die Beichte großentheils mithören, wahrscheinlich der dritte Offizier eben so, und die Heiligkeit des Geheimnisses war gewissermaßen entweiht. Es kamen nur geringfügige Sünden vor, die Aufrichtigkeit und das Zutrauen des jungen Menschen rührten mich tief; aber der ganze Vorgang, die Art wie er unternommen und abgethan wurde, gab mir keinen guten Eindruck, es war ein bloß äußerliches Werk, und machte keinen Anspruch etwas andres zu sein. Der Pfarrer fragte dann obenhin bei uns andern Beiden an, ob wir etwa seiner Hülfe benöthigt wären, und schien einigermaßen froh über die Verneinung; mit mir, dem er an der Sprache gleich anhören wollte, daß ich von draußen aus dem Reiche sei, ließ er sich in näheres Gespräch ein, er war selber auch früher am Rhein gewesen, hatte dort gute Aussichten gehabt, die aber durch die Siege der Franzosen zerstört worden; nun hatte er eine gute Pfarre hier in Oesterreich, eine zwar arbeitvolle, aber sehr gute, sagte er mit Bedeutung, doch nun käme das verfluchte Volk ihm auch bis in diese Lande nach, dem armen Orte sei französische Einlagerung schon angekündigt, das Pfarrhaus werde bei solcher Gelegenheit nicht verschont, und Küche und Keller würden sehr leiden müssen. Ich versicherte ihn, ich sähe seine Noth vollkommen ein, doch wenn nur seine Haushälterin

das kanonische Alter habe, so sei sein Fall noch keiner von den schlimmsten; er aber versetzte mit Selbstgefälligkeit, diesem Uebelstande habe er vorgesehen, und das junge Blut in Sicherheit zu Verwandten jenseits des Marchflusses geschickt. Sein fürsorglich berühriges Wesen kam auch mir zu Statten. Mich verpflichtete zu aufrichtigem Danke der Eifer, mit dem er meinem Verlangen nach Büchern zu helfen suchte, ich erhielt durch ihn Schmidt's Geschichte der Deutschen, einige Theile von Hormayr's österreichischem Plutarch, und nun hatten meine Tage wieder festen Rückhalt.

Seitdem erschien auch, von dem Pfarrer dazu ermuntert, öfters ein Franziskanermönch bei uns, nur wie zu gesellschaftlicher Freundlichkeit, aber mir auch zu wahrem Trost. Er war an Schlichtheit und Gutmüthigkeit ein ächtes Bild des Lessing'schen Klosterbruders, kannte das Leben genug, um zu wissen, was den Menschen, den höchsten wie den geringsten, noth thut, und ging immer auf dies Wesentliche hin, um das Aeußerliche wenig bekümmert, und kaum davon gestört. Mit Vergnügen hört' ich ihm zu, und gern beantwortete ich seine wohlmeinenden, nie unbescheidnen Fragen. Seine gelehrten Kenntnisse waren erbärmlich, er theilte arglos mit, was er gläubig überkommen hatte; und so gab er mir in kurzen Worten einen Abriß der Luther'schen Reformation, den kein Protestant sich hätte träumen lassen, alles lief auf kleine Eifersuchten der Mönchsorden, auf einige Kloster- und Hofränke hinaus, und das Unbegreifliche war nur, wie dergleichen in der Welt hatte so groß und wichtig werden können; die dogmatischen Unterschiede kannte er doch recht gut, und über Luther's Person sprach er billig. Indem ich über den guten Alten lächeln mußte, fand ich ihn doch eben so unterhaltend als ehrwürdig, seine Nähe that mir wohl, und wenn sein Verhalten zu den Menschen durchaus liebevoll erschien, so gab seine Fassung in Betreff eignen Lebens und Sterbens ein schönes Beispiel der ruhigsten Ergebung. Ich konnte über sein Kloster wenig von ihm erfahren, nur soviel entnahm ich aus einzelnen Andeutungen, daß man in früherer Zeit ihm allerlei Widriges angethan, in seinen spätern

Jahren aber ihn unangefochten habe gewähren lassen; das Kloster war übrigens durch die Weltereignisse sehr herabgekommen, und schon lange dem Aussterben nahe, da war den mönchischen Leidenschaften und Händeln das Gebiß der Noth angelegt.

Ein Versuch, den ich machte, an Krücken zu gehen, fiel nach Wunsch aus, und mit Wonnegefühl betrat ich den kleinen Blumengarten unter meinem Fenster, dann den Schloßhof, und endlich das freie Feld, unter schattigen Bäumen das sonnenbeschienene Land überschauend, zu den duftigen Anhöhen hin, wo noch vor kurzem der Kanonendonner getobt hatte. Ungeachtet meiner Rührung und Sehnsucht, denen der Friede schmeichlerisch erschien, konnt' ich mich doch des Wunsches nicht erwehren, daß der Krieg sich erneuern möchte, denn die lockenden Bilder der Ruhe fanden nirgends einen Boden, wo sie sich hätten niederlassen können. Auch im Orte selbst war alles wieder voll Sorgen und Bewegung, die Franzosen rückten heran, zwar in friedlicher Ordnung und in Folge des Waffenstillstandes, aber man sah ihnen doch mit Furcht entgegen. Der Amtmann, dem aus Wien bei jetzt offnen Wegen eine hübsche Verwandte zu Besuch gekommen war, und der mich, seit ich ausgehen konnte, täglich einzuladen pflegte, stellte seine Einladungen jetzt ein, und beeilte die hübsche Base, nach Wien zurückzukehren; dagegen nahm er drei verwundete französische Offiziere in's Haus, um die sich niemand bekümmert und von deren Anwesenheit im Spital ich gar nicht gehört hatte. Nun macht' ich doch Bekanntschaft mit ihnen, und sie wollten, ich sollte mit ihnen essen, was ich ablehnte; mein Nothbehelf war der Mittagstisch des Pfarrers. Hier war die Kost gar nicht schlecht, und der Landwein gut, einige Gäste ließen sich beides schmecken; auch der Franziskaner war dabei, ein Mitbruder meines vorhinerwähnten, aber sehr verschieden von ihm: hager, gierig-scharfen Blickes und bleichgelben Gesichts, gab er das Bild des Neides zu erkennen, und offenbar war der Gegenstand desselben unser guter Wirth, dessen Lage und Wohlsein er stets mit bittrem Rückblick auf sich selbst betrachtete, er gestand mir, eine Pfarrei sei

das höchste Ziel seiner Wünsche gewesen, und diese war ihm nie geworden, und nun, bis zu seinem Tode, war immer nur das Kloster sein beschieden Theil, mit allen Entbehrungen und Unterwerfungen, denen der Pfarrer sich entrückt fühlte; die augenblickliche Verstörung des letztern wegen der Ungewißheit in Betreff der Franzosen war dem Schadenfrohen ordentlich ein kleiner Trost! Als wir die Dinge, welche da kommen sollten, hin und her besprachen, und der Franziskaner sich für den nächsten Tag, als dem für die Ankunft der Franzosen anberaumten, bei dem Pfarrer wieder zu Tisch ansagte, um durch ein paar französische Redensarten, die er wüßte, zur Dolmetschung behülflich zu sein, erscholl plötzlich Trompetengeschmetter, und die ganze Gesellschaft fuhr erschrocken empor und stürzte nach den Fenstern. Stattliche Reiterzüge schwenkten eben um die Ecke und rückten stracks vor das Haus, es waren Jäger, der Oberst und mehrere Offiziere saßen ab, und ehe man sich noch besinnen konnte, waren sie im Zimmer. Der Oberst entschuldigte sich mit beflissener Höflichkeit, daß er beschwerlich falle, auch daß er einen Tag früher komme, allein er habe die bisherigen Quartiere schon heute räumen müssen, übrigens werde er und die Seinigen leicht zu befriedigen sein. Diese Rede verstand unter allen Anwesenden nur ich, und natürlich übernahm ich das Amt eines Dolmetschers. Ein neues Mittagsmahl wurde in kürzester Zeit aufgetragen, und ich bewunderte nur, wo dasselbe so schnell herkam; aber der Pfarrer hatte klüglich vorhergesorgt, Wildpret, Fisch und Pasteten kamen zum Vorschein, und der Franziskaner sah mit wiederholten Ausrufungen staunenden Neides all den Segen an. Nach geendigter Mahlzeit wurden die Zimmer besehen und der Raum etwas enge gefunden, und da der Oberst hörte, der Amtmann habe schönere Wohnung, so dankte er dem Pfarrer verbindlichst für die erste Bewirthung, versicherte aber, es sei gegen seine Grundsätze, sich bei den Geistlichen einzuquartiren, besonders der ehrwürdige Stand der Pfarrer müsse geschont werden, und er wolle sich lieber bei dem Amtmann behelfen. Dieser war nicht wenig erschrocken, noch vor Abend die zahlreichen Gäste bei sich einrücken zu

ſehen, aber jeder Widerſpruch wäre vergeblich geweſen, auch mußten die drei Verwundeten dort bleiben, und ich, der öſterreichiſche Offizier, den man geglaubt hatte bei Seite halten zu müſſen, war der nothgedrungene tägliche Gaſt der Fremden!

Der Oberſt gehörte einer leicht zu durchſchauenden Menſchenart an, die mir ſchon öfters bei Kriegsleuten vorgekommen war. Als ein tapfrer Haudegen hatte er ſich von untenauf emporgeſchwungen, und wußte wohl, daß nur ſeine kriegserfahrne Tapferkeit ihn zu ſeiner jetzigen Stellung geführt, wo doch auch andre Eigenſchaften, und mit jedem Tage mehr, gefordert ſchienen. Sein Ehrgeiz war, ſich durch ungemeine Höflichkeit und den Ausdruck menſchenfreundlicher Geſinnungen das Anſehn höherer Bildung zu geben, und dies gelang ihm ſo ziemlich, wiewohl ſeine Uebertreibungen ihn dem Kundigen doch allzu leicht verriethen; dabei wollte er in der Wirklichkeit nichts einbüßen, und wußte ſein Behagen und ſeinen Vortheil trefflich wahrzunehmen. Gegen die wohlerzogen und unterrichteten jungen Leute, welche jetzt immer häufiger aus vornehmen Familien und höheren Lehranſtalten gleich als Offiziere bei den Regimentern eintraten, hatte er einen entſchiedenen Haß, und ſetzte ſie vielem Ungemach und harten Prüfungen aus, indem er perſönlich die größten Artigkeiten an ſie verſchwendete, mit denen er ſie zum Beſten zu haben meinte, ihnen aber ſelber auch wieder lächerlich wurde. Dieſe Gelbſchnäbel, ſagte er, ſeien das Verderben des Heeres, und der Kaiſer thue unrecht, ſie ſo ſehr zu begünſtigen, man müſſe ihnen die feine Erziehung erſt mit dem Säbel abwiſchen und ihrem Hochmuth etwas zur Ader laſſen, dann würden ſie erſt brauchbare Soldaten. Er hatte ein paar ſolcher Herrchen in der Nähe, auf die er und ſeine ihm gleichgeſinnten alten Schnurrbärte ein ſcharfes Auge hatten.

Im täglichen Verkehr mit dieſen Leuten ſtellte ſich bald ein näheres Vertrauen ein, man that ſich um meinetwillen in Meinungen und Urtheilen keinen Zwang an. Ich hörte mit heimlicher Freude, wie große Unzufriedenheit doch über-

haupt im Heere herrschte, wie wenig noch im Ganzen die Franzosen dem Willen Napoleon's entsprachen, wie viel Freiheitssinn neben dem Kriegsgehorsam fortbestand. Die Klage über die Verschlechterung des Heeres war allgemein, und kein Zweifel über die Ursachen, als welche man Napoleon's Hoffahrt und Verblendung angab, die ihn vergessen ließen, daß er vor allem Feldherr und dadurch Kaiser sei, und daß Verdienst anerkennen und belohnen besser sei als Gunst austheilen. Unbestritten wurde der Satz aufgestellt, eine Division der republikanischen Heere Bonaparte's, Moreau's, Jourdan's habe so viel gegolten, wie jetzt drei oder vier in dem Heere des Kaisers. Auch über die neuesten Kriegsvorfälle erfuhr ich merkwürdige Bekenntnisse, von denen die Napoleonischen Bulletins keine Ahndung zuließen; eine Uebermacht französischer Küirassiere war durch die österreichischen Husaren von Blankenstein zusammengehauen worden, hier hatte das Fußvolk seine Schuldigkeit nicht gethan, dort ein General Dummheiten begangen, ja der Kaiser selbst nur schlechte Arbeit gemacht. Sie ließen sich in Betreff der Thatsachen nichts einreden, sie wußten recht gut und sagten es dürr heraus, daß Napoleon ein Schalk sei. Dagegen nahmen sie in andrer Richtung blindlings an, was er ihnen hinwarf. In einem seiner Bulletins hatte Napoleon den Krieg des Kaisers von Oesterreich gegen ihn als einen Aufstand bezeichnet, denn der Kaiser Franz sei ein Lothringer, und Lothringen gehöre zu Frankreich; die Richtigkeit und Macht dieser Folgerung galt für unantastbar, und da ich die Frage: „Ist er ein Lothringer oder nicht?“ nur bejahen konnte, so wurde jede weitere Erörterung abgelehnt und für Sophisterei erklärt. Am hartnäckigsten waren hierin ein Rittmeister aus dem Elsaß und ein Wundarzt aus Worms, sie setzten den Streit gegen mich in deutscher Sprache fort, und der Oberst mußte ihnen zuletzt Schweigen auferlegen. Der Wundarzt besonders, der sich volksthümlich ganz als Deutscher fühlte und die Franzosen geringschätzte, wollte politisch alles Recht auf ihrer Seite sehen, und meinte, eine deutsche Sache gäbe es nicht.

Mit jedem Tage wurden meine Wunden besser, das schönste Wetter begünstigte die Heilung; ich konnte in kurzem die eine und bald auch die andere Krücke ablegen. Ich hatte die enge Krankenstube des Spitals verlassen, und ein heitres Zimmer bei dem Verwalter bezogen, dessen Familie mir keine noch wünschbare Pflege fehlen ließ. Daß der Frieden mittlerweile unterhandelt wurde, war bekannt, allein das Ergebniß schwebte in noch unsichrer Ferne; die österreichischen Streitkräfte, deren Oberbefehl der Erzherzog Karl abgegeben hatte, zogen sich nach Ungarn zusammen, um neue kriegerische Stellung zu nehmen, und was noch mehr an dem Frieden zweifeln machte, man war wegen einer persönlichen Auswechselung der Kriegsgefangenen übereingekommen, da man bei zuverlässiger Friedensaussicht eher die Freilassung in Massen würde festgesetzt haben. Die Umstände bedingten meine Lage sehr eigen; die Franzosen waren in Folge des Waffenstillstandes nach Zistersdorf gekommen, das Spital hätte alle Zeit gehabt weiterzuziehen, nur aus Schonung für die vielen Schwerleidenden und im Vertrauen auf den Schutz der französischen Befehlshaber war es dageblieben. Nun aber erklärten die Franzosen uns alle für kriegsgefangen, und unser Einspruch wurde nicht angenommen. Ich gedachte mich so gutwillig dem Unrechte nicht zu fügen, und traf mit einem braven Bürgersmanne die Abrede, daß er mich in einer dunkeln Nacht über den Marchfluß nach Ungarn fahren sollte, wie es ihm schon mit ein paar Genesenen glücklich gelungen war. Dem Obersten hatte ich wiederholt erklärt, ich betrachte mich als frei, und er hätte mir es kaum verdacht, wenn ich mich ohne Abschied entfernt hätte. Zum Unglück erhielt er unvermuthet aus Wien den Befehl, alle Oesterreicher, deren Fortschaffung aus dem Spital möglich wäre, zum Behuf der Auswechselung sofort nach Wien zu senden. Eine meiner Wunden war noch offen, aber das konnte nicht hindern, der Oberst bewirthete mich noch zu guter Letzt, und mit seinen besten Glückwünschen, unter dem lauten Weinen der Frau und Tochter des Amtmanns nahm ich Platz auf dem Vorspannswagen, neben dem ein französischer

Jäger ritt. Mein Bedienter Lorenz begleitete mich; er hatte bis dahin sein Gewehr vor dem Feinde zu bewahren gewußt, und fand Mittel, dasselbe auch hier sicher im Stroh zu verbergen und mitzunehmen. Wir kamen ohne weiteres Ereigniß am 14. August mit der Dämmerung in Wien an.

Achtzehnter Abschnitt.

Wien.

1809.

Nach der traurigen Fahrt über einen Theil des stillen verödeten Schlachtfeldes von Wagram und gegen die Donau hin, wo die unheimlich einsame Gegend nur düstre Bilder aufkommen ließ, überraschten die starkbefahrnen Donaubrücken und sodann die erfüllten Straßen von Wien mich mit neuen Lebenseindrücken, und ich mußte mir sagen, daß in dieser noch ungekannten Welt mir zunächst eine neue Wendung meines persönlichen Geschickes zu gewärtigen sei, wobei die größten Wechselfälle vorhanden, und mein eigner Wille wie meine Thätigkeit so gut wie ausgeschlossen waren. Doch für diese Gedanken blieb nur wenige Zeit, wir hielten vor der französischen Kommandantur, ich vernahm, daß die Auswechselung der Kriegsgefangenen schon im Gange sei, und wurde vorläufig, bis die Reihe an mich käme, in der Stadt einquartirt.

Dies geschah bei einem Gastwirthe, einem reichen Bürger, der vor dem Kriege aus brennendem Vaterlandseifer eine Summe von zwanzigtausend Gulden zu den Rüstungen geschenkt, und jetzt, um nur keine Franzosen aufnehmen zu müssen, abermals eine große Summe geopfert hatte, um sich von aller Einquartirung loszukaufen. Das Quartiramt ließ ihm sagen, man wisse wohl, daß er von solcher Belastung

frei sei, aber das Zutrauen zu seiner Vaterlandsliebe lasse hoffen, daß er einen verwundeten „Unsrigen" dennoch gern aufnehmen werde. „Nun", sagte der Mann, „wenn man so gut von mir denkt, so will ich es auch wahrmachen!" und als er meinen Tschako sah mit dem Namenszeichen des Kaisers Franz, und den Doppeladler auf dem Schlosse meiner Degenkuppel, konnte er sich der Thränen kaum erwehren. Er umarmte mich, führte mich zu seiner Familie, ließ mir ein schönes Zimmer anweisen, und war mit den Seinigen bestens für mich bemüht. Die Frau, eine ächte Wienerin, fragte und sagte Dinge, die mich in eine ganz eigenthümliche Volks- und Sittenart blicken ließen; die bildschönen Töchter dagegen hatten schon mehr Erziehung, und ihre unschuldige Lebhaftigkeit äußerte sich mit anmuthiger Zurückhaltung, es ließ sich mit ihnen allerliebst plaudern.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft war Napoleon's Geburtsfeier, und es war alles angeordnet, um dieselbe auf das prächtigste zu begehn. Soweit die Anstalten unmittelbar von den Franzosen ausgingen, kam freiwilliger Eifer dem Gebot reichlich entgegen, allein wo die wiener Bürger mit betroffen waren, da zeigte sich nur Unwillen und vielfaches Widerstreben. Mein Wirth war in Verzweiflung, sein Haus Abends erleuchten zu müssen, konnte sich aber doch der allgemein angeordneten Maßregel nicht entziehen. Die Neugier der Töchter brachte den guten Vater sogar dahin, daß er mit ihnen ausging, um die Beleuchtung auf ihren glänzendsten Stellen und besonders auf der Bastei zu sehen, wo man den freien Ausblick über die Glacis hinweg nach dem Rundgemählde der Vorstädte genoß. Wir waren noch nicht weit gekommen, als der eifrige Bürger, durch die vielen Lichter und Lichtgebilde, die alle dem Feinde zu Ehren brannten, ganz außer Fassung gesetzt, im höchsten Unmuth erklärte, er gehe nicht weiter, mir die Töchter anvertraute und nach Hause eilte. Die schönen Kinder schmiegten sich fest an mich; wir begegneten einigen ihrer Bekannten, vor denen sie auf die Begleitung ihres österreichischen Offiziers etwas stolz thaten, und als das Gewühl auf der Kärntnerthor-Bastei allzu groß wurde, suchten und fanden wir eine ziemlich ein-

same Bank, wo wir unbeläſtigt ausruhen konnten. Wir beſprachen das Feſt, die wiener Lebensweiſe, die Verhältniſſe des Hauſes; die jüngere Schweſter wollte auch von mir allerlei wiſſen, und ich mußte von meinen letzten Schickſalen umſtändlich erzählen, man geſtand, daß man mir gern zuhöre, daß man meine Sprachweiſe ſo hübſch fände; hiezu ſtimmte die ältere Schweſter lebhaft ein. Es verging eine geraume Zeit, die mir ſehr kurz erſchien. Nur wenige Spazirgänger waren an uns vorbeigekommen, ſie hatten unſer und wir ihrer nicht geachtet. Plötzlich aber ſtanden ein paar junge Damen, von einem franzöſiſchen Offizier geführt, vor uns ſtill, die eine ſah mir näher in's Geſicht, und „Wahrhaftig, Sie ſind es!“ rief ſie aus, ließ ihren Begleiter los, umarmte mich, und gab mir einen Kuß. Es war die Baſe des Beamten aus Ziſtersdorf, ich erkannte ſie gleich, nur blieb ihr lebhaftes Bezeigen mir befremdlich, denn unſere kurze Bekanntſchaft war in ganz äußerlichen Formen ſtehn geblieben, ſie jedoch fuhr fort, mich mit ſchmeichelnder Freundlichkeit zu überſchütten, und von unſrem Zuſammenleben in Ziſtersdorf wie von einer Wonnezeit zu reden; ich war nicht ſo verblendet, um nicht bald einzuſehen, daß ich hier nur als Mittel gebraucht wurde, und daß unſre angebliche Vertrautheit entweder dem Franzoſen oder der Begleiterin vorgeſpielt wurde, ein Zweck, dem ich ohne die größte Unhöflichkeit mich nicht entziehen konnte. Nach einer Weile, als ich meinen Beſuch verſprochen, und die Angabe der Wohnung empfangen hatte, ſchieden wir unter eifrigen Händedrücken, und ich begann nun meinen Begleiterinnen lachend zu erklären, wie jene Bekanntſchaft eigentlich geweſen. Doch wie groß war mein Erſtaunen, wie bewegt mein Gemüth, als ich bemerkte, die jüngere Schweſter wehre vergeblich ihren Thränen. Ich empfing auf meine antheilvollen Fragen nur ablehnende Antwort, und ich fühlte wohl, daß hier ein dringenderes Forſchen nichts nützen würde. Die ältere Schweſter verhielt ſich gleicherweiſe ſchweigſam, und ihre Kälte ließ erkennen, daß auch ſie wenig zufrieden ſei. So kamen wir in nicht angenehmer Stimmung nach Hauſe, wo noch alles im hellſten Lichtglanze ſchimmerte, und der Vater die Mädchen zu Bette

gehen hieß, mich aber in ein besonderes Kämmerchen aufnahm, wo er mit ein paar vertrauten Freunden in gutem Weine die Gesundheit des Kaisers Franz und der Erzherzoge trank.

Am nächsten Tage meldete ich mich bei dem Generalmajor Freiherrn von Rothkirch, der von österreichischer Seite mit der Auswechselung der Kriegsgefangenen beauftragt war. Ich stellte ihm vor, daß ich mich als solchen nicht bekennen dürfe, und nur die französische Willkür uns in Zistersdorf Vorgefundene dafür anspreche; allein er zuckte die Achseln, meinte, hier sei die Willkür mit der Macht verbunden, wir dürften nicht neue Schwierigkeiten machen, und die Hauptsache bliebe, daß ich nur schnell wieder zum Regimente käme. Da der General so urtheilte, und gewiß ganz der Sachlage gemäß, so kam es mir nicht zu, fernere Einsprache zu thun, und ich beschloß, den Geschäftsgang der Auswechselung ruhig in Wien abzuwarten. Doch erklärte ich, meinen Degen würde ich nicht ablegen, und trug ihn wirklich immerfort und unangefochten. Ich war nämlich, da mein Gepäck mit dem des Regiments gleich im Beginn der Schlacht war zurückgeschickt worden, auf die Kleidung beschränkt, die ich im Augenblicke meiner Verwundung angehabt, und machte mit meinem zerschossenen grauen Ueberrock und abgetragenen Tschako eine klägliche Figur, die nur durch den Degen etwas gehoben wurde. Auch freuten sich die Leute, einen bewaffneten kaiserlichen Offizier zu sehen, und wo ich ging und stand, hört' ich die Worte: „Das ist ein Unsriger!" und freudiger Blick und Gruß und Zuruf bezeigten die Theilnahme, welche allgemein für das österreichische Heer empfunden wurde. Zwar hätte ich viel bequemer und schicklicher mich in gewöhnliche Bürgerkleidung gesteckt, allein diese neu anzuschaffen ging weit über meine Kräfte, und die wenigen Gelder, die ich noch hatte oder in Wien beziehen konnte, waren für dringenderes Bedürfniß anzuwenden oder aufzusparen. Ich machte demnach alle meine Gänge und Besuche in jenem schlechten, aber militairischen Aufzuge, und die Leute, mit denen ich zusammenkam, freuten sich des Trotzes, der darin zu liegen schien, und diejenigen, die ich in's Vertrauen zog,

waren nicht wenig erstaunt, anstatt des Trotzes nur Armuth zu finden! —

Jener Napoleonsabend hatte mir meinen Wirthsleuten gegenüber eine Befangenheit gegeben, welche sich in den nächsten Tagen nicht minderte; jeder Ernst lag mir fern, Scherz und Leichtsinn wären hier Frevel gewesen, und so blieb nichts übrig, als einander zu vermeiden. Unter diesen Umständen war es mir nur erwünscht, als ich in den nächsten Tagen umquartirt wurde; ich nahm von den guten Leuten herzlich Abschied, versprach sie zu besuchen, und zog bei dem Grafen von Gatterburg ein.

Auch hier fand ich die günstigste Aufnahme, mir wurde meine Eigenschaft als österreichischer Offizier hoch angerechnet, und daß ich „aus dem Reiche" war, stand ebenfalls in besonderem Werthe, weil damit ein Vorurtheil von Bildung und Thätigkeit sich verknüpft hatte. Der Graf von Gatterburg, der die feindliche Einquartirung möglichst entfernt von sich hielt, kam mir gleich mit dem Wunsch entgegen, daß ich an seinem Tische vorlieb nehmen möchte; er hatte sich in den obersten Stock seines großen in der Dorotheengasse gelegenen Hauses zurückgezogen, und führte hier, abgesondert und fast versteckt, das behaglichste Leben fort, sah wenige vertraute Gäste bei sich, und vergaß beim üppigen Mahle die Stürme, welche draußen tobten. Er hatte gedient, war als Offizier nach Venedig gekommen, und als ein schöner, lebhafter Mann dort einer Erbtochter des Hauses Morosini werth geworden, die Heirath hatte ihn längere Zeit an Venedig gefesselt, seit kurzem lebte er aber wieder in Wien, während seine Gattin auf ihren großen Besitzungen im Venetianischen verweilte. Er haßte die Franzosen und ihren Kaiser mit dem doppelten Hasse des Oesterreichers und Venetianers, hatte jedoch in der angenommenen letztern Eigenschaft auch gegen die österreichische Herrschaft schon manche Abneigung eingesogen, und seiner Wiener Behaglichkeit etwas italiänisches Mißvergnügen beigemischt. Da wir oft allein aßen, und nach dem Essen der Kaffee sich tief in den Nachmittag zu verlängern pflegte, so fehlte es nicht an Zeit und Gelegenheit zu mancher vertraulichen Mittheilung, ich wurde über die innersten Verhältnisse

des Landes und der Regierung auf die unmittelbarste Weise aufgeklärt, durch Erzählung von Thatsachen, in welchen, sie mochten wichtige oder geringere Gegenstände betreffen, für mich immer etwas Bezeichnendes lag. Bisweilen verlor er sich in alterthümliche Untersuchungen, erörterte den Ursprung der Geschlechter, seines eigenen und der Morosini, holte Diplome und Urkunden hervor, und eines Tages auch ein schönes Manuskript, die Denkwürdigkeiten des Helden Morosini, der den Türken die Halbinsel Morea glücklich abgerungen, und dafür den Beinamen der Peloponnesische empfangen; der Graf wollte mir dieses Manuskript jedoch auf keine Weise zum Lesen anvertrauen, dieser geschichtliche Inhalt schien ihm kostbarer als die Tagesgeheimnisse der österreichischen Monarchie, und meine Neugier mußte sich an einigen flüchtigen Einblicken genügen lassen. Er wußte nicht, und ich damals ebensowenig, daß das Buch längst im Druck erschienen war.

Das Haus hatte mehrere Miether, mit denen ich nothwendig Bekanntschaft machen mußte. Ein wohlhabender Baron bewohnte den ersten Stock, war aber nie zu sehen, sondern brachte den ganzen Tag und oft auch die Nacht in einer chemischen Küche mit alchemistischen Versuchen zu. Seine Frau hingegen war gesellig, wünschte die Huldigungen, welche früher ihre Schönheit empfangen, fortgesetzt zu sehen, und konnte nicht umhin zu bekennen, daß die Franzosen in Betracht der Artigkeit und Feinheit den plumpen Wienern sehr vorzuziehen wären, sie rühmte besonders ihre jetzige Einquartirung, einen jungen Mann von gewiß vornehmer Herkunft, denn sonst würde er so früh nicht den hohen Verwaltungsposten erlangt haben, den er bei der Garde des Kaisers bekleide. Diesen Bemerkungen war im Allgemeinen nicht zu widersprechen; doch als ich gleich darauf den belobten Franzosen zu sehen bekam, durft' ich die Richtigkeit der Anwendung wohl etwas in Zweifel ziehen; es war ein schlanker rothbäckiger Bursche, überschwänglich in Höflichkeiten und dreisten Schmeicheleien, des Bodens, auf dem er stand, allerdings wie es schien schon kundig und sicher, und von der Dame mit lächelnder Zufriedenheit aufgemuntert. Er führte

das große Wort bei Tisch, begleitete die Baronin auf die Bastei und in's Theater, und wurde wie ein Mitglied der Familie gehalten. Die Freude dauerte nicht lange. Eines Tages, als ich die Treppe hinaufgehen wollte, rief mich die Baronin zu sich hinein, ich fand sie in aufgebrachter Stimmung, sie hatte vor Aerger geweint, doch jetzt flammte nur Zorn in ihren Augen, und rief mit Heftigkeit: „Wissen Sie denn, wie mir's ergangen ist? Der Schlingel von Franzos, der sich bei mir eingeschlichen hat, wissen Sie, was er ist? Garde-magasin nennen's die Leute, ich hab' Wunder geglaubt, was das ist, ich hab' mir nicht träumen lassen, daß das nur so ein „kleines Vieh" ist, wie ich jetzt erfahre! Und er untersteht sich, und kneipt meinem Kammermädel in die Backen! Nein, ich möchte Gichter kriegen! Auf der Stelle müssen mir Beide aus dem Hause, das Mädel ist schon fort, und der Franzos soll umgelegt werden, das Quartiramt hat's mir versprochen!" Ich sollte nun geloben, mit dem Menschen kein Wort mehr zu wechseln, ja ich sollte als Oesterreicher ihm zeigen, daß wir ihn als unsern Feind haßten, ihn als Menschen verachteten. Ich konnte die unerwartete Zumuthung nur sonderbar und mich zu dem plötzlichen Ritterthum aus keinem Grunde verpflichtet finden, lehnte dasselbe daher so glimpflich als möglich ab, wiewohl mir nicht entging, daß ich selber dadurch in der bisherigen Gnade merklich sank. Bald hatte ich dieselbe ganz verloren, und wurde nicht mehr eingeladen; vielleicht war inzwischen auch in Betreff meiner die Entdeckung geschehen, daß ich im Grunde doch nur so ein „kleines Vieh" sei. — Mit einer andern Familie, die im Hause wohnte, wurde ich ebenfalls bekannt, und behielt mit den braven liebenswürdigen Leuten ein gutes Verhältniß noch über die Dauer meines damaligen Aufenthalts hinaus. —

Bei dem Grafen von Gatterburg sah' ich öfters zwei ihm verwandte Damen, Mutter und Tochter, von denen die letztere, Gräfin Laura, durch Schönheit, muntre Laune und klaren Verstand einen sehr angenehmen Eindruck machte. Sie war bei der letzten Bombardirung Wiens durch ein Stück einer gesprungenen Haubitzgranate am Bein verwundet

worden, und hinkte noch etwas davon, wiewohl die Wunde schon geheilt war; ich befand mich in gleichem Falle, und so wurden wir scherzend als zusammengehörige Kriegsgenossen anerkannt. Der Scherz leitet in solchen Gelegenheiten oft nur den Ernst ein, der für sich vielleicht gar keinen Zugang fände, und in der That fühlten auch wir bald einen gegenseitig annähernden Zug, der aber nur eine freundliche Offenheit und ein gutes Vertrauen zum Ergebniß hatte, wie sie denn bald wegen einer Bewerbung, die um sie geschah, und gegen die sie nicht gleichgültig zu sein bekannte, mich um Rath fragte, den ich nur günstig ertheilen konnte, mit den eifrigen Wünschen der Mutter übereinstimmend, wiewohl aus andern Gründen als den ihrigen. Auf dieses Verhältniß, dessen ich hier nur vorläufig erwähne, wird weiterhin noch zurückzukommen sein. —

Außer mir waren noch drei polnische Offiziere bei dem Grafen einquartirt, ein Saal zwischen unsern Zimmern diente uns als gemeinschaftlicher Eingang, und man konnte nicht umhin, sich hier zu begegnen; dem Gruße folgte Gespräch, und das zufällige Zusammentreffen wurde absichtliches. Die Polen waren Männer von Auszeichnung und Bildung, sie ließen sich auf allgemeine Ansichten ein, auf Geschichts- und Rechtserörterung, und von einem Norddeutschen, einem Preußen, der ich ohne Frage sein mußte, glaubten sie manches vernehmen zu können, was ihrem Sinn oder wenigstens ihrer Neugier entspräche. Wir waren bald in so weit einverstanden, daß wir, wie auf dieses Saales Boden, auch oft auf dem der Vaterlandsliebe uns recht gut zusammenfanden, dann aber freilich nach verschiedenen Richtungen gingen. Sie waren leidenschaftlich für ihr Land, für ein selbstständiges, freies Polen begeistert, und hingen den Franzosen nur an, sofern diese unbezweifelt sich als die thätigsten Freunde und Förderer der polnischen Sache erwiesen. Sie fanden mich in meinem vollen Rechte, ein Deutscher sein zu wollen, bestritten mir aber, dies in Oesterreich sein zu können, wo die deutsche Sache von jeher nur geopfert oder beschädigt worden sei; sie führten frühere Ereignisse schlagend an, die Preisgebung des deutschen Reiches während des

Rastatter Kongresses, die Auslieferung der Festungen an den Reichsfeind, ja selbst die Niederlegung der Kaiserkrone vor dem Preßburger Frieden, ich hatte es mit unterrichteten Sachwaltern zu thun! Ich setzte ihnen die Behauptung entgegen, der jetzige Augenblick sei ein andrer, ein ganz neuer, der sich von aller Vergangenheit ablöse; hätten früher die Völker ohne und wider ihren Willen den Zwecken der Fürsten gedient, so dienten jetzt unwillkürlich die Fürsten dem Volksthume, und ihre Dienste seien wohl anzunehmen. Wir gingen hierauf in die Geschichte der französischen Revolution zurück, und fanden hier unsre Sympathieen wunderbar übereinstimmend, unsre Urtheile über Menschen und Vorgänge meist ganz dieselben. Wir erkannten uns in Grundsätzen und Interessen mehr mit einander verbunden, als jene es mit ihren französischen Kampfgenossen, ja mit manchen ihrer polnischen Landsleuten waren, und als ich es mit den meisten meiner österreichischen Kameraden sein mochte. Und doch waren wir jeden Augenblick gewärtig und bereit, in feindliche Stellung auseinander zu treten, und uns wechselseitig zu tödten, zu beschädigen! Ein Widerspruch, den wir nicht lösen, dem wir uns nicht entziehen konnten, den wir sogar mit Willen festhielten, der aber unsern friedlichen Umgang nicht störte, sondern vielmehr erhöhte. Daß über den Kämpfenden ein Höheres schwebt, für das beide Theile streiten, daß die Geschichte für ihre einfachen Ergebnisse widerstrebender Richtungen bedarf, und auch die scheinbar überwundene das Drama fördern hilft gleich der augenscheinlich siegenden, dieser Trost der geschlagenen dämmerte mir aus unsern Betrachtungen damals auf; in der That ließ Wien inmitten der Unterdrückung manchen Funken leuchten, der ohne sie nie hervorgesprüht wäre! —

Ich sah mich schon in größeren Kreisen um, und konnte Leben und Treiben der Wiener auf den reichsten Schauplätzen beobachten. In dem Banquierhause, dem ich empfohlen war, und durch das ich eine geringe Geldhülfe zu beziehen eilte, machte ich manche Bekanntschaften, und Herr Leopold von Herz erbot sich, mich im Arnstein'schen Hause einzuführen. Ich lehnte seinen Antrag ab, und ging allein hin. Man

hatte mir nämlich von Hamburg her die Bemerkung nicht erspart, wie es nun recht bedauerlich sei, daß ich durch gewisse Schroffheiten die schätzenswerthesten Empfehlungen, nämlich an das Haus Arnstein und Eskeles, mir verschlagen habe, und deutete mir Umwege an, wie solche vielleicht noch zu erlangen wären. Dies verdroß mich, und ich wollte nun den Zweck, dessen Werth ich ohnehin noch als sehr problematisch ansah, nur durch mich selbst erreichen. Ich ließ mich bei Frau von Arnstein melden, und sagte ihr einfach, woher und wieso ich nach Wien gekommen, und daß ich ihre Bekanntschaft zu machen schon längst gewünscht. Die erfahrne Weltdame war kaum befremdet, sondern gleich leidenschaftlich entzückt, nur wieder eine österreichische Uniform zu sehen; denn, unter die Gewalt der Franzosen gebeugt und von Franzosen umschwärmt und umlagert, nährte und äußerte sie den glühendsten Haß gegen das Volk und insbesondere gegen Napoleon. Ich fragte nach Frau von Schlegel, der Gattin Friedrich's, die ich im Arnstein'schen Hause gastlich aufgenommen wußte, während der Mann den Kriegsereignissen nach Ungarn gefolgt war. Sie wurde gerufen und erschien, sie erkannte mich auf den ersten Blick, senkte aber traurig den Kopf, und sagte mit herbem Vorwurf: „Ich weiß noch recht gut, wie Sie in Dresden auf der Galerie die französischen Truppen lobten, mir zum Schmerz und Verdruß, aber das dacht' ich nicht, daß ich Sie selber hier unter ihnen finden würde!" Durch den wunderlichsten Irrthum hielt sie mich für einen französischen Offizier. „Aber was reden Sie denn", rief Frau von Arnstein, „sehen Sie denn nicht, daß es ein Unsriger ist?" Frau von Schlegel blickte auf, und wie von einer Last befreit überließ sie sich der lautesten Freude. Nun begann ein Fragen und Erzählen, an welchem bald alle Anwesenden Theil nahmen, besonders aber Frau von Arnstein, deren Interessen stets heftig, vollgiebig und für den Augenblick ausschließlich waren. Die ausgezeichnete Frau und ihre gesellige Kraft und Wirksamkeit ist schon anderweitig geschildert worden; hier füge ich nur die Bemerkung bei, daß die Anwesenheit des Feindes den geselligen Glanz des Hauses nicht störte, sondern in manchem

Betracht sogar erhöhte. Man mußte mit den Franzosen verkehren, man konnte sie nicht abweisen, es war wichtig und nebenher angenehm, sich mit ihnen gut zu stehen, ihre Generale und Oberbeamte, wie ihre jungen Elegants, zum Theil aus alten vornehmen Geschlechtern, wußten sich in der Gesellschaft geltend und den Grund ihrer Anwesenheit vergessen zu machen. Der Haß der Wirthin gegen den Kaiser wurde als die liebenswürdige Thorheit einer Frau lachend hingenommen, ja nicht selten stimmten vornehme Franzosen in die bösen Reden ein, mit denen jene nicht karg war. Es war ein seltsames Verhältniß, das überall, wo die Gebildeten zweier kriegführenden Nationen friedlich zusammenkommen, mehr oder minder hervortreten muß, das die Franzosen aber besonders geeignet sind anzubauen. Die Wiener ihrerseits, anstatt sich zurückzuziehen, strömten eifriger als je herbei; es war der augenscheinlichste Gewinn, mit den unvermeidlichen, und hinwieder so anziehenden Feinden sich im fremden Salon zusammenzufinden, der für viele andre die Aufnahme und Bewirthung dieser Gäste abmachen zu wollen schien.

Auf ähnliche Weise, wie bei Frau von Arnstein, nur in etwas minderem Maße, ging es bei ihrer Schwester Frau von Eskeles und bei ihrer Tochter Frau von Pereira gesellschaftlich her. Ich war in beiden Häusern günstig aufgenommen, und fand mich von den gewählten kleineren Kreisen mehr angezogen, als von dem großen Durcheinander bei Arnstein's. Frau von Eskeles hatte nicht die Lebhaftigkeit ihrer Schwester, vereinigte aber mit dem feinsten Ton und leisesten Takt einer vornehmen Wirthin das gutmüthigste Wohlwollen, das auch dem Geringsten ihrer Gäste zu Gute kam. Zwei schöne Kinder waren die Freude ihres Herzens, und da beide, und besonders das Mädchen, gleich am ersten Tage sich mir innigst anschmiegten, so genoß ich des vollen Zutrauens auch der Mutter. Dasselbe war der Fall im Hause Pereira, wo drei wunderschöne Knaben die zarte liebliche Mutter heiter umspielten, und diese durch kluges Maß den oft allzuheißen Liebeseifer der Großmutter sanft auszugleichen wußte.

Bei Frau von Fließ, einer Schwester des Herrn von

Eskeles, war ebenfalls ein anziehender Gesellschaftskreis. Denon und andre Franzosen von Bildung und Ansehn sprachen hier gern ein, und lebten mit den guten Wienern, die hier Stammgäste waren, als gäbe es keinen Krieg in der Welt. Hier war es auch, wo die geachtete und ehrenwerthe Wiener Schriftstellerin Karoline Pichler mir zuerst begegnete, und zwar nach einer tiefen Gemüthsbewegung, die ich ihr ohne Absicht und Wissen verursacht hatte. Sie fand nämlich im Vorzimmer meinen Degen und meine Schärpe, beide von ihr sogleich als österreichisch erkannt, und bei dem unerwarteten Anblick in Thränen ausbrechend konnte sie sich nicht enthalten, die vaterländischen geliebten Zeichen zu küssen. Sie erzählt dies in ihren Denkwürdigkeiten, giebt aber eine irrige Zeit dafür an, nämlich die des geschlossenen Friedens. Es kann aber nur in der Zeit des Waffenstillstandes gewesen sein, und als die Franzosen Wien noch nicht geräumt hatten. Denn damals war ich genöthigt, in Uniform einherzugehen, weil ich andre Kleidung weder besaß noch anschaffen konnte; als ich nach dem Frieden in Wien war, ging ich, wie alle Offiziere, in bürgerlicher Kleidung, wenn nicht grade der Dienst die Uniform erforderte, die nun aber in diesem Fall auch keine Seltenheit mehr sein konnte. Uebrigens war in meinem Gedächtniß keine Spur mehr jenes kleinen Vorganges, bis sie durch obige Erwähnung wieder aufgeregt wurde. Von allen diesen Personen und Familienverhältnissen hatte Reichardt in seinen kurz vorher erschienenen Briefen über Wien öffentlich gesprochen, und obschon er nur loben wollte, so hatte er es damit doch nicht immer gut getroffen, und ich hörte mancherlei Beschwerden gegen ihn, ja man muthete mir zu, da meine litterarische Seite nicht verborgen geblieben war, meine vermeintlich bessere Anschauung der seinigen entgegenzustellen. Meine Frage, ob ich nur von den Frauen reden dürfe, oder auch von den Männern sprechen müsse? verrieth allzuschnell, daß mir bei der Sache doch nicht ganz zu trauen sein möchte, und man ließ sie fallen.

Kamen in diesen Häusern wirklich fast nur die Frauen in Betracht, und war von den Männern kaum die Rede, so machte doch Herr von Eskeles hierin eine bedeutende Aus-

nahme. Er war einer von den hochbegabten, vielumfassenden Geschäftsmännern, die neben der wachsamsten und unermüdlichsten Aufmerksamkeit auf die Staats- und Handelswelt auch noch lebendigen Sinn und frische Thätigkeit für höhere geistige und allgemein menschliche Verhältnisse bewahren. Seine große Umsicht und strenge Zuverlässigkeit hatten ihm schon früh das Zutrauen des Staatsministers Freiherrn von Thugut erworben, der sich dadurch nicht irren ließ, daß man ihm den trefflichen Banquier politisch verdächtigte, er wußte, daß Eskeles, bei seinem unverläugneten Freiheitseifer, von österreichischer Vaterlandsliebe durchglüht, und, trotz seiner republikanischen Denkart, für den Dienst des Kaisers von unverbrüchlicher Pflichttreue erfüllt war. Auch jetzt wieder, wie erst in der Folge bekannt wurde, hatte Eskeles, mit eigner Aufopferung und selbst Gefahr, dem Staate große Summen gerettet, die ohne seine kluge Fürsorge den Franzosen zugefallen wären. Sein scharfer Blick und richtiges Urtheil bewährte sich im Kleinen wie im Großen, wo er unterstützte, forthalf, Rath ertheilte, geschah es stets mit Sachkenntniß, Richtigkeit, und daher meist mit Erfolg. Arme und Leidende jeder Art, von der Willkür der Macht oder des bürgerlichen Zustandes Getroffene, Künstler, geistig strebende und durch irgend eine Tüchtigkeit ausgezeichnete Menschen, hatten ein entschiedenes Anrecht auf seine Theilnahme und Hülfe. Das Gefühl des Wohlwollens, das er hegte, und sein gutes Bewußtsein gaben seinem ernsten Gesicht einen Ausdruck froher Heiterkeit, die auch in Witz und Laune reichlich ausströmte. Doch sein persönliches Wesen vollständig zu bezeichnen, ruf' ich am besten die Worte Rahel's zu Hülfe, die von ihm in einem Briefe aus der späteren Kongreßzeit treffend sagt: „Eskeles, den ich sehr liebe, weil ihm seine Klugheit bis aus den Poren dringt, er ißt, er schweigt, er lacht klug, er sagt lauter Selbstgedachtes, Originales! Ja! er amüsirt mich in gewissem Sinn hier besser, als alle andere Leute; weil er ganz altväterisch geblieben ist, mit geistigen Gaben, und ein reiches Leben über ihn weggegangen ist, welches er ganz nach seiner Art bearbeitet hat, und lauter Originales davon ausgiebt, mit der aisance

des gelebtesten Menschen auf gut alttestamentliche Weise." Um dies letztere Wort in seiner vollen Bedeutung zu sehen, mußte man freilich schon etwas im Vertrauen sein, denn während in den Zimmern der Frau von Eskeles alles, durch Pracht und Geschmack der Ausstattung wie durch Vornehmheit der Gesellschaft und des Gesprächtons, mit den höchsten Kreisen von Wien wetteiferte, ja die Kinder nicht die entfernteste Ahndung von ihrer eigentlichen Herkunft hatten, so pflegte Eskeles selbst, nachdem er eine Weile nach Gebühr und Würden in dieser vornehmen Welt erschienen, alsbald in eine Hinterstube zu entschlüpfen, wo er die Besuche seiner Glaubensgenossen empfing, alter Haus- und kluger Geschäftsfreunde, und bei Taback und Bier rücksichtslos und behaglich den Rest des Abends hinbrachte.

Die politische Lage der Dinge hielt alles in Spannung; der Waffenstillstand dauerte fort, und Friedensverhandlungen waren eröffnet, doch rüstete man sich auf beiden Seiten zu neuem Kampfe. Die Kriegsanstalten der Franzosen hatte man vor Augen; Nachrichten aus Ungarn rühmten die Stärke und Streitbegier der österreichischen Schaaren. Frau von Schlegel hatte einen Brief ihres Mannes, der neben tiefem Schmerz auch neue Hoffnungen ausdrückte; sie fordete mich auf, ihm zu schreiben, und ich that es mit Freudigkeit, er schien so ganz für sich allein zu stehen, so unerkannt und unbenutzt in dem Thun und Treiben seiner Umgebung, daß jeder Anklang verwandter deutscher Gesinnung ihm ein Trost sein mußte. Seine Frau selber hoffte schon einzig auf den Frieden, und wünschte nur sicher nach Ungarn reisen zu können, um ihn dort abzuwarten; durch beides verletzte sie Frau von Arnstein, die weder von Frieden noch je von dem Wegziehen eines Gastes hören wollte. Im Grunde glaubten Wenige an die Fortsetzung des Krieges; wer hinter den Vorhang sah, hielt sie auf österreichischer Seite für unmöglich und im Falle des Versuchs für das unausbleiblichste Verderben; man zweifelte nicht an dem Muthe der Krieger, an der Willigkeit des Volkes, aber durchaus an der Kraft und Geschicklichkeit der obersten Leitung, die selbst in der fähigsten Hand an dem Mißtrauen, der Unentschlossenheit und den Partheiränken

der unfähigsten aber unlenksamsten Köpfe zunicht werden mußte. Daß der Erzherzog Karl den Oberbefehl wieder empfinge, war nicht zu hoffen; und wenn auch seine Fähigkeiten durch andre hätten ersetzt werden können, so wußte man schon voraus, daß diese doch nur in untergeordneter Stellung würden verbraucht werden. Diese Kenntniß des innern Zusammenhanges der Dinge war weiter ausgebreitet, als man denken sollte, sie war schon in das untere Volk eingedrungen, dessen Stimmung sich in heftigen Schimpfreden gegen diejenigen ausließ, die es sonst zu verehren gewohnt gewesen. Die Besonnensten meinten, bei dem Bewußtsein seiner selbst, das man österreichischerseits haben müsse, sei das Klügste, so schnell als möglich Frieden zu schließen und nur einzig darauf zu sehen, daß man den Feind aus dem Lande schaffte, und lieber Geld als Gebiet abträte. Dieser letzteren Meinung war auch Eskeles, der hier seine Eigenschaft als Banquier verläugnete, und die ungeheuersten Geldopfer als gering ansah in Vergleich zu denen, die man an Land und Leuten zu bringen hatte.

Unter den großen und kleinen Schwankungen, den Leiden und Lasten, die sich im Allgemeinen und für jeden Einzelnen fühlbar machten, übte der Tag mit seinen nächsten Darbietungen sein Recht, und zwischen die wichtigen Fragen, die zur Entscheidung schwebten, drängten sich andre, der Neigung, der Eitelkeit, der Vergnügung. Wiener und Franzosen wetteiferten hierin mit einander, und beiderseits gab es Verhältnisse genug, die weder den Krieg noch den Frieden wünschen konnten, weil sowohl der eine wie der andre sie aufheben mußte, und nur dieser Mittelzustand ihr Boden war. Wenn auch für mich selbst unbetheiligt, lebte ich als Zuschauer, als Vertrauter, in solchen Tagesreizen mit, und bewunderte die dichterische Fruchtbarkeit des wirklichen Lebens, das neben seinen Helden- und Staatsgeschichten so manchen Roman und unzählbare Novellen spinnt, wundersam und abentheuerlich, daß keine Dichtung hierin es ihm zuvorthut. Ich schrieb einiges der Art nieder, in der Absicht es künftig auszuarbeiten, allein die Blätter sind mir verloren gegangen, und mit ihnen zum Theil die Erinnerung des Stoffes, der ohne-

hin von der unstatthaften Angabe der genausten Wirklichkeit schwerlich ablösbar gewesen wäre. Auf diesem Gebiete traf ich mit Bartholdy zusammen, dem Neffen der Frau von Arnstein, welcher von Berlin kurz vor der Erhebung Oesterreichs gekommen war, sich an den Obersten von Steigentesch angeschlossen hatte, und, als Landwehroffizier in Wien zurückgeblieben, gleich mir seine Auswechselung erwartete. Für ihn war diese Geschichte völlig zu Ende, er wollte gar nichts mehr davon hören, sein Abschiedsgesuch lag schon fertig, und harrte nur der schicklichen Zeit. Mit allen seinen Kräften wandte er sich dem Leben des Genusses und der Zerstreuung zu, wobei doch sein nicht gemeiner Geist und sein reger litterarischer Trieb nicht ausgeschlossen sein wollten. Er hatte noch in Berlin ein artiges und feines Lustspiel „der Liebe Luftgewebe" in Druck gegeben, und schickte sich an, dem glücklichen Versuche andre folgen zu lassen, in welchen wirkliche Vorgänge nur schwach verhüllt werden sollten; seine Auffassung der Novellenstoffe war von üppiger Derbheit, mehr italiänisch lustig, als sinnig deutsch, und wäre er zur Ausarbeitung gekommen, oder diese an's Licht getreten, so würden in Wien manche Verdrüsse nicht gefehlt haben.

Im Hause von Eskeles lernt' ich zwei berühmte Wiener Aerzte kennen, den ausgedienten, in seinem hohen Alter originell dreisten Freiherrn von Quarin, und den angehenden, scharfgeistigen, schnell und tief blickenden Malfatti, der ein Schüler der Naturphilosophie mit dem Naturphilosophen Dr. Troxler eng verbunden war. Auf den letztern hatt' ich es abgesehen, da seine Schriften mir in hohen Ehren standen; doch traf ich nur Einmal mit ihm zusammen, wo er den Stand der Philosophie und ihr Verhältniß zur Heilkunde mit großem Geiste besprach, und mich tadelte, daß ich der letztern untreu geworden, indem er deren Ausübung weit über alle politische und militairische Wirksamkeit erhob. Mir gefiel sein freier Geist wie sein edles Aeußere, und es that mir sehr leid, daß wir durch Zufall nicht wieder zusammenkamen, er selbst war in Wien als Fremder, und dachte ernstlich an die Rückkehr in die schweizerische Heimath.

Unmöglich darf ich Herrn von Sonnenfels hier ungenannt

lassen, dem ich in dem Arnstein'schen Kreise begegnete. Er stellte in seiner schon ziemlich verfallenen Person eine weit rückwärts liegende Zeit vor, die Zeit Kaiser Joseph's des Zweiten, deren Bildung längst untergegangen ist, deren Einfluß auf Welt und Menschen aber noch heute in nachhaltiger voller Wirkung steht. Sonnenfels, der einst in allen Fächern als ein Stern erster Größe geglänzt, und wirklich im Staate viel vermocht und geleistet hatte, konnte sich nicht in die Fortschritte finden, die er doch selber mit hervorgerufen, und die ihn jetzt völlig in Schatten stellten. Er galt in Wien vorzugsweise für den philosophischen Kopf, und es gab allerdings noch Kreise, wo man ihn als den kühnen Denker und Neuerer bewunderte, was ihn für die Vernachlässigung, die er von anderen Seiten erfuhr, wenig trösten konnte. Zu dem Wiener Philosophen sollte mir auch der Wiener Poet nicht fehlen, es war Joseph Ludwig Stoll, der mir durch Frau von Pereira bekannt wurde. Ich erinnerte mich, daß schon früher einmal in Berlin, als ich mit Koreff ging, er diesen angeredet und dann auch mit mir gesprochen, aber freilich mit einer ganz andern Stimme, als die er jetzt losließ, denn seine damals feine Kinderstimme war zum kräftigen Baß geworden. Diese plötzliche, ihm selbst unverhoffte und unerklärliche Verwandlung, die er als eine Rettung aus erniedrigender Schmach ansah, hatte er in einem rührenden Gedicht schön besungen. Wo ein wahrer innrer Antrieb ihn beseelte, war sein Talent kräftig und reich. Aber dasselbe würdig zu nähren und sittlich zu verwalten, fehlte ihm jedes Geschick. Goethe's Gunst hatte er erworben, Fichte war ihm wohlgesinnt; aber für ihn war auch solcher Vorzug und Anhalt fruchtlos. Losgebunden von aller Ordnung, nur der Laune des Augenblickes lebend, von jedem Einfall fortgerissen und immer Neues ergreifend, hatte er im phantastischen Herumtreiben sein ererbtes Vermögen und zum Theil auch seine Gesundheit zugesetzt, und lebte jetzt kümmerlich von dem Ertrage, den er als Theaterdichter und durch andere litterarische Aushülfen erwarb. Faul und unlustig, ja wirklich unvermögend, wenn es irgend eine nöthige Anstrengung galt, war sein Gemüth doch gleich erweckt und zu jedem Handeln

fähig, sobald seine Eitelkeit gereizt, seine Gedichte oder sein Dichternamen gerühmt wurde. Wer ihm schmeichelte, der konnte mit ihm machen, was er wollte, wer von seinen Versen nichts wußte, der, mochte er sonst noch so ausgezeichnet und merkwürdig sein, war für ihn nicht da. Von seinem kleinen Zweipersonenspiel „Scherz und Ernst", das noch dazu nicht seine Erfindung, sondern einem französischen Stücke nachgebildet war, machte er so viel Wesens, daß man glauben konnte, es sei von einer Reihe großer Werke die Rede, die eine neue Epoche für die Schaubühne begründeten. Ich mußte den sonst harmlosen, nur sich selber zum Schaden lebenden Menschen aufrichtig bemitleiden, aber angezogen fühlt' ich mich zu Leuten seiner Art niemals. Leo von Seckendorf, mit welchem vereint Stoll vor dem Kriege eine Zeitschrift, Prometheus, unternommen hatte, in welcher der Anfang der Goethischen Pandora zuerst erschienen war, würde mir besser zugesagt haben, allein er war mit in den Krieg gegangen und bei Ebersberg erschossen worden. Ihm wurde im Pereira'schen Hause ein wehmüthiges Andenken gewidmet, um so mehr, als aus manchen Umständen zu erhellen schien, daß nicht Vaterlandseifer allein, sondern auch der Schmerz unerwiederter Neigung ihn zum Kriegsdienst und in den Tod getrieben habe. —

Ich erfuhr, daß zwei Offiziere des Regiments Vogelsang gleich mir als Kriegsgefangene in Wien seien, und suchte sie auf. Da wir beim Regiment einander nicht gekannt, so hatte der eine, Fähndrich Sternwagen, meinen Namen, als er ihm auf der Auswechslungsliste zu Gesicht gekommen, für eine Verunstaltung des seinigen gehalten, und daher diesen herstellen lassen, so daß ich also ausfiel, und ohne die neue, von mir sogleich beeilte Berichtigung gar nicht zur Auswechslung gekommen, sondern ewig kriegsgefangen geblieben wäre! Der andre Offizier hieß Wenzelmann, war aus Berlin, ein Vetter von Karl Thiel, kannte Chamisso, Schleiermacher, und hiernach hätten wir gute Gemeinschaft haben sollen, allein es fand sich, daß wir einander wenig leisten konnten, und auch unser verabredetes Zusammenreisen nach

Ungarn unterblieb, denn ich mußte, durch die Schuld jenes Irrthums, länger in Wien bleiben.

Von angesehenen Franzosen, mit denen ich in der Gesellschaft öfter zusammen war, habe ich zuförderst La Bouillerie zu nennen, der sein wichtiges und hartes Amt, die Einziehung der Kriegsauflagen, durch Menschenfreundlichkeit und Güte so viel als möglich vergessen machte, ferner den Grafen Turenne, Ordonanzoffizier Napoleon's und beredten Kriegserzähler, den Auditeur im Staatsrath, Finot, eben so liebenswürdig im Gespräch, als hülfreich und wohlthätig in seinem nicht unbedeutenden Geschäftskreise, endlich den berühmten General Grafen Rapp, einen biedern, treuherzigen Elsasser, seinem Kaiser unverbrüchlich zugethan, aber billig gegen Andersdenkende.

Es fehlte nicht an Aufforderungen, mich in die Gesellschaftskreise der französischen Großen einführen zu lassen; man wollte mich zu dem Vicekönige von Italien, Eugen Beauharnais, bringen, es wurde sogar bemerkt, als geborner Rheinländer müßt' ich eigentlich dem Kaiser der Franzosen oder seinen Verbündeten dienen, und man gab mir zu verstehen, ich würde, als beider Sprachen und der Feder mächtig, meinen Weg dort rascher machen als in den österreichischen, sich ohnehin jetzt noch verengenden Aussichten. Meinen Weg! als ob *meinen* Weg hier jemand hätte nur ahnden können! Ich versäumte die großen französischen Bekanntschaften, die mir nur bei Zwecken, die ich nicht hatte, der Mühe werth sein konnten, und vernachlässigte sogar die deutschen Kreise, wo jene zu stark vorwalteten. Ich brachte manchen Abend einsam für mich allein hin, und die Stunden, welche mir so verflossen, durft' ich zu meinen besten rechnen, ich las mit einer durch die politischen Reizungen erhöhten Aufmerksamkeit Montesquieu's Werk de l'esprit des lois, und jemehr ich in dasselbe eindrang, desto weniger konnt' ich die Mißachtung gelten lassen, in welche neuere deutsche Urtheile das tiefsinnige und gründliche französische Buch bringen wollten; Oberflächlichkeit und Dünkel erschienen mir diesmal ganz auf der deutschen Seite. Den heitersten Genuß gewährten mir die Lustspiele Moliere's, die ich hier zum erstenmale mit

reifem Sinne las und in ihrer Bedeutung anschauen lernte, gegen welche selbst die des geliebten Racine merklich zurücktreten mußte. Solche Bücher lesend, konnt' ich nun dennoch behaupten, in Wien die Gesellschaft der allervornehmsten und besten Franzosen nach Wunsch genossen zu haben! — Ich las aber noch andre Bücher, bei denen nicht so sehr der Autor, als der Inhalt in Betracht kam, zum Beispiel Bertrand de Moleville's Geschichte der französischen Revolution, wo mir die Ansichten vom Standpunkte der Emigration freilich nicht zusagten, die ausführliche und mit urkundlichen Zeugnissen belegte Erzählung aber doch mancher bisher gehegten Einseitigkeit entgegentrat.

Die mir liebsten und angenehmsten Franzosen sollten mir aber nicht in Büchern oder im Salon begegnen, sondern leibhaftig auf der Straße! So traf ich den geliebten Grafen von Lafoye ganz unerwartet in einem Durchgange; wir hatten uns in sechs Jahren nicht gesehen, standen plötzlich Stirn gegen Stirn, die Erkennung war gleichzeitig, und ohne ein Wort zu sprechen, fielen wir einander in die Arme. Allein der Freund sah sehr betrübt aus, und ungeachtet er im Gefolge des Sieges hieher gekommen, schien er an dem Gewinn und Ruhm seiner Landsleute wenig Theil zu haben. Es ging ihm und seiner Mutter in der Normandie schon lange Zeit schlecht, er hatte an einen Stand, an einen Erwerb denken müssen, und wiewohl er als Altadlicher und schon gedienter Offizier auf die günstigste Weise hätte in das Heer eintreten können, so war es doch seiner Gesinnung unerträglich, für Napoleon zu fechten, und er fand es seines Adels würdiger, mit Verläugnung desselben in den Stand eines gemeinen Verwaltungsbeamten unterzutauchen, als seine Herkunft im Dienste des Usurpators zur Schau zu tragen. Leider half ihm seine Demuth nicht viel, er war auf trügerische Zusagen hieher geeilt, und hatte noch nicht die kleinste Anstellung gefunden! Zum Glück war er wenigstens einquartirt, und wollte nun abwarten, was sich ereignen würde. In seiner Noth konnte er noch, wie früher Chamisso, dem unseligen Bourguet, der sich ihm angehängt, Schutz und Obdach verleihen, denn auch dieser hatte sich eingefunden,

um sein verdorbenes und versunkenes Leben irgendwie zu fristen. Das unverhoffteste und glücklichste Begegnen aber war das mit Ponsard, unserm Freunde von Hameln her. Ich sah einen Voltigeur aus einem Fiaker springen, warf einen flüchtigen Blick in den Wagen, traute meinen Augen nicht, setzte dem Voltigeur nach, und fragte heftig, wie der Offizier hieße, der im Wagen sitze? etwa ... „Ponsard" sagte er mit mir zugleich. Ich zurück, den Wagen aufgerissen, hineingesprungen, und dem Verwunderten die Hand gedrückt, er erkannte mich nicht, als ich aber Chamisso und Hameln genannt, wußte er auch meinen Namen, und staunte nur, mich in dieser Uniform zu sehen. Wir blieben einige Stunden zusammen, anfangs allein, dann mit mehreren seiner Kammeraden, am Abend reiste er nach Austerlitz, wo sein Regiment stand, zu den Truppen des Marschalls Massena gehörig. Er war jetzt Hauptmann, hatte das Kreuz der Ehrenlegion, bei Wagram war er an der Stirne leicht verwundet worden. Er sagte mit tiefer Bewegung, er würde heiße Thränen vergossen haben, wenn er mich im Gefecht erkannt, verwundet oder todt gesehen hätte. Nach Chamisso und Neumann, den er besonders liebte, fragte er mit herzlichster Theilnahme, und erinnerte sich mit heitrer Rührung jedes kleinen Umstandes unsres Zusammenlebens in Hameln, unsrer Gedichte, meiner Ausschnitte, die er noch sorgfältig bewahrte. Er sprach über die Welthändel frei und kühn, unterrichtet, vorurtheilslos, in Napoleon liebte er die Kraft, den Schwung, sonst nichts, er ehrte den Nationalsinn der Spanier, die Tapferkeit der Oesterreicher. Als er mich seinen Kammeraden einigermaßen deutlich gemacht, und daß ich im Grunde kein Oesterreicher sei, kam wieder die Mahnung, ich sollte französische Dienste nehmen, Frankreich sei ja schon mein Vaterland. Daß Chamisso wieder Franzose sei, war für Ponsard eine frohe Nachricht. Als ich ihm sagte, daß in unsrem Roman „die Versuche und Hindernisse" sein Name vorkomme, wollte er sich todt lachen, und theilte es seinen Kammeraden mit, so wie auch, daß er an dem Polarsternbunde Theil habe, einem Orden von Gelehrten, setzte er erklärend hinzu. Er trug mir beim Abschiede die herzlichsten

Grüße an die Freunde auf, die seine innigste Liebe hätten, deren Andenken ihm unvergeßlich sei, er erneuerte seinen Bund mit uns, wollte in Briefwechsel mit uns bleiben, uns alle wiedersehen. Wir trennten uns in tiefer, doch freudiger Rührung. Ich hatte bisher oft und stets vergebens nach ihm gefragt, ihn todt geglaubt, nun hatte der seltenste Zufall uns zusammengeführt; einen Augenblick früher, und es wäre nicht gewesen. Leider hab' ich den trefflichen Mann nie wiedergesehen und auch nie mehr von ihm gehört! —

Mit Lafoye, der es mir als Glück anrechnete, Ponsard so gefunden zu haben, und sich als Mißgeschick, nicht dabei gewesen zu sein, lebte ich in alter traulicher Weise, wir machten große Spazirgänge, wir schossen unsre Hülfsmittel zusammen, bestritten gemeinsam kleine Verschwendungen, und besuchten auch die Theater mehrmals. Die Sängerin Anna Milder hörten wir wiederholt mit gesteigertem Entzücken, wiewohl die Opern, in welchen sie den größten Beifall ärntete, das Waisenhaus und dann die berühmte Schweizerfamilie, von Weigl komponirt, uns wenig gefielen. Schiller's Don Carlos sahen wir mit Staunen und Lachen, ich aus Studium sogar ein zweitesmal, weil ich mir deutlich zu machen wünschte, wie es mit der kunstreich falschen, abentheuerlich verschobenen und völlig lächerlichen Betonung, mit welcher der Schauspieler Lange seit vielen Jahren Beifall und Ruhm erwarb, eigentlich beschaffen sei; aber es war uns nicht möglich, der Sache auf den Grund zu kommen; er betonte regelmäßig die Worte, von denen man es am wenigsten erwartete, es war ein fortwährendes Ueberraschtwerden, und eine Regel, die doch vorhanden schien, ließ sich nicht entdecken. Ein Lustspiel von Steigentesch versetzte uns durch die Gemeinheit und Nichtswürdigkeit, aus der das Ganze mit frechem Anspruch auf Bildung und Zierlichkeit liederlich zusammengeknetet war, in solche Empörung, daß wir daran dachten, dem Verfasser unsre Verachtung schriftlich kund zu geben, wobei wir freilich daran nicht dachten, was für ein neues und unerhörtes Verhältniß zwischen einem Fähndrich und einem Obersten, in einem und demselben Kriegsdienste, durch solche That entstehen müßte, für welche die Folgen

erst zu erfinden gewesen wären! Steigentesch war übrigens in der Gesellschaft von Wien ein vielgeltender Mann, bei dem vortrefflich gegessen und hoch gespielt wurde, und der auch später in der Diplomatik noch von sich reden machte. Ich war nachgehends oft genug mit ihm zusammen, und mußte wohl dem Range seine Gebühr erweisen, aber nichts hätte mich bewegen können, über Litteratur mit ihm zu sprechen, oder eine nur laue Artigkeit über seine Schriften zu sagen, die in der That noch tief unter Kotzebue stehen. Die Unterlassung blieb ihm nicht unbemerkt, und er seinerseits ignorirte auch mich, was mir eben recht war. —

Lafoye hatte mittlerweile durch die Gunst eines Gardemagasin ein kleines Unteramt erlangt, und mußte nach Znaym abgehen, dort beim Brodbacken die Aufsicht zu führen. Zum Abschied ließ er mir eine kleine Ilias, die von Chamisso herkam, und die er in Caen noch aufgerafft hatte, in der Meinung, sich unterwegs daran zu laben, er konnte aber mit den Abbreviaturen des uralten Druckes nicht fertig werden, und schenkte mir das Büchlein, das mir nachher zu großem Trost gereichte.

Nach kurzer Zeit empfing ich die Anzeige, daß ich ausgewechselt sei, und meiner Abreise nach Ungarn nichts mehr im Wege stände. Bei meinen letzten Besuchen empfing ich noch werthe Zeugnisse der guten Gesinnung, die man mir hegte, und die mich von einigen Personen, bei denen ich sie vielleicht weniger verdient hatte, um so mehr beschämte. Die Gräfin von Engl, eine Freundin der Frau von Pereira, wollte mich nicht abreisen lassen, ohne mir die Karten zu schlagen. Sie that es, meines spöttischen Unglaubens nicht achtend, mit allem feierlichen Ernst und Eifer, den eine so wichtige Handlung erforderte, und begann ihre Weissagungen. Ich erstaunte mehr und mehr, ja ich wurde bestürzt, als ihre Worte stets treffender meinen innersten Zustand bezeichneten, und auf Verhältnisse anspielten, die durch bloßen Zufall so genau zu errathen unmöglich schien. Sie achtete meiner verwunderten Aufregung so wenig, wie vorher meines Zweifelns, und fuhr in ihrer Aussage gelassen fort. Zuletzt verkündigte

ſie mir, ich würde bald wieder in Wien ſein, wozu die Wahrſcheinlichkeit grade für mich, es mochte wieder Krieg oder nun Frieden werden, am wenigſten denkbar war. Mit ſolchem Spruch und beſten Wünſchen entlaſſen, reiſte ich am 23. September nach Preßburg, wo ich zum Abend eintraf.

Neunzehnter Abschnitt.

Ungarn.

Preßburg. Wagha. Szered. Tyrnau. 1809.

Dem Grafen Vinzenz Szápáry durch einen Brief wohlempfohlen, machte ich noch am Abend einen Besuch bei diesem Magnaten, und traf eine zahlreiche, doch wie sich leicht erkennen ließ, vertrauliche Gesellschaft dort versammelt. Der Hausherr war ein Mann von Gesinnung und Verstand, seine Naturwüchsigkeit entbehrte der Weltbildung nicht, und rauhe und feine Aeußerungen kamen aus seinem Munde in einer Weise gemischt, die ich späterhin bei manchen seiner Landsleute wiederfand, und zuletzt als einen Vorzug anerkennen mußte. Sein Urtheil über die politische Lage der Dinge, denn diesen nächsten Gegenstand alles damaligen Gespräches hatte meine Erscheinung sogleich mit erhöhtem Reiz hervorgerufen, zeugte von gesundem Sinn und guter Einsicht, aber da sie einer trostlosen Wirklichkeit keine phantastischen Hoffnungen lassen wollte, so erregte sie meinen Widerspruch, der sich freilich auf Ideen gründete, die allenfalls im Kreise meiner Hallischen und Berlinischen Freunde gelten konnten, hier aber als fremd und sonderbar auffielen. Natürlich wollt' ich den Krieg fortgesetzt wissen, sprach von Möglichkeiten, welche den Anwesenden nur Träume schienen, hoffte auf die Erhebung des Volks, nicht nur in den österreichischen Ländern, sondern auch in den norddeutschen, der Erzherzog Karl,

meinte ich, würde auf's neue an die Spitze des Heeres berufen werden, und er dasselbe, bei ungehinderter Befehlsmacht, entschieden zum Siege führen. Ich mußte viel von Wien erzählen, von dem Walten der Franzosen daselbst, von der Stimmung des Volks, und wie man im Allgemeinen die Sache ansehe; ich hatte genug mitzutheilen, und konnte die meisten Fragen gut beantworten. Aber ich merkte bald, daß ich nur Waffen gegen mich lieferte, denn meine Wahrnehmungen waren getreu aus der Wirklichkeit, und wurden auf der Stelle gebraucht, um meine Ansichten zu bestreiten. In der That fühlte ich die Widersprüche, in die ich gerathen war, und dachte schon auf einen klugen Rückzug, als unvermuthete Hülfe mich auf's neue das Feld behaupten ließ. Die Herren nämlich waren mir alle entgegen, sie sahen auf die thatsächliche Macht, auf die zählbaren Hülfsmittel, die gegebenen Einrichtungen und Verhältnisse, und sahen den unausweichlichen und dabei völlig nutzlosen Ruin Ungarns vor Augen, wenn die Feindseligkeiten wieder anhöben; die Frauen hingegen hatten mir mit einigem Wohlgefallen zugehört, sie traten jetzt auf meine Seite, und redeten der idealeren Meinung das Wort, erklärten der Begeisterung und Vaterlandsliebe alles möglich, und eine jugendliche Dame mit dunklen feurigen Augen ging so weit zu behaupten, die Franzosen selber hätten im Anfang der Revolution auch nur mit Hülfe des allgemeinen Volksaufschwunges gegen alle Wahrscheinlichkeit und Erwartung die tapfersten, eingeübtesten Heere und die erfahrensten Feldherren besiegt. Das Gespräch wurde nun überaus lebhaft, die mannigfachsten Meinungen wurden kund, und ich erkannte mit Staunen, daß unter diesen vornehmen Ungarn auch Freunde der französischen Freiheit waren, die eben deßhalb den Kaiser Napoleon am stärksten haßten, während Andre, im Hasse jener Freiheit, schon weniger gegen den Mann ergrimmten, der das französische Volk wieder unter eine Krone gebeugt hatte. Auch von der Größe Napoleon's sprach ein Anwesender ohne Scheu, rühmte seine Kriegsthaten, und meinte, es müßte eine Lust sein, unter solch einem Anführer in den Krieg zu ziehen. Genug, es herrschte die größte Freiheit der Meinungen,

und niemand wurde wegen der seinigen angefeindet, auch mir verdachte man die meine nicht, und schien willig zu vergessen, daß ich österreichischer Offizier, wie ich es selber wohl ein wenig vergaß. Als es spät wurde, zog ich mich ermüdet zurück, ein Mitglied der Gesellschaft brachte mich durch die nächtlichen Straßen in mein Quartir, und suchte mir unterwegs noch manchen Aufschluß über die eigenthümlichen Verhältnisse, Ansprüche und Stimmungen Ungarns zu geben, auch hört' ich hier zum erstenmale, daß Napoleon ernstlich daran gedacht habe, Ungarn zum Abfall von Oesterreich zu verleiten, und unter andern dem Grafen Festetics wirklich die ungarische Königskrone angetragen, von diesem aber eine stolze Abweisung erfahren habe. Was ich über den Zustand der Dinge am Hoflager des Kaisers Franz, über den Karakter dieses Herrschers, über die Erbärmlichkeiten der Partheiungen und Ränke, welche den Hof, die leitenden Behörden und die ganze Heerführung zerrissen, und die alles Große und Gute schlechterdings unmöglich machten, von meinem wie es schien tiefeingeweihten Begleiter hören mußte, ließ meine noch eben vorher so flammenden Hoffnungen traurig zusammensinken. Ich erfuhr seinen Namen nicht; nur daß er ein Freund von Gentz sei, ging aus einigen Worten deutlich hervor, und meine zufällig günstige Erwähnung desselben hatte mir ein Vertrauen gewonnen, das trotz dieses Umstandes noch immer sehr ungewöhnlich heißen konnte. —

Am andern Morgen fuhr ich mit frischem Vorspann aus Preßburg ab und weiter in Ungarn hinein; durch die Raschheit der Pferde, die Munterkeit und Kühnheit des jugendlichen Lenkers, dem die Unebenheiten eines willkürlichen Weges wenig Sorge machten, dann durch den Reiz eines mir neuen Landes eine ganz lustige Fahrt, welche den Eindruck der gestrigen Gespräche bald verwischte, und mich das Abentheuer meines Lebens auf's neue in romantischem Schimmer betrachten ließ. In Tyrnau sah ich die ersten bedeutenden Schaaren österreichischer Truppen und alle Eindrücke des Lagers von Wagram wieder, wobei mir ein schon völlig heimisches Gefühl das Herz erregte; der Feldzeugmeister Fürst von Reuß-Plauen hatte hier sein Quartir. Die Truppen

des von ihm befehligten Heertheils lagerten in der Umgegend. Der ehrwürdige tapfre Fürſt empfing mich auf das gütigſte, beſtätigte mir, daß mein Oberſt Graf zu Bentheim nicht beim Regiment, ſondern wegen ſeiner bei Wagram erhaltenen Wunde noch im Bade zu Trentſchin ſei, und wollte mich bis zu deſſen Rückkehr bei ſich behalten, allein ich glaubte dies nicht annehmen zu dürfen. Bei der Mittagstafel, zu der ich doch bleiben mußte, gab mir der Zufall einen Hauptmann vom Generalſtabe zum Nachbar, den Baron d'Aſpre, der ſich ſogleich mit mir in's Geſpräch einließ, aber auch mit den andern Anweſenden rechts und links und querüber leichte und raſche Reden wechſelte. Seine unruhige Freundlichkeit konnte mich nicht gewinnen, ſondern verdroß mich vielmehr, und als er eine irrige Behauptung über frühere Kriegsvorfälle dreiſt vortrug, nahm ich Gelegenheit ſeine Angaben zu berichtigen. Er ſah mich verwundert an, und gab zu verſtehen, er ſei nicht gewohnt, daß man in ſolchen Dingen ihm widerſpreche, und da ich die Erwiederung nicht fehlen ließ, ſo meinte er mich dadurch in größten Nachtheil zu bringen, daß er gereizt mir vorwarf, ich träte durch meine Angaben der Ehre des öſterreichiſchen Heeres zu nahe. Dieſe Wendung war allerdings eine für mich, den Fremden unter lauter öſterreichiſchen Generalen und Offizieren, ſehr gefährliche, doch ſollt' ich bald erkennen, daß mein Gegner unter ihnen wenig Freunde habe, vielen mochte das laute Wortführen und Abſprechen deſſelben ſchon längſt mißfallen, genug ich fand unerwartete Zuſtimmung, und zuletzt that der Fürſt ſelber den beruhigenden Ausſpruch, was ich geſagt, ſei keiner Mißdeutung fähig und eine geſchichtliche Thatſache dürfe nicht geläugnet werden. Nach dieſem Scharmützel, der doch zu viel Aufſehen gemacht hatte, um nicht im Gedächtniß zu bleiben und noch ſpäter zu allerlei Anſpielungen zu dienen, beurlaubte ich mich heitern Muthes und ſetzte meine Reiſe über Szered nach Wagha fort, einem großen Dorfe an dem Fluſſe Wag, wo das Regiment in ziemlich engen Quartiren beiſammen ſtand.

Der Empfang der Kameraden war überaus herzlich, und der einſtweilige Kommandant des Regiments, Oberſt-

lieutenant von Liezenmayer, ganz eingenommen von einem kurz vorher empfangenen Briefe, durch den ich meine nahe Rückkehr angemeldet hatte, wußte mir nicht genug Freundliches und Artiges zu erweisen; der Brief war den sämmtlichen Offizieren vorgelesen worden, und galt für ein Muster guten Ausdrucks; „geschickt in der Feder" war aber ein Lob, das allgemein in höchstem Werthe stand, und von dem Einzelnen, der es empfing, auf die ganze Körperschaft, der er angehörte, überzugehen schien. Nach einigen Flittertagen, in denen ich alles seit der Trennung Erlebte getreulich mitgetheilt und dafür das inzwischen bei dem Regiment Vorgefallene vernommen hatte, nahm die gewöhnliche Tagesweise mich in Anspruch, und ich fand mich in eine von allen Seiten beschränkte, in ihren Leistungen und Genüssen langweilige, durchaus unergiebige Lebensordnung abgeschlossen. Als Vortheil mußt' ich mir anrechnen, wieder mit meinem Hauptmann von Marais zusammenzuwohnen; aber auch der Oberlieutenant der Kompanie war unser Genosse, und die Bauersleute, welche uns ihre kleine Stube hatten einräumen müssen, wollten nicht ganz auf sie verzichten. Diese Enge war sehr beschwerlich, besonders für jemanden, der nicht rauchte, und der oft zu schreiben wünschte. So lange das Wetter noch gut war, und man im Freien sein konnte, fand sich allenfalls Aushülfe; frühmorgens wurden die Truppen exerzirt, dienstliche Geschäfte vor dem Hause abgethan, darauf Spazirgänge und Besuche gemacht; wir ritten in die Nachbarschaft zu einigen Edelleuten, deren Töchtern wir den Hof zu machen versuchten, welches doch nur den Entschlossensten und Wenigsteklen gelang, denn diese Fräulein waren roh und schmutzig gleich den Bauerdirnen, nur Dünkel und Hoffahrt hatten sie vor diesen voraus, und erschienen dadurch um so widerlicher. Ein paar Ausflüge nach Tyrnau zu dem Fürsten von Reuß-Plauen ließen außer der gleichmäßigen Freundlichkeit, desselben wenig in der Erinnerung. Oft besucht' ich das Ufer der Wag; der reißende Strom stürzte seine wallenden Fluthen durch weite Wiesenfläche, die hin und wieder von Strauchwerk und Baumgruppen unterbrochen eine malerische Wildniß erschien, wo mächtige Weidenstämme theils modernd am

Boden lagen, theils in noch ſtehenden Trümmern üppig grünend abſtarben; in dieſer Einſamkeit, wo ich ungeſtört meinen Gedanken nachhing, und die Augen an den ſtarken Natureindrücken erfriſchte, verbracht' ich meine beſten Stunden, oft in tiefer Wehmuth, oft auch in kräftiger Ermuthigung; mehr als hundertmal las ich hier, unter den Zweigen eines ungeheuern Weidenſtumpfs, der wie ein Denkmal der Urzeit über die ganze Gegend hervorragte, die wenigen Briefblätter, die ich von Rahel noch bei mir führte, und ſteigerte das Andenken der Freundin ſo zur Gegenwart, daß ich mit ihr Geſpräche zu haben, ihre Stimme zu hören, ihr Urtheil und ihren Rath zu vernehmen glaubte; ſtets kehrte ich dann geſtärkt heim, und meine Kameraden, die mich zufriedner und heiterer ſahen, meinten mit Recht, ich müſſe in der Nähe ein Geheimniß wünſchenswerther Zuſammenkünfte haben, deren Weg mir allein durch beſondere Gunſt eröffnet ſei. Ich ließ ihre Vermuthungen unberichtigt, und ſuchte mich ihren Scherzen und Unterhaltungen, in denen die gute Meinung immer offen lag, ſo viel als möglich anzubequemen, ſo daß ich allen bei der größten Verſchiedenheit der Anſicht und des Benehmens, doch im Ganzen als ein guter Kamerad galt und gehalten wurde.

Nur ein paar Perſönlichkeiten, in denen das Niedrige und Gemeine ſo vorherrſchte, daß mir kein Auskommen mit ihnen möglich war, wies ich entſchieden von mir ab, und nahm eine geradezu feindliche Stellung gegen ſie. Wenn Abends bei dem Stabsmarketender ein ziemlicher Kreis zuſammen war, der leidliche Wein fleißig genoſſen wurde, in Scherz und Lachen auch der Muth fröhlich und kriegeriſcher Geſang angeſtimmt wurde, ſo entſagt' ich gern aller Kritik, und ſang die fratzenhaften Strophen des Cramer'ſchen Liedes „Feinde ringsum" ohne weiters mit, als wär' es eines von Tyrtäus ſelbſt; auch den Inhalt der ſchlechteſten Romane, der aus der Erinnerung erzählt und recht eigentlich mir zu Liebe aufgetiſcht wurde, um mir zu zeigen, daß in dem Regiment doch auch, wie ſein Standort Prag ohnehin erwarten ließ, einige Beleſenheit ſei, wußte ich anſtändig genug hinunterzuſchlucken und ließ mir nicht merken, wie ſchlecht

mir es mundete; an die mehr handwerksmäßige als ritterliche Ansicht des Soldatenwesens hatte ich mich schon gewöhnt, und die elenden politischen Meinungen fochten mich wenig an, ich erkannte, daß dieses alles hier vollkommen gleichgültig, diese Männer aber innerhalb ihres Berufes wacker und tüchtig seien, und ihre Stellung zwischen Höhern und Niedern gut genug ausfüllten. Allein es gab andre Anlässe, die mir nicht erlaubten, meine Denkart zu verhehlen, sondern mich zwangen, aus mir herauszutreten. Der älteste Hauptmann des Regiments, Namens Floriano, hatte von der Pike auf gedient, nach langen Jahren durch Tapferkeit und sonstiges gutes Benehmen es zum Offizier gebracht, und war allmählig zu seiner nunmehrigen Würde aufgestiegen. Seine Manieren verläugneten seine Herkunft nicht, unwissend in allem, außer im Dienste, den er pünktlich zu kennen stolz war, hatte er für nichts anderes Sinn, und da er von dem Bewußtsein seiner Stellung durchdrungen war, so sprach und handelte er gern imponirend; wobei er sich denn freilich oft arg vergriff und fast immer lächerlich wurde, so daß Witzworte über ihn gang und gäbe waren, und mancher Muthwillen gegen ihn ersonnen wurde. Sein höchster Ehrgeiz war, noch Major zu werden, was aber bei seiner Beschaffenheit weder wahrscheinlich noch rathsam war; als nun wirklich eine Beförderung im Regiment eintrat, und er übergangen wurde, fühlte er sich tief gekränkt; die Anstrengung, die er machte um dies doch einigermaßen zu verbergen, war gewiß höchst ehrenwerth, und man vergaß seine Lächerlichkeit, um ihn aufrichtig zu bemitleiden. Nur einer der jüngern Hauptleute war so roh und grausam, ihn wegen der erlittenen Zurücksetzung zu necken, und da der alte Mann die Stiche hinnehmen mußte, ohne Waffen dagegen zu haben, so war es bald kein Spaß mehr, sondern nur ein Jammer, wie denn auch alles Lachen aufhörte; als jener aber in seinem unwürdigen Martern fortfuhr, enthielt ich mich nicht länger, sondern schlug mich auf die Seite des alten Floriano und machte mit scharfen und bittern Worten dem Gegner ein so böses Spiel, daß er bald in seinem Grimm verstummte. Daß ein Fähndrich gegen einen Hauptmann so aufzutreten

wagte, war nicht gewöhnlich, aber es ging mir so hin, und hatte keine weitere Folge, als daß ich fortan in gutem Ansehen stand. Bei einer andern Gelegenheit hatte ich es abermals mit einem Hauptmann zu thun, einem Ausbunde von Liederlichkeit, der in Böhmen mit einem jungen reichen Mädchen verlobt war, und zwar sein ganzes zeitliches Glück von dieser Verbindung hoffte, aber doch so schamlos war uns die größten Schändlichkeiten zu erzählen, die er mit seiner Braut theils vorgenommen habe, theils vorzunehmen denke; er sah wohl, daß er die Zuhörer nur empörte, aber da es keiner ausdrückte, so trieb er es immer weiter, bis ich endlich ausbrach, und ihn versicherte, heirathen solle er das Mädchen nun nicht mehr, nicht umsonst habe er Namen und Wohnort genannt, ich würde sie und ihre Eltern zu benachrichtigen wissen, welche Reden er hier geführt, die Zeugen fehlten nicht, und würden, bei ihrer Ehre aufgefordert, die Wahrheit nicht verläugnen. Die Frechheit sank sogleich in Erbärmlichkeit, der Mann bat verwirrt und kleinlaut, die Kameraden möchten ihm etwas Unart nachsehen, es sei ja nur in die Luft geredet, und so arg nicht gemeint! Man zuckte die Achseln, und ließ es gut sein; ich aber habe mit ihm nie mehr ein Wort gewechselt, wiewohl er seinerseits keinen Groll zeigte, sondern gern freundlich anknüpfen wollte. Späterhin verließ er das Regiment, und ich habe ihn darauf nicht wiedergesehen.

In dieser Zeit wurde mir auch zuerst ein Anblick, den ich schon lange gewünscht hatte, und der freilich in Ungarn kaum ausbleiben konnte. In der Nähe unsres Dorfes hatte sich eine Horde Zigeuner gelagert, und ich war nicht wenig beeifert, mir diese Leute zu betrachten. Alles was von ihrer Herkunft, Lebensart, ihren Künsten und Eigenheiten mir bekannt geworden, Geschichte und Poesie, rief ich mir in's Gedächtniß, und suchte es an der Wirklichkeit zu prüfen. Nun konnten sie zwar sich der Neugier der Augen nicht entziehen, aber jeder vertraulichen Annäherung und Erforschung wichen sie sorgsam aus; sie arbeiteten emsig als geschickte Schmiede, Kesselflicker, Stellmacher, sie sagten die Zukunft vorher, wenn es verlangt wurde, sie spielten auch zum Tanz

auf; aber weiter ließen sie sich nicht ein, ein unüberwindliches Mißtrauen hielt sie von uns getrennt. Die Männer waren durchgehends schön, und hatten ein trotziges, verwegnes Ansehen, von Weibern hingegen konnten nur ein paar jüngere leidlich heißen; die völlige Nacktheit der Kinder, und auch schon halberwachsener Jünglinge und Mädchen, in dieser Jahreszeit, schien aus Zufall oder Dürftigkeit nicht zu erklären, sondern auf irgend eine Satzung zu deuten. Eindringlich und aufregend klang ihr Nationalgesang, der Rakoczy genannt, der ihren Wohlthäter, einen Fürsten von Siebenbürgen dieses Namens, mit rührenden Klagelauten feierte. Dieser hatte sie aus ihrer schmachvollen Niedrigkeit zu erheben gesucht, ihnen bleibende Wohnstätten anweisen, sie zu Waffenehren befördern wollen, aber sein eigner Untergang ließ sie nur um so tiefer in das Elend zurückfallen, und das räthselhafte Volk schloß sich wieder um so mehr in sich selber ab. Sie wurden zum österreichischen Kriegsdienste herangezogen, und man rühmte sie als gute Soldaten, doch wollte man wissen, daß sie als solche die Abhärtung und Unverdrossenheit bald verlören, welche bei ihnen in freiem Umherschweifen oft an das Fabelhafte gränzten.

Als eine Reihe von Regentagen eintrat, wurde der Zustand, der bisher schon peinlich genug gewesen, wahrhaft verzweiflungsvoll. Man war buchstäblich auf die Stube beschränkt, draußen watete man im Koth, jeder Schritt war eine Anstrengung. Alles Exerziren wurde eingestellt, der Dienst nahm wenig in Anspruch. Daheim gab es keine Unterhaltung als etwa Rauchen und Kartenspiel. Unser enges Gemach, schon an sich übervölkert, nahm noch mehrere Gäste auf, Spielgenossen des Hauptmanns, welche den ganzen Tag nicht vom Platze wichen. Wir regneten völlig ein; keine Nachricht, keine Zeitung drang mehr zu uns, niemand empfing Briefe; Bücher waren weder im Dorfe noch im Regiment zu finden, mein kleiner Homer war in diesen Nöthen ein Schatz, für den ich dem Himmel dankte, aber ihn zu genießen war so leicht nicht. Zu halben Tagen saß ich draußen am Feuerheerd und suchte zu lesen; aber, wie drinnen die Kartenspieler, störten mich hier die Slowaken; in andrer

Zeit wären sie vielleicht der Gegenstand unterhaltender Beobachtung geworden, ihr Wesen verrieth manches Eigenthümliche, aber diesem nachzuspüren, die Hülle von Schmutz und Störrigkeit und Mißtrauen, unter der es versteckt lag, zu durchbrechen, fehlten mir damals Geschick und Stimmung. In der Verzweiflung fiel ich über die Früchte her, die der Herbst reichlich brachte, und aß immerfort Aepfel und Nüsse, als wenn es eine Kur gewesen wäre. Zuletzt warf ich mich tagelang auf mein Bett, in dessen Federn ich versank, und befliß mich einer völligen Unempfindlichkeit nach außen, um ganz den innern Bildern und Träumen zu leben, die ich leicht hervorrief, und die mich in ihrer Art beglückten. Allein dieses Glück mußte ich bald wieder aufgeben, denn der gewaltsamen Anspannung der Nerven folgte schnell die Erschlaffung, die um so bedenklicher war, als bereits die in Ungarn besonders gefährlichen Herbstfieber herrschten und leicht in Nervenfieber ausarteten, die auch schon in Wagha häufig vorkamen. Ein paar Tage fühlt' ich mich dem Erkranken ganz nahe, und flößte auch der Umgebung schon Besorgnisse ein, indeß kam ich mit einigen leichten Schauern noch glücklich ab.

Das Wetter klärte sich ein wenig auf, und ein frohes Ereigniß erheiterte meine Tage noch mehr. Alexander von der Marwitz, der mit dem Klenau'schen Chevauxlegersregiment ebenfalls nach Ungarn gekommen war, hatte meinen Aufenthalt erfahren, und kam mich zu besuchen. Ich war überglücklich, hier in dieser Oede einen norddeutschen Freund zu umarmen; auch ihm war ich jetzt mehr, das war deutlich, als ich jemals in früherer Zeit ihm hatte sein können. Das Bedürfniß, uns gegeneinander auszuschütten, war auf beiden Seiten gleich groß. Was hatten wir nicht alles zu erzählen, zu erörtern, wechselseitig in Erinnerung zu rufen! Wir sprachen von Rahel, von den Freunden, von den Kriegsvorgängen, den nächsten Aussichten und Planen, den persönlichen Begegnissen und Empfindungen. Ueber sein Mißgeschick in Olmütz ging er mit düstrem Unmuthe schnell hinweg, die schlimmen Folgen für ihn hatten sich auf kurze Haft beschränkt, er suchte den ganzen Vorfall zu vergessen.

Seine sonstige Lage und Stimmung war ungefähr der meinigen gleich, nur daß ihn die Umgebung noch fremdartiger ansprach, als mich, er legte unwillkürlich immer einen idealern Maßstab an, und die Macht einer mißfälligen aber unabweisbaren Wirklichkeit brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Auch er litt gleicherweise an der Einsamkeit und an der Gesellschaft, auch er hatte nur ein Buch, an dem er sich labte, das er immer auf's neue las, nämlich Friedrich Schlegel's Gedichte, und da er meinen Homer entdeckte, schlug er mir vor, auf einige Zeit zu tauschen. Er hatte sich mit ernsten und schweren Dingen beschäftigt, aber er gestand mir, daß er unter dem Widerspruch und Druck einer schalen Alltäglichkeit sich endlich stumpf dieser hingegeben, und den Zeiten gemäß eine ihm sonst fremde Leichtfertigkeit angenommen habe. Durch unser Wiedersehen erglühte er auf's neue für höhere Ansichten. Er theilte mir einen Operationsplan mit, den er für den Wiederbeginn der Feindseligkeiten ausgearbeitet hatte, und was auch der kundigere Stratege dawider einwenden mochte, Geist und Kühnheit sprachen aus dem Werk, und mancher gesunde Gedanke lag darin, dessen Würdigung aber eher bei dem Feinde zu suchen gewesen wäre, als bei dem österreichischen Hofkriegsrathe.

Wir verlebten ein paar Tage sehr angenehm, soviel als möglich im Freien, denn die Gesellschaft der Offiziere, wiewohl alle dem Gaste die größte Zuvorkommenheit bezeigten, mußte unsre eigentlichen Gespräche mehr oder minder stören. Als Marwitz sich zur Abfahrt anschickte, gab der Regimentskommandant mir ungefordert Urlaub, den Freund auf einige Tage zu begleiten. Wir hatten die herrlichste Fahrt, genossen hundert neue Eindrücke, und gelangten beim prachtvollsten Sonnenuntergang in die Klenau'schen Quartire.

Hier war das Leben reichlicher ausgestattet als bei uns, hier hatte man besseren Zufluß aller Art, und wußte doch einigermaßen, was in der Welt vorging. Es hatten sich eben neue Kriegsgerüchte verbreitet, und die jüngern Offiziere äußerten laut ihre Freude, während die ältern ungläubig blieben, und Marwitzens Schwadronskommandant, der besonnene und wohlunterrichtete Rittmeister Baron von Selby

unerschütterlich behauptete, der Frieden sei nur allzugewiß, und werde je später nur desto ungünstiger geschlossen werden. Auch mir wurde in diesem fremden Regimente die gastlichste Aufnahme zu Theil, und wir konnten nicht umhin, öfters unsre Betrachtungen darüber auszutauschen, wie bieder und herzlich diese Oesterreicher im Allgemeinen seien, wie kameradschaftlich sie zusammenlebten, in wie gutem Ton und wechselseitiger Anerkennung, wobei denn doch schroffe Gegensätze nicht ausgeschlossen waren, und sich nicht selten hart berührten; aber leicht war alles geschlichtet — wenn auch bisweilen erst durch die Waffen —, und ausgesöhnt und vertragen ließ der Zwist im arglosen Weiterleben keine Spur zurück. Wir gestanden uns, daß bei unsern norddeutschen Landsleuten dergleichen Erscheinung seltner hervortrete, und daß sie hier mit dem ganzen Zustande Oesterreichs tief zusammenhänge; das militairische Band hatte hier Ungleichartigeres zu verknüpfen, und machte sich daher um so stärker geltend, während auch innerhalb desselben eine besondere Bildungsstufe gegen die gewöhnliche Umgebung schärfer abschnitt.

Wir fanden auch hier schöne Spazirgänge, die uns im Genusse der nächsten Naturreize zu den fernsten Gegenden und Zeiten entführten, besonders ergötzte uns das Homerisiren, das heißt das Hersagen, Besprechen und Anwenden Homerischer Verse, die uns in einem seltenen Grade geläufig waren. So entgingen denn auch die prächtigen ungarischen Viehherden in dieser Beziehung unsrer Aufmerksamkeit nicht, und waren ganz dazu gemacht, die griechischen Bezeichnungen zu tragen, ja diese wurden erst recht wahr an ihnen, an diesen stattlichen, kraftvollen und in ihren Bewegungen majestätisch-graziösen Farren und Kühen, mit den mächtigen, breit ausgebogenen Hörnern, den großen, ruhigen Augen, die wir mit Staunen und Wohlgefallen auf den Weideplätzen betrachteten. Einmal jedoch, als eine gewaltige Färse uns auf dem Rasen, wo wir uns hingestreckt hatten, immer näher kam und ebensowohl feindlich als nur neugierig sein konnte, beschlossen wir die Störerin zu verscheuchen, und warfen nach ihr mit kleinen Steinen, die umher lagen; anfangs fehlten wir und ärgerten uns über unsre wenige Geschicklichkeit,

während der Feind unbekümmert vorschritt, und unsres Bemühens zu spotten schien; daher wir uns aufrichteten, und nun größere Steine mit erhöhtem Eifer schleuderten; alsbald gelang ein Wurf, und das schöne Thier, schmerzlich getroffen, stand still, sah uns mit den großen Augen eine Weile vorwurfsvoll an, wandte dann ruhig um, und schritt langsam in den Busch zurück, aus dem es hervorgekommen war. „Haben Sie das gesehen?" rief Marwitz, „welch imposanter Rückzug!" — Ja, versetzte ich, die Kuh hat sich vortrefflich betragen, wir aber sehr schlecht! — Wir schämten uns, und obschon wir lachen wollten und wirklich lachten, so blieb doch das ernste Gefühl der Scham in voller Kraft, wir gestanden uns, daß wir durch das Thier eine sittliche Lehre empfangen hatten, die wir in gutem Werthe zu halten dachten, wie denn wirklich nach mehreren Jahren, als wir uns in Berlin wiedersahen, Marwitz mich nachdrücklich fragte, ob ich noch der Kuh in Ungarn gedächte, die uns so blamirt habe? —

So geschieht es, daß unser Sinn, während er für allgemeine Zustände, in deren Mitte wir leben, sich zur Unempfindlichkeit verhärten muß, einzelne Vorgänge, die uns persönlich durch einen sittlichen Kern anstoßen, mit aller wohlbewahrten Weichheit umfaßt. Gewiß hatten wir die Gewaltsamkeit der Kriegszustände in tausend schreienden Zügen der Härte und des Unglücks vor Augen, und konnten in jeder Stunde hundertmal unsre Menschenliebe und unser Rechtsgefühl empört finden; ja wir halfen wohl gar unwillkürlich durch unsern Stand das Unrecht und die Leiden mehren, welche unsern Mitmenschen widerfuhren; aber diese Mißgeschicke waren nicht mit zarter Wehmuth zu behandeln, sondern bedurften eher der zornigen Kraft eines Helden, der zu sein der Unberufene sich nicht anmaßen darf, dem aber, wenn er erscheint, zu folgen und beizustehen jeder berufen ist. Zwar die Feindseligkeiten waren eingestellt und Blut wurde jetzt nicht vergossen, aber schwerer als Tod und Wunden auf dem Schlachtfelde trafen jetzt Krankheiten unser armes Kriegsvolk und wütheten schrecklich in seinen Reihen! Der erkrankte Soldat gab sich augenblicklich verloren, und er war es fast

immer, denn in das Spital gebracht, konnte er in den seltensten Fällen der Ansteckung der dort schon herrschenden Faulfieber entgehen! Schon hatten auch die Spitäler keinen Raum, die unglücklichen Leute lagen schaarenweise unter Wagenschuppen, oder auch in Höfen unter freiem Himmel, aller Nässe und Kälte des Oktobers ausgesetzt; es fehlte in den meisten Orten an schicklichen Gebäuden, die ansehnlichern gehörten fast immer den Edelleuten oder bevorrechteten Körperschaften, die nach ungarischem Gesetz keiner Einquartirung unterworfen sind. Man suchte die Noth dadurch zu mindern, daß man die Kranken zu Tausenden nach Niederungarn schaffte; ich selbst habe zahlreiche Stromkähne mit solcher traurigen Ladung die Wag hinabeilen sehen, um nachher auf der Donau weiter zu schiffen; manche der Kähne, die bei Wagha anhielten, hab' ich bestiegen, und das Herz mußte sich bei dem Anblick empören! Die übergedeckten Bretter hielten nicht überall den Regen ab, an gehörige Erwärmung, Erquickung und Pflege war nicht zu denken; die Ausdünstungen des Flusses verursachten schnelle Verschlimmerung, die spärlichen Arzneien blieben wirkungslos unter diesen gehäuften Nachtheilen. Ob und wo die Armen lebend anlangten, hab' ich nicht erfahren; aber es ist gewiß, daß keiner von ihnen zurückkehrte.

Dieser Zustand, den wir heftig besprachen und der unser Menschengefühl empörte, hatte nebenher auch seine politische Wichtigkeit. Das ganze Heer, welches im August und September mit bewundernswürdiger Anstrengung sich wieder stark und schlagfertig aufgestellt hatte, sank im Oktober auf die Hälfte seines Bestandes zurück, und die Angabe, daß neunzigtausend Kranke gezählt wurden, war ein Hauptgrund, den Frieden um jeden Preis nöthig, die Wiederaufnahme des Kampfes für ganz unmöglich zu erachten. Unter solchen Umständen mußte auch dem Eifrigsten jede Lust und Hoffnung des Krieges erlöschen, und auch wir, die wir noch an künftigen, in besseren Händen nochmals möglichen Aufschwung dieser Sachen glaubten, mußten uns eingestehen, daß für jetzt ein schleuniger Frieden zu wünschen sei.

Für Marwitz und mich führten diese Verhältnisse noch

eine hartbedrängende persönliche Beziehung herbei. Wir gehörten Oesterreich nicht an, wir waren gekommen, um gegen die Franzosen zu fechten, der Frieden schnitt uns von diesem Zwecke völlig ab; wir mußten neue Bahnen eingehen, und im österreichischen Friedensdienste zu bleiben, war ein eben so bedeutender Entschluß, als den Abschied zu nehmen. Doch schien, bei dem traurigen Zustande Norddeutschlands und bei der Schwierigkeit, mit unsern erschöpften Mitteln nach England oder Spanien zu gelangen, der österreichische Dienst uns ein für die nächste Zeit nicht zu verscherzendes Gut, die einzige Stätte, uns für bessere Zeiten sicher und ehrenvoll aufzubewahren! In Marwitz, dessen Stellung fester und einfacher war, gediehen diese Ueberlegungen schon damals zu reifem Vorsatz, den er auch folgerecht ausführte. Ich, loser gestellt und in Wünschen und Möglichkeiten auf mannigfachere Entwickelungen angewiesen, konnte wohl vorläufig dieselbe Richtung einhalten, jedoch mit der Ungewißheit, ob ich nicht im nächsten Augenblicke würde genöthigt sein sie wieder aufzugeben.

Solch aufregende und beunruhigende Erörterungen konnten indessen den Gang unsres jetzigen Stillebens nicht ändern, und führten dasselbe in zwiefacher Richtung, nach außen in den gegebenen Verhältnissen, nach innen wie Geist und Phantasie es vermochten, gelassen fort. Kein einziger der beiderseitigen Kameraden verrieth einen Hang an der letztern Richtung irgend Antheil zu nehmen, oder hatte nur einen Begriff davon, aber alle ließen das Wesen gelten, ja ehrten dasselbe, ohne den Anspruch zu haben, in dasselbe einzudringen; wir konnten nicht umhin, dies als eine ächte Freisinnigkeit anzuerkennen, die wir auch unsrerseits üben lernten, indem wir für jede einzelne Eigenschaft und Tüchtigkeit in unsrer Umgebung einsichtig und gerecht zu sein strebten, und hiebei mit Verwunderung oft Gutes und Bestes fanden, wo wir es am wenigsten erwartet hatten. Blieb uns eine gewisse norddeutsche Bildung, wie sie litterarisch überliefert wird, für uns selber ein unentbehrliches Element, so erließen wir dasselbe doch gern den Andern, wo das Licht ohnehin nur als Blendung hinstreifte. Wir erkannten uns zu dieser Billig-

keit eigentlich ſchon durch Rahel angeleitet, denn wie unſre Kammeraden unter, ſo ſtand ſie offenbar über jenem Flitterſcheine, der in letztem Betracht ja wirklich nur Werth hat, inſofern er ein Weſentliches ausdrückt oder auszudrücken fähig iſt. Zu Rahel kehrten unſre Unterhaltungen immer zurück, und hatte ich den Vortheil, ſie länger und genauer zu kennen, ſo ſtand Marwitz mir in Sinn und Eifer für ſie kaum nach.

Als ich in Wagha zurück war, fand ich den jüngern Bruder des Oberſten, Grafen Eugen zu Bentheim, angelangt, der den Bruder beſuchen wollte und deſſen Ankunft ungeduldig erwartete. Dieſer junge Mann, bildſchön und lebenskräftig, war kurz vor Ausbruch des Krieges bei der Reiterei in Dienſt getreten, hatte die ungeheuern Schlachten mitgefochten und eine ſchöne Hiebwunde davongetragen, nahm aber dieſe wichtigen Vorgänge in unbändiger Jugendlichkeit ſo leicht, als wären es Knabenraufereien geweſen, und alles trat in den Hintergrund vor dem nächſten Augenblicke der unmittelbaren Gegenwart. Da dieſe ziemlich leer und arm erſchien, ſo ſuchte er ſie durch Muthwillen zu beleben, deſſen Stoff in ihm unerſchöpflich war. Eben ſo gutmüthig als lebhaft und heiter, war ſein Treiben uns die willkommenſte Ergötzlichkeit, und es war nicht ſeine Schuld, wenn er nicht mit allen Offizieren binnen vierundzwanzig Stunden auf Du und Du ſtand. Er allein belebte den düſtern armen Aufenthalt und lockerte und verwirrte einigermaßen die Fäden, in welche unſre Tagesordnung verknüpft war. Die Erſcheinung des Oberſten wurde ſehnlich gewünſcht, und gab denn auch allem ſogleich ein neues Anſehen. Alle Läſſigkeit ſchwand, Eifer und Hoffnung traten an die Stelle, neue Ausſichten eröffneten ſich. Er trug den bei Wagram verwundeten Arm noch in der Binde, ſah leidend aus und noch längeren Ausruhens bedürftig, aber auch voll Muth und Feuer, und recht wie ein Anführer, dem man gern folgen mag; er hatte auf der Herreiſe Freunde geſprochen, die im Wechſel der Schwankungen gerade von einer kriegeriſchen erfaßt waren, und dieſe Täuſchungen hatte er mitgebracht.

Der jüngere Bruder blieb nur noch ein paar Tage und

ging dann wieder zu seinem Regiment. Für mich ordnete sich bald ein angenehmes Verhältniß, der Oberst bezeigte mir entschiedenes Wohlwollen, zog mich in seine Nähe und gewöhnte sich, der sonst gegen Untergebene ungemein zurückhaltend war, mit mir vertraulich zu reden, sowohl über allgemeine Sachen, als auch über solche, die ihn und seine Familie betrafen. Nicht wenig kam hiebei mir zu Statten, daß ich gleich ihm aus Westphalen stammte, ein Vorzug, der bei ihm sehr viel galt. Alles was ich mit Marwitz verhandelt hatte, kam auch hier wieder zur Sprache, wenn auch aus andern Gesichtspunkten und mit andern Ausdrücken. Ich erfuhr von dem Obersten den genauen Stand mancher hohen Verhältnisse, die in Oesterreich dem vertrauten Kreise der Vornehmen kein Geheimniß zu sein pflegen, aber es dabei doch für die übrige Welt oft lange bleiben. In allen Klassen und Gebieten findet sich dergleichen, was der Wissende nicht leicht preisgiebt, und die Freimaurer sagen nicht ohne Grund, wer ihr Geheimniß verrathe, habe dasselbe nie recht gewußt. Auch mir wurde alles, was mich über diese Hof- und Staatswelt vertraulich aufklärte, zur wahren Einweihung, es wurde mir angehörig, aber band mich zugleich, ich fühlte mich nur um so mehr als Oesterreicher. Schweigen ist keine Billigung, und was für das Leben des Tages gefesselt sein muß, wird für die Geschichte der Vergangenheit ohnehin wieder frei; das Recht der Wahrheit bleibt somit ungeschmälert, wobei indeß nicht außer Acht zu lassen ist, daß so vieles im Augenblicke Wichtige späterhin völlig unbedeutend wird, und gerade die Geschichte es ist, welche, indem sie die Form des Geheimnisses zerbricht, auch seinen Inhalt oft wegwirft. In den Verhandlungen jener Zeit jedoch stiegen, ich kann es nicht läugnen, auch trostlose Erbärmlichkeiten zu bleibender Bedeutung auf, weil die Staats- und Volksgeschicke leider wesentlich mit ihnen verflochten lagen! — Wir machten ein paar Ausflüge die Wag hinauf und hinab, nach Trentschin und Komorn, und sahen bei dieser Gelegenheit, daß unsre Sachen nirgends sehr glänzend standen, alle Anstalten waren vernachlässigt, bei der Vertheilung der Truppen schien der Zufall gewaltet zu haben, in den Arbeiten an den Werken

von Komorn zeigte ſich kein Eifer. Für die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten ſchien nichts vorbereitet.

Inzwiſchen wurden die kriegeriſchen Nachrichten wieder durch friedliche abgelöſt, und in den Truppen regte ſich faſt nur das Verlangen, baldigſt in die heimiſchen Standorte abzumarſchiren, wenigſtens für den Winter nicht in Ungarn zu bleiben. Der Oberſt, ungeduldig, beabſichtigte eine Fahrt nach Dotis in das Hoflager des Kaiſers, wo jetzt alle politiſche Betriebſamkeit vereinigt war, und ich ſollte ihn auf dieſer Reiſe als Adjutant begleiten. Ich freute mich ungemein, auf dieſe günſtige Weiſe dem Schauplatze näher zu treten, wo ſo viel Wichtiges zur Entſcheidung lag. Ich hoffte nun endlich auch Gentz und Friedrich Schlegel aufzufinden und mit ihnen von den Freunden in Berlin zu ſprechen. Schon war ein Tag für die Abreiſe vorausbeſtimmt und auch das Wetter ſchien ſich vollends aufzuheitern, als unerwartet alle frohen Ausſichten wieder ſchwanden.

Die noch unbefeſtigte Geſundheit des Oberſten wurde durch den Aufenhalt in Wagha, in der Nähe des Waſſers und ſo vieler Krankheiten, auf's neue erſchüttert, und ſeine Willenskraft, die anfangs dem Uebel trotzen wollte, bewirkte nur, daß der verzögerte Ausbruch um ſo heftiger wurde. Der Kranke wollte ſich noch immer nicht fügen und machte dem Regimentsarzt große Noth. Dieſer war ein guter Mann, auch geſchickt genug, aber etwas verzagt, und alles was der Kranke ſagte, klang ihm noch zu ſehr als Befehl des Oberſten, dem zu gehorchen er gewohnt war. Er war daher ſehr erfreut, als der Oberſt verlangte, er ſolle mich zu Rathe ziehen. Das Brown'ſche Syſtem, bei uns im Norden ſchon verdrängt, ſtand in Oeſterreich eben in voller Blüthe und auch unſer Arzt war ihm zugethan. Mir waren dieſe Formeln noch geläufig und ich verſtändigte mich leicht mit ihm. Seinen Anordnungen konnt' ich unbedingt beipflichten, es kam nur darauf an, ihnen bei dem Kranken das Gewicht meiner Zuſtimmung zu geben. Ein Aderlaß that die beſte Wirkung, und die beginnende Geneſung machte mir außerordentlichen Ruhm. Ich aber mußte theils lachen, theils ergrimmen, daß die Ironie des Schickſals mich, der ich die

Medizin fliehend die Waffen erwählt hatte, inmitten der Waffen doch wieder auf die Medizin warf. Aber ich sollte diese Ironie bald noch schärfer empfinden!

Die Generale in Szered hatten die Erkrankung des Obersten erfahren und drangen darauf, daß er aus dem ungesunden Wagha nach dem besser gelegenen Szered gebracht würde. Vergebens thaten wir Einspruch, der Oberst selber wünschte in Szered zu sein, und die Stabsoffiziere entschieden, seinem Wunsche und dem Verlangen der Generale sei nachzugeben. Schon auf der Ueberfahrt verschlimmerte sich der Zustand und war gleich nach der Ankunft bedenklich. Statt des Regimentsarztes, der in Wagha blieb, übernahm ein Unterarzt, ein kenntnißreicher, wackerer Mann, der sich in Szered befand, die Kur, und verschrieb angemessene Arznei, die ich durchaus billigen mußte. Zum Unglück aber war ein Oberstabsarzt in der Nähe, und als der von dem vornehmen Kranken hörte, drang er bei uns ein, that die üblichen Fragen, erstattete den Generalen Bericht und machte ihnen begreiflich, daß ein Mann vom Stande durch einen Arzt von Rang behandelt werden müsse. Er kehrte mit hohem Auftrage zurück, löste den Unterarzt ab, verwarf die bisherigen Mittel und verschrieb andere, weit schwächere. Der Kranke phantasirte, merkte aber doch, daß ein andrer Arzt ihn behandelte, wurde darüber zornig und wollte nichts mehr einnehmen; da er sichtlich schlimmer wurde, und die Mittel offenbar unzulänglich waren, so erlaubte ich mir, dem Oberstabsarzt einige Bedenken zu äußern, die aber zur Folge hatten, daß er seine Arznei noch verringerte und höheren Orts vorstellte, wie unerhört und unstatthaft es sei, daß ein Fähndrich sich in ärztliche Sachen mische.

Eines Nachmittags wurde ich von dem Krankenbette, das ich weder bei Tag noch Nacht verließ, durch eine Ordonnanz abgerufen, weil mich jemand sprechen wolle, der unten vor dem Hause auf- und abging. Ein kleiner gedrungener Mann, von feinem und kräftigen Aussehen, sagte mir mit kurzen Worten, er sei der General Freiherr von Wacquant-Geozelles, unser Divisionär, und habe vom kommandirenden General Grafen von Sommariva den Auftrag, mich zur Rede zu

ſtellen und mir ſtreng zu unterſagen, in die mediziniſche Behandlung meines Oberſten irgendwie einzugreifen, wobei er in eignem Namen hinzufügte, er glaube wohl, daß ich in guter Meinung gehandelt, aber ich ſolle bedenken, welch gefährliches Spiel ich triebe, der Oberſt ſei ein Mann von größter Auszeichnung, im Heer und am Hofe höchſt geſchätzt, was ſich mit dem ereignete könne nicht unbeachtet vorübergehen, und wenn ſeine Krankheit einen ſchlimmen Ausgang nähme, würde es unfehlbar heißen, ich hätte ihn umgebracht; beten Sie nur zu Gott um ſeine Geneſung, ſchloß er ſeine Ermahnung, denn wenn er ſtirbt, ſo weiß ich nicht, wie Sie der ſchwerſten Verantwortung entgehen wollen! — Ich kannte den General ſchon von Wagram her und als einen unſrer tapferſten und gebildetſten Anführer. Ich hatte ihn ausreden laſſen, und obwohl im Innern heftig bewegt, erwiederte ich doch mit möglichſter äußerer Ruhe: wenn der Oberſt an dieſer Krankheit ſtürbe, ſo würde ich dies als ein ſo großes Unglück empfinden, daß mir alles, was mich ſonſt beträfe, dagegen gleichgültig wäre; ich aber hoffte, der Kranke werde geneſen, und geſchähe das nicht, ſo wäre nicht ich, ſondern der Eigenſinn und Dünkel des Oberſtabsarztes Schuld, der ihn unrichtig behandle, und deſſen Takt und Kenntniß ich für äußerſt gering erklären müßte. Darauf erzählt' ich ihm den ganzen Hergang, wie der Oberſt, von meinen Studien unterrichtet und meiner Einſicht ganz vertrauend, nur auf mich hören wolle, wie von ihm ſelbſt und von den Stabsoffizieren des Regiments mir anbefohlen ſei, bei ihm zu bleiben, und wie ich nicht freventlich noch leichtfertig, ſondern in der Noth der Umſtände, und dabei mit ſichrem Bewußtſein, mich einer Aufgabe unterzogen, die ich allerdings lieber gemieden hätte; ich legte ihm darauf dar, wie der Oberſtabsarzt nur ſchwache Mittel anwende, mit denen ein ſolches Nervenfieber nicht könne bezwungen werden, in vierundzwanzig Stunden ſei es vielleicht zu ſpät, und ich ſei entſchloſſen, dem Kranken, wenn man nicht durch Gewalt mich verhindre, noch in dieſer Nacht Moſchus und Kampher zu geben, weil ich wiſſe, daß dieſes die rechten Mittel ſeien, dies hätte ich auch ſchon, weil ich der Verantwortung nicht

feige mich entziehen wolle, dem Unterarzt vertraut, der glücklicherweise mein Urtheil bestätigt, und mir auch die Arzneien verschafft habe; ich schloß mit der Erklärung, nachdem ich nun mein Gewissen befreit und die Lage der Dinge dargelegt, müsse ich mich gänzlich der höheren Entscheidung überlassen, und wenn der Herr General mir befehle, zum Regimente zurückzukehren, so würde die nächste Viertelstunde mich nicht mehr hier finden; was aber dann aus dem Kranken werden möge, das wolle ich nicht verantworten.

Ich will nicht läugnen, daß der Eifer dieser Rede, wiewohl vor allem ein gutes Gewissen sie stärkte, doch zum Theil auch durch das Gefühl der wirklich beängstigenden Lage geweckt wurde, in die ich mich gedrängt sah. Ich fühlte, daß ich Ursache hatte, hier alle Kraft aufzubieten, um die unglücklichste Niederlage abzuwenden. Wir gingen vor dem Hause, und standen auf Augenblicke still, während welcher der General mich mit durchforschenden Augen prüfte. Der treffliche Mann erkannte bald, daß hier ganz außergewöhnliche Umstände walteten, und erwog die mannigfachen Momente mit rascher Umsicht. Das Ergebniß war, daß er meinen Eifer und meine Hingebung rühmte, mein Verbleiben bei dem Kranken für unerläßlich erklärte, auch keineswegs mir die Hände binden wollte, so zu verfahren, wie ich es vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen könnte, nur gab er mir wiederholt zu bedenken, daß ein schlimmer Ausgang mir die Rechtfertigung vor den Menschen fast unmöglich machen würde! — Mit bestürmtem Innern kehrte ich zu meinem Kranken zurück, der inzwischen unruhig nach mir verlangt hatte. Mein Entschluß wankte nicht, und ich gab die schon bereitgehaltene Arznei. Mich konnte nicht stören, daß auch noch der Kommandirende, Graf von Sommariva, mich zu sich auf das Schloß beschied, und auf den empfangenen, wiewohl vortheilhaften Bericht des Generals von Wacquant mir doch dessen Warnungen nochmals einschärfen wollte. Die ganze Nacht und den folgenden Tag und abermals die ganze Nacht hindurch ließ ich regelmäßig Dosis auf Dosis folgen, unter größter Anspannung des Körpers wie des Gemüths, es war ein Kampf auf Leben und Tod. Endlich erfolgte

die Kriſis, die Krankheit war überwunden, die glücklichſte Herſtellung in Ausſicht. Aber nun galt es doppelte Sorgfalt, um alle ſchädlichen Einflüſſe abzuwehren, nicht nur ſolche, die der Zufall und der ſehr eigenwillige Kranke ſelbſt herbeiführen konnte, ſondern auch die einer blinden ärztlichen Behandlung, welche den unerwarteten Erfolg als ihr Verdienſt anſprechen wollte. Eine Veränderung, welche in der Stellung der Truppen vorging, entfernte glücklicherweiſe den Oberſtabsarzt, und nur ein wackerer Oberarzt, Dr. Maſchka — wenn ich mich recht erinnere, vom Regimente Erzherzog Rainer — beaufſichtigte die weitere Geneſung.

Dieſe ſchritt jedoch überaus langſam vor; wir waren im tiefſten, unfreundlichſten Herbſt, die Wohnung eng und ſchlecht, es fehlte an allen Unterſtützungen; auch die Generale hatten Szered verlaſſen, und ihre Theilnahme und Autorität mußten wir in ſo manchen Fällen ſehr vermiſſen. Wir hatten Quartir bei einem katholiſchen Pfarrer, der nebſt einer Schweſter, die ihm ſein Hausweſen führte, nur unmuthig die aufgebürdete Laſt ertrug, und jede kleinſte Gefälligkeit verſagte. Der Name Ketzer zeigte genug, was man von uns hielt. Glücklicherweiſe befand ſich außer der Dienerſchaft des Oberſten noch ein Korporal als Ordonanz bei uns, der unter dieſen Umſtänden uns zur größten Hülfe wurde. Er hieß Buſch, und war von Köln am Rhein gebürtig, alſo eine Art Landsmann von mir und dem Oberſten. „Laßt mich nur machen!“ rief er, „ich bin aus einem erzkatholiſchen Ort, ich will gut kölniſch mit den Leuten reden; mögen ſie uns die Hölle heiß machen, aber nur auch das Feuer im Ofen und auf dem Heerd nicht ſparen!“ Wie er es angefangen, bleibe dahingeſtellt, genug er ſetzte ſich bei dem Bruder in Anſehn und bei der Schweſter in Gunſt, ſchaltete in der Küche nach Belieben, ſorgte für gute, reinliche Brühen, und uns Allen kam ſeine Bemühung zu ſtatten. Das Eine hatte er ſich ausgebeten, daß er ſich für einen Feldwebel ausgeben dürfte, denn als Korporal würde er kein Glück machen; die Scheinerhöhung wurde gern erlaubt, und dem durchtriebenen, in Liſten und Anſchlägen gewandten Mann gelang es in kurzer Zeit, den Schein zur Wahrheit umzuwandeln, er führte,

als er zum Regimente zurückkehrte, anstatt des Haselstocks wirklich das spanische Rohr. —

Wie die Kräfte des Obersten nur etwas zunahmen, wuchs auch seine Ungeduld und die Schwierigkeit ihn zu behandeln. Er verlangte die Regimentsgeschäfte zu führen, wollte den Stand der politischen Angelegenheiten wissen, ereiferte sich über die Unkunde, in der wir lebten, äußerte den größten Mißmuth, und begehrte aus der Enge in die große Welt hinaus. Da der Frieden nicht zu bezweifeln war, so dachte er den Dienst auf eine Weile zu lassen, nach Pisa zu reisen, und in den dortigen Bädern sich von Wunden und Krankheit zu erholen, so wie des Unglücks der Zeit zu vergessen. Ich sollte ihn auf dieser Reise begleiten, und mußte vorläufig den Plan, der ihn schmeichelhaft beschäftigte, seinen Angehörigen mittheilen, besonders auch seiner Schwester, der Fürstin von Solms-Lich, die er zur Mitreise zu bereden wünschte. Das Regiment lag noch immer in Wagha, in dem traurigen Orte durch die Entfernung des geliebten Obersten völlig verwaist; täglich kamen Offiziere trotz Wegen und Witterung herüber geritten, um von seinem Ergehen zu hören, und als man ihm davon sagte, wollte er sie sprechen, forderte die Stabsoffiziere zu sich, und warf sich in ein Gewirr von Sorgen und Anliegen, das weit über sein Vermögen ging. Diese Aufregung der Nerven wurde bedenklich, es konnte ein Rückfall Statt finden, den zu verhüten wir alles aufboten. Sowohl die Stellung als die Gemüthsart des Kranken erforderten hiebei die zartesten Rücksichten, und es fügte sich von selbst, daß die Last der Dinge hauptsächlich auf mich fiel, sei es, daß eine Weigerung gegen ihn durchzusetzen, oder eine Thätigkeit in seinem Namen auszuführen war. Seine Dankbarkeit für mich erwies sich vorzüglich in dem gränzenlosen Zutrauen, das er mir nun schenkte, und nicht nur in Sachen, in denen ich dasselbe rechtfertigen konnte, sondern auch in Beziehungen, wo dies unmöglich war. Seinem Urtheil und seiner Willensmeinung konnte ich wohl schriftliche Gestalt geben, und allenfalls auch die eigne Meinung dabei geltend machen, allein, wenn er die Höherstehenden geradezu an mich verwies, und ihnen

ſagte, ſie ſollten nur nach meinem Ermeſſen thun, ſo mußte dieſe Ungehörigkeit mich in die größte Verlegenheit bringen und den verdrießlichſten Verwickelungen ausſetzen.

Mein Verhältniß zu dem Oberſten war im Regimente bald bekannt, und zog mir mancherlei Anſprachen und Geſuche zu, die nicht immer ohne Schwierigkeit abzuweiſen waren. Sogar Stabsoffiziere ließen ſich herab, den Herrn Fähndrich zu bitten, daß er ihren Wünſchen förderlich ſein möchte. Abläugnen konnte dieſer ſeinen Einfluß nicht, denn der Oberſt ſelber ſagte immerfort: „Sprechen Sie nur mit dem Herrn Fähndrich.“ War mir aufgetragen, ein günſtiges Zeugniß oder Empfehlungsſchreiben auszufertigen, wie öfters vorkam, ſo ließen freilich die Ausdrücke und Wendungen ſich leicht von der Art finden, daß die Empfänger wohl befriedigt waren, und nie etwas Geſchickteres geſehen zu haben betheuerten, wobei die ganze Zierlichkeit und Kraft bisweilen nur auf einem gutangebrachten „ſowohl — als auch“ beruhten. Allein es kamen auch Geſuche, die ich dem Oberſten zur Unterſchrift nicht vorlegen wollte, ſondern auf die Zeit ſeiner völligen Herſtellung verwies. In den Tagen, wo ſein Zuſtand die größte Ruhe forderte, kamen die Hauptleute von Marais und von Pirner zu mir, im Auftrage des Oberſtlieutenants von Liezenmayer und Namens aller Offiziere, um mir vorzuſtellen, es ſei zuverläſſige Nachricht eingegangen, daß in Ausſicht des nicht mehr zweifelhaften Friedens binnen wenigen Tagen ein höchſter Befehl alles Avancement einſtellen werde, da ſei es dringend nöthig, für dieſen Fall die noch vorhandenen Lücken unverweilt auszufüllen, der Oberſt würde außer ſich ſein, wenn er ſpäterhin ſähe, daß dies verſäumt worden, von ihm aber müſſe die Sache ausgehen, ſeine Unterſchrift ſei durch keine andre zu erſetzen, nun ſeien zwei Lieutenantsſtellen im Regimente offen, und zwei Fähndriche könnten noch das Glück dieſer Beförderung genießen, der eine ſei von Rechts wegen der dienſtälteſte Fähndrich, ein tapfrer Soldat, eben erſt von ſeiner bei Znaym empfangenen Wunde geneſen, der andre möchte ich ſelber ſein, an dem zwar nicht die Reihe ſtehe, der aber in Betracht der ebenfalls erlittenen Verwundung dieſe Auszeichnung wohl verdiene. Ich fragte,

was der nächstfolgende Fähndrich, dem ich mich vorschieben sollte, für ein Mann sei? „O ein tüchtiger, ehrenhafter Krieger, dem alles Gute zu gönnen ist! Aber leider zwei Stellen sind nur offen!“ Ich ließ mir die schon bereitgehaltenen Papiere geben, füllte die leergelassenen Namenlücken aus, und ging zu dem Obersten hinein, den ich mit dem Zwecke bekannt machte und um seine möglichst feste und deutliche Unterschrift bat. Als ich wieder hinauskam und den beiden Hauptleuten die nun vollzogenen Ernennungen übergab, sahen diese mit Erstaunen die Fähndriche Trinkwalter und Wolfszettel zu Lieutenants befördert. Sie umarmten mich voll Rührung. Ich versicherte sie, ich hätte nichts gethan, als mir das Recht bewahrt, künftig unter den Offizieren freien und offnen Blickes zu erscheinen, denn wenn ich diese Umstände für mich zum Nachtheil eines braven und mehrberechtigten Kammeraden benutzt hätte, so würde ich stets die Augen haben niederschlagen müssen. Das Regiment aber pries über die Maßen meine Selbstverläugnung, und alle Offiziere, ältere wie jüngere, bezeigten mir um so mehr Achtung und Wohlwollen. Ich hatte wirklich nur die unerläßlichste Pflicht und wahrhaftig ohne den geringsten Kampf erfüllt; auch um höheren Preis hätte ich nicht anders handeln können, aber freilich galt meinem Sinn und Absehen ein solches Aufsteigen in den untersten Graden nicht als ein so großes Heil, wie es allerdings für diejenigen erscheinen mußte, deren ganzes Lebensziel innerhalb dieser Stufenfolge lag.

Unser Aufenthalt wurde von Tag zu Tag unangenehmer, besonders da die Truppen aus der Gegend mehr und mehr wegzogen, und auch an das Regiment in Wagha die Reihe kam; dasselbe auf den langsamen Herbst- und Wintermärschen durch das Slowakenland und Mähren nach Böhmen zu führen, konnte der Oberst ruhig dem bisherigen Kommandanten überlassen, weder Pflicht noch Ehrgeiz litten dabei, und zum Ueberfluß empfing er von obenher sogar die freundliche Aufforderung, sich demnächst in Wien einzufinden, den Zeitpunkt aber, daß der Weg dahin frei würde, einstweilen in Tyrnau abzuwarten. Wir benutzten den ersten etwas sonnigen Tag,

uns mit gehöriger Vorsicht in diese Stadt überzusiedeln, wo wir leidliches Quartir und manche Hülfsmittel fanden, die uns nach der langen Entbehrung in Szered von großem Werthe waren. Es gab wieder Zeitungen zu lesen, einige Bücher, auf den Straßen zeigte sich einiges städtische Leben, die Kaufläden, die Handwerke lieferten manches, was der Augenblick wünschenswerth machte. Unter andern fand sich ein Schachspiel, und der Oberst freute sich, mir darin überlegen zu sein und sich als mein Lehrmeister zu benehmen.

In Tyrnau, wo jetzt vielfacher Durchzug war, fehlte es nicht an Besuchen; ich sah hier den Obersten von Oberndorf wieder, der mich in Wagram zuerst an Bentheim gewiesen hatte, und mich nun beglückwünschte, daß ein so gutes Verhältniß entstanden sei; der General Graf von Weißenwolf war eine willkommne Erscheinung, er wußte seine Laune und soldatische Derbheit angenehm zu verbinden, und erzählte beißende Anekdoten mit großer Gelassenheit; auch der General von Wacquant fand sich zu einem Besuch ein, wobei er mich zwar besondrer Aufmerksamkeit würdigte, aber doch jede Anspielung auf jenes frühere Begegniß vermied, gleichsam als grause ihm noch vor der Gefahr, in der er mich damals schweben gesehen; sein Beruf zur Diplomatie, in welcher seine Thätigkeit nicht weniger als im Kriege sich hervorgethan, wurde in solchen Zügen auch bei geringen Anlässen kenntlich. Mehr als alles erfreute mich das unerwartete Eintreten von Marwitz; er hatte mich abermals ausgespürt, und wünschte mir Nachrichten aus Berlin mitzutheilen; jedes Gespräch mit ihm war mir ein Reiz und ein Gewinn, jedoch mußte ich diesmal einen großen Theil der Unterhaltung dem Oberst überlassen, der an Marwitz das ausgezeichnetste Wohlgefallen hatte, und auch ihm den vortheilhaftesten Eindruck machte. Die militairischen Ereignisse, die politischen Aussichten wurden gründlich und geistreich besprochen; inmitten der traurigsten Demüthigung, die der unglückliche, schmachvolle Frieden uns gebracht, während die Truppen mit gesenkten Fahnen in geschwächter Zahl heimzogen, nach dem größten Länderverlust, dem auch alles vorräthige und noch zu erschwingende Geld nachfolgen mußte, gab und empfing der ungeschwächte Kriegs-

muth schon wieder Handschlag auf neue Waffenentscheidung; nach vier Jahren, hieß es, werde Oesterreich erholt sein, und sein Heer auf's neue in's Feld rücken; den Frieden könnten wir uns als Waffenstillstand gefallen lassen. Auf welchen Umwegen sich diese Vorhersagung erfüllen würde, das lag ungeahndet in Dunkelheit.

Auf des Obersten dringende Einladung kam Marwitz noch ein zweitesmal nach Tyrnau. Es war eine neue Erhellung der im Grunde doch langweiligen Dämmerung, in der ich hinlebte. Als er eben zum Heimfahren in den Wagen steigen wollte, ereignete sich das Glück, daß mir ein Brief eingehändigt wurde, ein Brief von Rahel, der erste und einzige, seit meinem Weggehen von Berlin! Er war vom 8. Juli, und hatte vier Monate herumgeirrt, eh' er mich endlich in diesem Neste hier traf! Ein solcher Augenblick ist nicht zu schildern, und daß Marwitz ihn noch mitgenoß, mußte mir ihn auch in Rahel's Sinn erhöhen. Wir vertheilten die theuren Blätter, und lasen gleichzeitig. Denn mir fiel nicht ein, daß für Marwitz, den ich von gränzenloser Verehrung für Rahel erfüllt sah, etwas geheim zu sein brauchte. Der Oberst gestand, unsre Ergriffenheit übersteige sein Verstehen, von solchem Verhältnisse habe er bisher keinen Begriff gehabt, nun sehe er wohl die Wirkung, aber das müsse ein wunderbares Wesen sein, dem wir vereint so anhingen. —

Auch den Obersten traf noch in Tyrnau zuletzt eine Neuigkeit, die ihm Geist und Gemüth lebhaft ansprechen mußte. Die Offiziere des Regiments hatten einstimmig beschlossen, für ihn den Theresienorden zu fordern, und deßhalb dem Ordenskapitel, das zum Schlusse des Feldzugs Statt finden sollte, ihr Ansuchen eingereicht. Die Regel dieses Ordens bestimmt zwei Bedingungen, unter denen allein er angesprochen werden kann, nämlich daß eine Waffenthat unbefohlen aus freiem Entschlusse ausgeführt worden, und daß ein erheblicher Vortheil dadurch entstanden sei. Beide Bedingungen wären erfüllt, sowohl durch den gelungenen Angriff am Abend des 5. Juli, als durch den nicht minder furchtbaren am Abend des 6., bei welchem der Oberst ver-

wundet worden war. Seine Ansprüche wurden durch das Zeugniß des Regiments, durch das der höchsten Generale, und besonders durch das gewichtige und höchst günstige des Erzherzogs Karl, auf das bündigste begründet. Wenn man weiß, was der Theresienorden im österreichischen Heere bedeutet, so begreift man wohl, daß diese Angelegenheit mit großer Spannung und eifrigster Sorgfalt behandelt wurde. Es gab mancherlei zu erwägen, und viel zu schreiben; mir lag die Beschäftigung mit dieser Sache sehr an, und ich freute mich ihrer als wäre es meine eigne. Aber noch ein Offizier des Regiments, Hauptmann von Weitenfeld, hatte Ansprüche auf den Theresienorden, und auch ihm suchte ich nach Kräften förderlich zu sein. Daß er am Abend des 5. Juli bei dem Anstürmen der Franzosen vor der Fronte des Regiments den Erzherzog Generalissimus aus der Mitte von vier Franzosen herausgehauen, dem einen, der eben abfeuern wollte, das Gewehr weggeschlagen, den andern, der nach den Zügeln des Pferdes griff, niedergestochen, und die beiden übrigen in die Flucht gejagt hatte, war bezeugte Thatsache; zweifelhaft konnte nur sein, wie hoch man den Werth dieses Heldenstücks anschlagen würde. Der Hauptmann selbst rechnete nicht sehr auf den Orden, aber um so sichrer auf ehrenvolle Anerkennung, die ihm auch gebührend zu Theil wurde.

Nachdem dies alles, so weit es jetzt geschehen konnte, in Ordnung und Bereitschaft gebracht war, kam endlich die längstersehnte Nachricht von dem Abzuge der Franzosen von Wien, wo noch zuletzt, ohne Fug und wie zum Hohn, auf Befehl Napoleon's die Festungswerke gesprengt worden waren. Ergrimmt über solches Verfahren, aber doch froh, nur endlich die Hauptstadt frei zu wissen, beeilten wir die Abreise, und verließen Tyrnau und Ungarn, nach einem zweimonatlichen Aufenthalt, ohne sonderliches Bedauern. Gegen Ende des Novembers langten wir wohlbehalten in Wien an.

Zwanzigster Abschnitt.

Nach dem Wiener Frieden.

1809. 1810.

Wie ganz anders jetzt bot Wien sich dem Anblick dar, als noch vor wenigen Monaten! Ich hatte die Stadt im Sonnenschein verlassen, erfüllt und belebt von Glanz und Ueppigkeit, — zwar des Feindes, aber eines Feindes, der zu gefallen suchte, — aufgeregt in den Ansprüchen des Tages und gespannt in Erwartung der nächsten Zukunft; jetzt, in Dunst und Regen eingehüllt, entblößt des fremden Glanzes und der Wiederkehr des eignen noch ungewiß, nun entschieden die gebrachten Opfer und erlangten Nachtheile überschauend, gedemüthigt durch den Frieden, noch hart bedrängt und unselig bedroht durch dessen nächste Folgen, — das waren in der That starke Verdunkelungen des vorher so hellen Bildes! Die Augen wurden zumeist beleidigt durch den nach allen Seiten unvermeidlichen Anblick der Bollwerke, die zerrissen und gestürzt als mächtige Trümmer den Kern der Stadt umlagerten. In den bürgerlichen Verhältnissen begann die Entwerthung des Papiergeldes, das aus den abgetretenen Ländern zurückströmte und immer tiefer sank, als ein neues Unheil fühlbar zu werden, und Sorge, Mißmuth und Widerwillen brachen aller Ecken und Enden hervor. Damit kein Uebel fehlte, suchte die Verstimmung auch den Gegensatz auszubeuten, der zwischen den Dagebliebenen und den Wieder-

kehrenden sich finden ließ; diese warfen jenen vor, mit dem Feinde zu freundlich gewesen zu sein, worauf die erstern mit der Anklage antworteten, daß sie dem Feinde preisgegeben, daß überhaupt der Krieg so schlecht ausgefochten worden.

Gleich nach uns war der Kaiser Franz in Wien eingetroffen und hatte durch diese schnelle Wiederkehr die Einwohner freudigst überrascht und wirklich beglückt. Für einen Augenblick war alle Unzufriedenheit und Klage vergessen; man frohlockte, den geliebten Herrscher wiederzusehen; man drängte sich ihn zu sehen, ihm auf alle Weise zu bezeigen, wie er geliebt sei, wie sein treues Volk an ihm hänge. Im Burgtheater, wo er Abends in der Loge zuerst öffentlich erschien, jauchzte ihm unendlicher Jubel entgegen, das Beifallklatschen und Leberufen wollte gar nicht enden und die dankenden Grüße und Verbeugungen des Kaisers mußten seine Kräfte beinah erschöpfen. Ich war sehr nah, und seine schmächtigen, kummervollen Züge rührten mich tief; nur verwunderte mich die blitzartige Schnelligkeit, mit der sie vom Ernst in Freundlichkeit und von Freundlichkeit wieder in Ernst übersprangen, denn der Anlaß zu solchem Wechsel erneuerte sich immerfort. Man gab ein damals beliebtes Stück „Agnes Sorel", worin der Anspielungen auf einen bedrängten unglücklichen Fürsten genug vorkamen, die von den Zuschauern mit Leidenschaft aufgefaßt wurden und immer auf's neue einen Sturm der Begeisterung erregten. Niemand schien ein Arg dabei zu haben, daß die Vorgänge auf der Bühne mit dem Geschicke des Kaisers doch auch bittre Gegensätze lieferten, und daß man ihm ein Bild alles dessen vorhielt, was ihm nicht zu Theil geworden war. Drei Nächte hindurch war die Stadt freiwillig beleuchtet und neues Leben schien die Bürger zu beseelen, mit dem Kaiser war ihnen Muth und Zuversicht wiedergekehrt. Doch jemehr die Liebe und Begeisterung für den Kaiser laut wurde, desto bittrer äußerte sich zugleich der Grimm und Haß gegen die Personen, welche, wie man behauptete, seiner guten und hoffnungsvollen Sache durch Unfähigkeit oder Verrath geschadet hatten; in demselben Maße, wie der Herr gepriesen, wurden seine Diener verwünscht. Durch den langen Aufenthalt der Franzosen war ein Geist

des Widerspruchs, des Tadels und Hohnes in dem Volk erregt worden, den man in ihm früher so nicht gekannt hatte. Die Ehrerbietung vor den höchsten Namen war verschwunden, der Unwillen achtete keiner Würden noch Formen, man konnte bedenklich wahrnehmen, was für gefährliche Elemente auch hier schon in der Menge hin und her wogten.

In dieser Atmosphäre, welche sowohl die höchsten als die untersten Kreise durchdrang, schien kein sonderliches Behagen zu hoffen, und die sonstige Anziehungskraft des Wiener Lebens übte wenige Wirkung mehr. Auch mein Oberst, von dem unfreundlichen Element widrig berührt, dachte nicht lange darin zu verweilen, sondern nach Besorgung der nothwendigsten Geschäfte die Reise nach Italien alsbald anzutreten. Wir waren im Gasthofe zum Erzherzog Karl eingekehrt, wo wir uns enge behelfen mußten, weil die besten Zimmer noch von Franzosen besetzt waren, die mit den österreichischen Behörden noch allerlei abzuschließen hatten. Die ersten Tage vergingen in trüber Zurückhaltung, denn wir mußten vor allem abwarten, daß unsre bürgerliche Kleidung fertig würde, da die österreichischen Offiziere die Uniform nur im Dienste zu tragen pflegten. Nun begannen wir unsre Besuche zu machen, jeder die seinigen, manche auch zusammen.

Die Häuser Arnstein, Pereira, Eskeles fand ich offen und freundlich wie immer; allein die Art, wie in diesen Kreisen die herrschende Unzufriedenheit sich aussprach, konnte mir nicht gefallen und wurde mir oft peinlich. Besonders war Frau von Arnstein leidenschaftlich aufgeregt; ihren Haß gegen die Franzosen überbot noch der Haß gegen diejenigen Oesterreicher, denen sie die Schuld der unglücklichen Kriegführung und des noch unglücklichern Friedens beimaß; natürlich kamen hiebei Aeußerungen vor, die ruhig anzuhören mir nicht geziemte. Bei einem solchen Anlasse, der durch die Zahl und Art der Zeugen noch unangenehmer wurde, gab ich ihr, mit Berufung auf Worte von Goethe, eine Erwiederung, daß sie verstummte, worauf ich mich empfahl und nicht wieder hinging. Bei Frau von Eskeles war dergleichen Verlegenheit nicht zu fürchten, alles war dort in gemäßigter Form, dagegen hatte die Unterhaltung viel von ihrem früheren

Reiz eingebüßt; die lebhaften Franzosen, die ich dort früher gesehen, waren durch niemand ersetzt, am wenigsten durch Bartholdy, der in diesen Kreisen nun eine Hauptperson war und in seinem eitlen Ehrgeiz oft die wunderlichsten Ansprüche machte; daß er Geist und Kenntnisse hatte, war ihm von allen Seiten zugestanden, daß er aber bei seiner Häßlichkeit ein Liebling der Damen sei und an Verschwendung, Sittenfreiheit und Weltton den glänzendsten Kavalieren gleichstehe, wollte man nicht gelten lassen; auch das politische Ansehn, welches er sich zu geben strebte, hatte keinen Grund und Halt mehr, die öffentlichen Angelegenheiten wurden nun in enger Häuslichkeit abgethan, wo für fremden Diensteifer kein Raum blieb.

Frau von Schlegel, die ich aufsuchte, lebte bald wieder mit ihrem Manne vereint, der aus Ungarn etwas später eintraf; auch sie hielten sich in bescheidener Stille, weil ihnen der Umgang in jenen Häusern, mit denen sie doch nahe Verbindung hatten, wenig behagen konnte. Zwar regte sich in Friedrich von Schlegel die Tadelsucht heftig und er mochte in manchen Urtheilen die Strenge der Frau von Arnstein noch überbieten, aber in seinen Aeußerungen beobachtete er die größte Vorsicht, denn ungeachtet er schon damals seine eignen Wege im Auge hatte und dem Gange der österreichischen Sachen oft gar nicht zustimmte, so schloß er sich doch möglichst an die Staatsbehörde an und suchte den Maßregeln derselben eine gute Seite abzugewinnen, die sich loben ließe. Anfangs hatte er viele Offenheit für mich und verhehlte seine tieferen Gedanken weniger; als er aber bemerkte, daß ich gerade in diesen von ihm abwich, wollte er auch seine Tagesmeinungen nicht mehr bloßgeben und verhielt sich schweigend, wenn ich, unbefangen und rücksichtslos, frei herussagte, was mir in den Sinn kam. Seinen Geist und seine edlern Geisteswerke, seine Gedichte, Fragmente, kritischen Forschungen verehrte ich mit treuem Eifer, der ihm auch in der Oede, die ihn damals umgab, doppelt wohlgefällig sein mußte, denn er gestand, daß kein eigentlicher Wiener das Geringste von ihm wisse, oder höchstens ihn mit seinem Bruder verwechsle, der das Jahr vorher als Begleiter der Frau von

Staël dort einigermaßen bekannt geworden war; in Ungarn aber sei ihm widerfahren, daß man wohl von ihm gewußt, doch nur als von dem Verfasser der Luciude, und daher gezweifelt habe, ob man ihn bei Damen einführen könne! Diesen berüchtigten Roman und das sinnliche Treiben, das ihm zu Grunde liegt, wollte er damals noch keineswegs preisgeben, wie er späterhin zu thun doch gezwungen war, indem sowohl er selbst als auch die Forderung der Welt sich in entgegengesetzter Richtung steigerten. Nicht in eben solchen Ehren, wie ihn, konnt' ich seinen Bruder August Wilhelm halten, obschon ich bekennen mußte, daß dessen Meisterschaft und Eleganz der Formen von jeher wie ein Zauber auf mich gewirkt habe; es half nichts, daß in dieser Zeit aus Coppet ein Brief von ihm eintraf, der mich und meine Freunde wegen des Doppelromans ungemein lobte, ich verspottete die Vornehmheit und Beschützerart, die aus seinem Briefe sprachen, und gewann mir dadurch auch bei Friedrich keinen Dank, der wohl selbst über den Bruder sich gern lustig machte, aber dies doch höchst ungern von Andern sah.

Der preußische Gesandte Graf Karl von Finckenstein, dessen Bekanntschaft ich nicht entgehen konnte, denn er hatte in Ungarn, von Berlin her angeregt, sich eifrig nach mir umgethan, war mir in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Wohlwollend, fein, mit Ansprüchen auf höhere Bildung, eifrig und sogar nachdrücklich in seiner Aeußerungsart, gab er dem prüfenden Blicke doch im Ganzen nur ein Bild gutmüthiger Schwäche; im Sittlichen, im Aesthetischen mochte er mit seinen angenehmen Eigenschaften noch leidlich auskommen, im Diplomatischen dagegen, wo sie noch am ehsten sich verbergen zu können schien, war seine Schwäche ganz offenbar. In Zeiten der mächtigsten Krisen war er unbedeutender geblieben, als es einem Gesandten Preußens, selbst damals in der freilich ungünstigen Lage seines Landes, erlaubt sein konnte. Er hatte das Gefühl seines Mißgeschicks, und allerdings trat ihm dieses bei jedem Schritte deutlich genug entgegen; er stand wie außerhalb des diplomatischen Verkehrs, erfuhr kaum die nothdürftigsten Neuigkeiten, suchte in Bartholdy's Betriebsamkeit Rath, und gab sich dadurch nur noch mehr bloß.

Früher war ihm einiger düstre Franzosenhaß noch günstig angerechnet worden, jetzt durfte dieser nicht zu sehr vortreten, denn gerade die diplomatischen Formen hatten die Aufgabe, in diesem Betreff den Schein freundschaftlicher Verhältnisse zu liefern. Von meinen Verbindungen in Berlin unterrichtet und dadurch sich mir näher fühlend, faßte er Vertrauen zu mir, klagte über seine Lage, wünschte sich zurückziehen zu können, hielt dies aber doch in keinem Betracht für möglich. Der Einblick in diesen liebenswürdigen, doch schwachen und für ein kräftiges Staatswirken ganz ungeeigneten Karakter machte mir vieles begreiflich, was ich früher von ihm gehört hatte, und ich empfand eine aufrichtige Theilnahme für den Mann, der bei mäßigen Lebensaufgaben ganz erfolgreich und glücklich hätte sein können, durch den Zufall aber an zu große war gewiesen worden. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Geliebte, die ihn plagte und deren Gewalt er sich nicht zu entziehen wußte. Unter allen diesen Umständen mußte meine Theilnahme denn freilich eine unfruchtbare bleiben!

Bentheim, der mich in seine Kreise einführen wollte, versäumte nicht, seinen Freunden mich auf das günstigste vorzustellen, und mir wurde fast überall die beste Aufnahme. Bei den Fürsten Moritz und Aloys von Liechtenstein wurden vorzugsweise militairische Gegenstände besprochen, die letzten Kriegsereignisse führten auf die früheren Feldzüge zurück, und selbst Plane für künftige wagten sich hervor, denn der Friedensschluß hatte die Gesinnungen nicht versöhnt und in der Brust der Tapfern den Muth nicht gedämpft, der mit dem Feinde sich bald wieder zu messen hoffte; man sprach mit Verachtung von den Wenigen, die sich zu Gunsten einer wirklichen Befreundung mit Napoleon äußerten, und schonte dabei die nächsten Angehörigen nicht; selbst dem alten Fürsten Johannes von Liechtenstein, dessen Tapferkeit und Seelenstärke allgemein gepriesen wurden, nahm man es hier übel, daß er zu Herbeiführung des Friedens allzu eifrig mitgewirkt. Neben der militairischen Gradheit und Rauhigkeit dieser trefflichen Männer bewegte sich das anmuthigschöne Walten der Fürstin Leopoldine, der durch Schönheit

und Bildung ausgezeichneten Gattin des Fürsten Moritz, in freier Würde und Heiterkeit.

Ein glänzender Mittelpunkt für das gesellige Leben war der Graf Ferdinand Palffy, wo Theater, Kunst, Laune und Vergnügen, und insbesondere auch hohes Spiel, den politischen Antheil ganz in den Hintergrund drängten. Doch hatte dieser Mann auf die letzten Verhandlungen einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, denn die Kaiserin schätzte seinen hellen Verstand und vernahm gern seine Ansichten; er war auf diese Art ein starker Stützpunkt der Kriegsparthei gewesen und nur spät erst von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugt worden. Aber von diesen Sachen war nun bei ihm keine Rede mehr, wenige Eingeweihte wußten um seine Betheiligung, und er selbst war der erste sie zu vergessen. Man mußte doch wohl eine edle Stärke und geistige Freiheit in solcher Sinnesart anerkennen, welche sich den wichtigsten Aufgaben eben so leicht entzieht als widmet, und in beiden Fällen kaum davon spricht. Sein Glück im Spiel, seine Theaterführung, seine pracht- und geschmackvolle Eleganz lagen ihm jetzt mehr an, als der politische Ehrgeiz, der ohnehin jetzt auch der eifrigsten Arbeit nur kurze Früchte verheißen konnte.

Bald war auch das Haus des venezianischen Grafen Jenizeo wiedereröffnet, wo sich eine auserlesene vornehme Welt einfand, die regelmäßig am großen Spiel hier Theil nahm; bedeutend waren die Summen, die jeden Abend hier umgesetzt wurden und deren Verlust bisweilen in die Lebensverhältnisse erschütternd eingriff; da mir das müssige Zuschauen nur langweilig war, und neben der Geselligkeit des Spiels keine andre recht aufkommen konnte, so hatte das Haus für mich keinen Reiz, und wenn ich den Obersten Abends dorthin begleitete, kehrte ich am liebsten schon vor der Thüre um.

Dagegen fand ich Behagen und Annehmlichkeit jeder Art in dem Kreise, der sich um die Gräfin Eleonore von Fuchs, geborne Gräfin von Gallenberg, vereinigte. Sie war weniger schön als lieblich, reizend und fein, sie hatte nicht eben hervorstechenden Geist noch irgend solche Talente, aber die an-

muthigste Laune, eine sanfte Munterkeit voll kleiner Blitze, die natürlichste, offenste Freundlichkeit, bemüht und sorglos zugleich, mit einem Wort ein hinreißendes Benehmen, dem Männer und Frauen gleicherweise huldigten. Von denen, die sich ihr angehörig bekannten, wurde sie „die Königin" genannt, ihre Unterthanen freuten sich der Ausbreitung ihres Reichs, und lebten in größter Eintracht mit einander. Bentheim, der Graf von Wallmoden und Graf von Neipperg, der Prinz Philipp von Hessen-Homburg, der Graf Nugent, eben so die Prinzessinnen von Kurland, besonders die jüngere, Herzogin von Acerenza, ferner eine Stiftsdame Gräfin Christine von Kinsky, häßlich, aber überaus klug, in höchstem Grade lebhaft und aufregend, und noch andre Damen hohen Ranges und Ansehens, waren hier ganz heimisch. Der Fürst Paul Esterhazy, die Fürsten Moritz und Wenzel von Liechtenstein, der Niederländer Boreel, der Engländer King, der Major Graf von Nesselrode, und Andre beschlossen hier die meisten ihrer Abende. Auch den Grafen von Cavriany, der im Lager von Wagram nützlich gewesen war, sah ich hier wieder, wo seine heitern Einfälle viel zur Unterhaltung beitrugen. Man bedauerte die Abwesenheit von Gentz, der aus Ungarn gleich nach Prag gereist war, des Freiherrn von Tettenborn, des Fürsten von Windischgrätz, und Anderer, die ebenfalls diesem Kreise angehörten. Diese Gesellschaft, aus den glänzendsten Bestandtheilen zusammengesetzt, hatte durchaus nichts von dem Zwange der großen Welt, dagegen alle Bildung und Freiheit derselben; Geschmack und Feinheit waren hier ein gemeinsames Element, in welchem jeder sich bewegte und seine Eigenheiten spielen ließ; von Schein und Ansprüchen konnte nicht die Rede sein, sie ordneten sich von selbst dem Wirklichen unter, was jeder war und leistete. Im besten Sinne durfte diese Gesellschaft die gute heißen, und ich habe selten genug andre gefunden, die ich ihr hätte gleichstellen können. Zwischen muntre Scherze und leichten Austausch unwichtigster Kleinigkeiten drängte sich die Erörterung großer Geschichtsmomente, der Ausdruck tiefer Empfindungen für Vaterland und Freiheit, denn beide Begriffe waren auch damals eng verknüpft, wenn schon der Inhalt

des letztern etwas beschränkter gefaßt wurde, als späterhin, so war doch die Vorstellung des erstern groß und weit, denn man dachte nicht Oesterreich allein, sondern immer auch Deutschland, und nahm die Sache des einen für die des andern. Oft betrachtete ich mir im Stillen wie diese Vornehmsten und Ersten des Landes hier zusammensaßen, unpartheiisch und vorurtheilslos die Gebrechen der öffentlichen Zustände aufdeckten, deren Abhülfe und Heilung besprachen, und in Ermanglung solcher Möglichkeit wenigstens Muth und Hoffnung in sich aufrecht erhielten; sie schienen dann ihrer Titel und Würden völlig zu vergessen, und nur edle Krieger zu sein; sie dünkten mich von bürgerlichen Verschwörern, wie ich sie im nördlichen Deutschland kannte, durch nichts verschieden. Den Prinzen von Hessen-Homburg hörte ich einst mit so eindringender Biederkeit über die deutschen Zustände reden, daß er mir das innerste Herz rührte, eben so den Grafen von Wallmoden, und einst auch den Fürsten Paul von Esterhazy, wovon diese Männer vielleicht keine Erinnerung mehr haben, mir aber blieb es eingeprägt. Sie erkannten die Nothwendigkeit an, daß das gesammte Volksleben neue Gestalt gewinne, daß der Einzelne darin aufgehe, und scheinsamen Auszeichnungen entsage, um wirkliche zu gewinnen und durch diese zu gelten. So glücklich wirkt auf edle Gemüther Noth und Drangsal; es waren vom Schicksal hart Getroffene, in ihrem Stolz Gekränkte, auf Selbstverläugnung Angewiesene, die so zusammensaßen.

Uebrigens darf ich dergleichen Richtung keineswegs für die allgemeine ausgeben. Die große Menge, vornehm und gering, trachtete nur alles Ueberstandene zu vergessen und so schnell als möglich wieder in alten Gewohnheiten und Genüssen zu leben. Kaum vier Wochen waren vergangen, so gewährte Wien schon wieder den Anblick einer belebten, volkreichen, üppigen Stadt, die bürgerliche Thätigkeit, die Lustbarkeiten des Volks, die Gesellschaften der Vornehmen, alles nahm einen neuen Schwung. Fünf Theater waren jeden Abend gefüllt. Man versprach sich eine herrliche Faschingszeit. Die Nachwehen des Kriegs suchte man zu verschmerzen, den Verlusten, welche das Papiergeld ver-

urſachte, ſtanden andrerſeits ungeheure Gewinnſte gegenüber; es war auch hier ſichtbar, daß öffentliches Unheil nicht alle Schultern belaſtet, daß mancher Einzelne nicht nur frei ausgeht, ſondern auch unverhoffte Vortheile zieht; die Reichſten und Begütertſten des Landes wurden perſönlich ihre Einbußen oft kaum gewahr, die Größe ihrer Mittel bot ihnen immer noch im Ueberfluß alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens. Wollte dem ſtrengern Sinne, der die traurigen Ereigniſſe und die allgemeine politiſche Lage nicht vergeſſen konnte, dieſes eilige Zurückſinken in Weichheit und Ueppigkeit, in den Wirbel alltäglicher Vergnügung und Langweile, nur widerwärtig und verächtlich dünken, ſo mußte ein billiger Betrachter doch zugeſtehen, daß in dieſem Leichtſinn auch ein Selbſtgefühl verborgen lag, welches mit Muth und Trotz nicht ohne Verbindung iſt. Wohlleben und Fröhlichkeit kleiden das Wiener Volk auch ganz beſonders gut, ihm ſcheint vor andern ein Recht darauf gegeben, deſſen Ausübung mit ſo viel Anmuth verbunden iſt, daß alles Anſtößige dabei verſchwindet. Unmerklich wird auch der widerſtrebendſte Sinn etwas hingezogen, der Luft, die man athmet, muß man einige Einwirkung ſchon geſtatten.

In unſerm Kreiſe der „Königin“ hatten ſich allerlei geſellſchaftliche Talente aufgethan; die Muſik in allen ihren Zweigen, von der meiſterhaften Ausführung Beethoven'ſcher Sonaten bis zum volksmäßigen Vortrag tyroliſcher und ſteiermärkiſcher Lieder, lieferte die reichſten Gaben; eben ſo wenig fehlte es an zeichnenden Talenten, launige Szenen und Einfälle, Bildniſſe, Landſchaften bereicherten die Albums, die in allen Formaten auf den Tiſchen umherlagen; ein Gemiſch von Bildung und Natürlichkeit, wie man es nur in Oeſterreich findet, lieferte die artigſten Erzählungen, Scherze des Nachahmens, den verzeihlichſten Muthwillen; nur eine Art der Unterhaltung, die im nördlichen Deutſchland bis zur Plage ſich aufdringt, und die auch faſt immer das Zeichen eines nothdürftigen Zuſtandes iſt, das eigentliche Vorleſen, fand keinen Raum, und mir war das ſehr recht, wenn ſchon meine Stimme und Sprache, bei gelegentlichem Leſen irgend eines Gedichts oder Aufſatzes aus dem Hor-

mayr'schen Archiv über die Maßen gerühmt wurden. Dagegen machte mein Ausschneiden entschiednes Glück, und ich war bald genöthigt, mich nach einer neuen guten Scheere umzusehen, welcher geringe Umstand mir sehr bedeutend werden und meinem Aufenthalt eine ganz neue Wendung geben sollte.

Ich hatte nach dem besten Stahlarbeiter gefragt, und war in den Laden des Herrn Turiet auf dem Graben gewiesen worden. Hier fand ich in der That die köstlichsten Arbeiten aller Art, und auch vortreffliche Scheeren, ganz wie ich ihrer bedurfte, nur daß an den Spitzen noch eine Kleinigkeit fehlte, auf die es doch besonders ankam. Um den Mann zu bestimmen, auf diese Kleinigkeit den erforderlichen Fleiß zu verwenden, machte ich ihm den Zweck derselben in einer Probe meines Ausschneidens anschaulich. Herr Turiet lächelte wohlgefällig und versicherte, er wolle das Begehrte sorgsam anfertigen. Was es doch für hübsche Talente gebe! — so fügte er hinzu, — so habe er eben auch ein ganz gewöhnliches Werkzeug unter Händen, für das ihm aber ungewöhnliche Genauigkeit anempfohlen sei, eine Maultrommel nämlich, und gewiß, der Herr, der sie bestellt, wisse ihr wahre Zaubertöne zu entlocken. Mir schlug das Herz, ich dachte gleich an Justinus Kerner und an die Möglichkeit seines Hierseins. Die Antworten auf meine raschen Fragen bestärkten nur meinen Verdacht; Namen und Wohnung des Bestellers waren zwar unbekannt, aber er mußte ja wiederkommen, und dann sollten nähere Angaben gefordert werden. Noch desselben Tages kehrte ich in den Laden zurück; es war richtig, Doktor Kerner hatte die Maultrommel abgeholt, und auf Befragen, wo und wann er zu treffen sei, eine Abendstunde im nahen Kaffeehause angegeben; er dachte nicht an mich, er meinte irgend ein Landsmann aus Schwaben möchte seine Spur entdeckt haben. Ich traf ihn am bestimmten Ort, er saß gleichgültig da, das Geräusch und Gewühl um ihn her schien er nicht zu bemerken, er sah mißtrauisch vor sich hin, — da fällt sein Blick auf mich, er springt heftig auf, schreit meinen Namen, und liegt in meinen Armen. Ich wußte nichts von seinen Begegnissen, und fragte, wieso er

in Wien sei? Seine Geschichte war kürzlich diese: er hatte nicht lange nach mir Tübingen verlassen, seinen Bruder in Hamburg besucht, wo er mich wiederzufinden dachte, und als er mich schon abgereist fand, war er mir nach Berlin nachgefolgt, wo er mit Chamisso ein paar Tage verkehrte, wie in dessen Briefen zu lesen ist, darauf, um als junger Arzt die Hospitäler zu besuchen, war er nach Wien gekommen, und hatte hier einen zweiten Bruder besucht, der als Oberst bei den Würtembergern stand, und erst spät den Rückmarsch angetreten hatte; von dem Regimente Vogelsang war ihm bekannt, daß es nach den Schlachten von Wagram und Znaym nach Ungarn gezogen war, und nun durch Mähren nach Böhmen heimkehrte, mich glaubte er unzweifelhaft bei dem Regiment, und hätte nie gedacht, daß er mich in Wien finden könnte. Aber auch ich hatte ihn hier nicht vermuthen können; ich war ohne alle Nachrichten aus Hamburg und Berlin; hatte man mir geschrieben, so waren die Briefe in die Irre gegangen, anstatt von Kerner durch die Freunde zu hören, empfing ich jetzt durch ihn die neueste Kunde von ihnen. Nachdem wir hastig alles ausgetauscht, überließen wir uns ganz der Freude des Augenblicks, und priesen den Himmel, daß wir uns so glücklich gefunden, auch den Umstand, daß dies Finden durch unsre kleinen Talente vermittelt worden, und ohne diese Vermittlung schwerlich geschehen wäre.

Ich brachte Kerner'n sogleich mit Bentheim zusammen, der ihn zuvorkommend aufnahm, und es ganz natürlich fand, daß ich nun meine Zeit vorzugsweise dem unverhofft gefundenen Freunde widmete. Zwar den Morgen und einen Theil des Nachmittags hatte Kerner auf seine medizinischen Zwecke zu verwenden, aber die Abende waren wir größtentheils zusammen. Er hatte mir besonders von Hamburg viel zu erzählen, von dem genialen Bruder, dessen sehr ausgezeichneter Frau, von Reinhold, dem Herzensfreunde seines Bruders, und auch von meiner Schwester, mit der er mehrmals zusammengetroffen war. Er hatte, als der schlichte Natursohn, und als der zwar kluge aber noch nicht gewitzigte Schwabe, der er war, unter den Ansprüchen der Gesellschaft einen harten Stand, und vertraute mir wahrhaft Rousseau'sche

Leiden, die über ihn gekommen, wobei besonders auf Reinhold mancher Tadel fiel. – Als einen Karakterzug von ihm muß ich mittheilen, daß er mir vorhielt, ich hätte von Tübingen über ihn ungünstig an Reinhold geschrieben, und mein Bild seiner sogenannten Unarten und Fehler sei oft gebraucht worden, ihn zu beschämen und zu bestrafen, das habe ihm unbeschreiblich wehe gethan; indem er dies aber sagte, blickte er mich mit den liebevollsten Augen an, und hegte nicht den geringsten Groll, noch wollte er mich eines Unrechts anklagen, sondern nur seinen Schmerz mir erzählen. So war sein ganzes Wesen, harmlos und liebenswürdig, und auch sein satyrisches Talent hatte nie die Absicht zu verletzen, wenn auch die Gewalt des Komischen ihn bisweilen weiter fortriß, wie in seinen Reiseschatten, die zwei Jahre später gedruckt wurden, aber damals schon größtentheils fertig waren. Das Lesen und Besprechen dieses wunderlichen Erzeugnisses, das seiner poetischen Ader wie von selbst entquollen war, gewährte uns viel Vergnügen. Er hatte mir aber auch Anliegen des Herzens zu vertrauen, die schon in Tübingen angesponnen, mir dort aber unbekannt geblieben waren, und die auf seiner Reise zu tiefrührender Gestalt sich entwickelt hatten. Mich ergriff seine Mittheilung sehr, es war der Stoff einer tragischen Idylle, der Reiz der schönsten Unschuld darin, und ich war drauf und dran, das Ganze poetisch zu verarbeiten. Der Himmel aber führte die Sache besser zum Ziele, und ließ anstatt einer vielleicht erfolglosen Dichtung eine glückliche Wirklichkeit daraus entstehen.

Für unser Zusammensein fehlte uns seltsamerweise ein paarmal der Ort, denn Kerner's Wohnung war entlegen und kein tauglicher Aufenthalt, mein Zimmer im Gasthof aber hatte unbequeme Nachbarn, die jedes unsrer Worte hören mußten. Wir nahmen unsre Zuflucht zum Theater, wo wir behagliche Plätze fanden, und in den Zwischenakten noch immer genug plaudern konnten. Durch den Stand des Papiergeldes war der Eintritt überaus billig und überstieg unsre Kräfte nicht, da wir — ich wenigstens zum Theil — Silbergeld bezogen. Wir fanden Geschmack an der Unterhaltung, und gewöhnten uns mehr und mehr zu ihr; besonders war

Kerner ganz beeifert, als er zum erstenmal den großen Reiz des Theaters in solcher Fülle und Folge genoß. Das deutsche Schauspiel und Singspiel mußten wir als vortrefflich anerkennen, wenn auch Einzelne — wie der alte Lange — uns in ihrer Manier zuwider oder mindestens fremd blieben, Andre uns keineswegs so hoch zu stehen schienen, als der herkömmliche Beifall es besagen wollte. Für die Sängerin Anna Milder fühlten wir die reinste Bewunderung, auch Brockmann und Ochsenheimer befriedigten uns sehr, besonders aber Krüger, der in humoristischen Feinheiten des Lustspiels unübertrefflich war. Mehr indeß als das Burgtheater, gefiel uns das Theater am Kärtnerthore, wo die italiänische Oper herrschte, und besonders Cimarosa uns entzückte, dessen matrimonio segreto so frisch und rund gegeben wurde, daß wir keine Wiederholung versäumten; die Ballette, welche mit der italiänischen Oper verbunden waren, übertrafen alles, was wir je gesehen hatten, manche der Pantomimen, in welchen auch gewaltige Groteskkänzer auftraten, gingen in Muthwillen und Laune weit über den Ausdruck sogar des Wiener Komischen hinaus, und versetzten uns in die überschwängliche halbtolle Volksart der Italiäner, wo denn Kerner für seinen Humor vielfachen Anklang fand.

Das Theater an der Wien leistete in seiner Weise ebenfalls Außerordentliches. Die großen Lärmstücke mit Gefechten, Pferden, Verwandlungen, ließen in Betreff dieser Erfordernisse nichts zu wünschen übrig. Auch niedrigkomische Vorstellungen, besonders wenn Hasenhut darin zu thun hatte, gewannen verdienten Beifall. Für uns blieben jedoch die Schauspiele von Emanuel Schikaneder bei weitem die Hauptsache. Dieser Mann, der als Direktor und Dichter einst in Wien so hoch gestanden und durch Talent und Thätigkeit eine große Bedeutung und mannigfachen Einfluß erworben hatte, genoß außerhalb Oesterreichs nur einen schlechten Ruhm; von Jugend auf hatten wir seinen Namen nur als Bezeichnung des Verwerflichen, des Jämmerlichen gehört, und sein Textbuch zu Mozart's Zauberflöte, das uns eben so gering dünkte als die Musik herrlich, konnte die Verdammniß nur bestätigen. Hier aber, wo wir die Schauspiele des

Mannes kennen lernten, seine Bürger in Wien, seine Fiaker, diese Stücke, welche freilich nur in der Oertlichkeit wurzelten, nur hier verstanden und gefühlt werden, ja auch nur hier die entsprechenden Darsteller finden konnten, erfuhr unser Urtheil eine gänzliche Umkehrung. Ich mußte gestehen, daß in Schikaneder's Erzeugnissen eine poetische Kraft waltete, in der sich Lebensverstand und Phantasie mit ernstem Gehalt vereinigten; ich bedachte die Umstände, unter denen er hervorgetreten und gewirkt, das Verhältniß der Litteratur und der Sprache, dem er unterworfen blieb, und mir wurde klar, daß ein großes Talent in ihm durch nothgedrungene Hingebung an das unmittelbare Leben gleichsam verbraucht und aufgerieben worden! Ein Geschick, das wohl tragisch zu nennen ist und das in gewissem Sinne ein wahrhaft deutsches heißen kann, denn bei andern Nationen, wo Litteratur und Sprache in gleichmäßiger Geltung und mehr zur Einheit entwickelt sind, kann ein solches Loos weniger vorkommen. Schikaneder hätte in der deutschen dramatischen Litteratur gewiß Großes leisten können, wäre ihre Bildung mit dem Volksthümlichen, das ihm zunächst lag, vereinbar gewesen; aber um das allgemeine Deutsche anzustreben, hätte er das Wienerische zurücksetzen, und dadurch seiner wahren Kraft entbehren müssen, ohne diese wäre er den Deutschen doch immer nur gering, den Wienern aber gar nichts gewesen; es war natürlich, daß er dem stärkeren Zuge folgte und sich dem ihm nächsten Element überließ, das ihn doch eigentlich verschlang. — In der Poesie wie im Staate und überhaupt in jeder Thätigkeit des Menschen giebt es Epochen und Stellungen, die dem Einzelnen wohl als unheilvolle Sterne, die bei seiner Geburt leuchteten, erscheinen dürfen.

Einen solchen Unglücklichen hatten wir sogar unmittelbar vor Augen, nämlich den Dichter Stoll, von welchem schon früher die Rede war. Er hatte sich eifrig wieder zu mir gefunden, und bald noch inniger mit Kerner verknüpft, der für solchen Kauz die größte Neugier und Theilnahme fühlte. Stoll's Talent war unzweifelhaft und hatte sich eben in einem Lustspiele „die Schnecken" wieder bewährt, das zwar nicht in dem Geleise der Bühne, sondern quer in das Weite

lief, aber dafür etwas Ariſtophaniſches anzuſtreben ſuchte, was in geringen Anfängen ſchon dankenswerth war. In einer früheren Zeit, und noch mehr in ſpäterer, würde Stoll mit ſeinen Fähigkeiten und Gaben ausgezeichnetes Glück gemacht haben; in der Gegenwart ſtand er mit ihnen ſo troſtlos, daß er dem Verhungern nahe war. Freilich hatte er weder Ordnung noch Folge in ſeinen Angelegenheiten, und ſein Talent allein war ihm nie Sporn genug zur Thätigkeit, er mußte um zu arbeiten den Stachel der Noth oder den Reiz des Beifalls empfinden; aber in günſtigen Zeiten würde der letztere ihm nicht gefehlt haben, und er hätte fruchtbar ſein können, denn an Einfällen und Plänen war er unerſchöpflich. Wir ſuchten ihm zu helfen, ſo viel wir konnten, und beſonders plagte Kerner ſich lange mit ihm.

Das Leopoldſtädter oder Kasperle-Theater, welches damals in der Höhe ſeines Glanzes ſtand, beſuchten wir weniger gern, und nur zweimal, ſo viel ich mich erinnere, das Joſephſtädter; dem Niedrigkomiſchen wie es dort ausgeführt wurde, ſprachen wir ſeine Vortrefflichkeit nicht ab, indeß waren wir doch weit mehr dem Humor zugethan, der uns auf den andern Bühnen angenehm entgegen trat; übrigens herrſchte in den kleinen Theatern ein Uebermaß von Rohheit, in welcher Schauſpieler und Publikum behaglich zuſammenſtimmten, wir aber keinen Reiz finden konnten.

Die Theaterluſt und Gewohnheit weckte bald auch einigen perſönlichen Antheil für die Schauſpieler. Bartholdy, der mir faſt verſchwunden war, aber plötzlich wieder auftauchte, erbot ſich, mich bei Mad. Pedrillo einzuführen, die früher als Mlle. Eigenſatz in den Berliner Kreiſen großen Eifer erweckt hatte, und auf die ich beſonders deßhalb neugierig war. Dieſe Einführung mußte aber mit einigem Geheimniß geſchehen; denn Bartholdy war damals eng verbunden mit Lady Fitzgerald, der berühmten Pamela der Frau von Genlis, und, wie behauptet wurde, Tochter derſelben und des Herzogs von Orleans-Egalité; ſie lebte als Wittwe des Lord Edward Fitzgerald, der im irländiſchen Aufruhr von 1798 umkam, und machte in Wien, wie es hieß, alte Familienanſprüche geltend, bei denen Bartholdy, ſagte man, ihr mit

seinem Rathe behülflich war; diese Dame nun würde nicht gestattet haben, daß ihr Freund eine liebenswürdige Schauspielerin besuchte, die allerdings fähig war jede Eifersucht aufzuregen. Mad. Pedrillo hatte vor wenig Tagen als Page in Figaro's Hochzeit uns den größten Eindruck gemacht, und ich fand den ihrer wirklichen Person in keiner Art geringer; ich begriff wenigstens nun die Leidenschaften, welche ich von ihr eingeflößt wußte, und von denen auch Herzen entzündet waren, die bisher für unentzündbar gegolten hatten. Das Gespräch, das zum Theil in bescheidenen Winken jene Erinnerungen hervorrief, aber auch die Wärme der anmuthigen Gegenwart nicht verläugnete, dauerte schon einige Zeit und ließ mich der Uhr nicht gedenken, als Bartholdy nach einiger Unruhe, die ich nicht beachtet hatte, plötzlich aufbrach, da ich denn wohl mit ihm fortgehen mußte. Meinen Vorwürfen, daß er den schönen Besuch so früh beendigt, begegneten die seinigen, daß ich ihn schon über Gebühr ausgedehnt, und ich wurde unterrichtet, die Dame habe ihrerseits einen Freund, den sie jeden Abend zu erwarten pflege und der ihr wegen neuer Bekanntschaften leicht unangenehme Fragen thun könnte. Hiergegen ließ sich nichts einwenden; ich fand jedoch den Besuch nun so schön nicht mehr, als er mir noch kurz vorher geschienen.

Mir war es unbehaglich, mit einem Gegenstande täglich zu verkehren, ohne ihm ernstere Thätigkeit zu widmen. Eine Reihe solcher Theaterabende, wie ich sie mit Kerner und auch zum Theil mit Stoll verlebte, weckte mancherlei Betrachtungen auf. Ich ließ mir Lessing's Hamburgische Dramaturgie geben, ich las einige Stücke von Molière und Racine wieder, einige von Goldoni, welche zugleich zur Uebung im Italiänischen dienten, begann mit Hülfe dieser Eindrücke meine Anschauungen zu läutern und versuchte zugleich, sie in lebendiger Weise darzustellen, nämlich die kritischen Berichte mit novellenartiger Erzählung zu durchflechten. Dieser Versuch blieb aber bald wieder liegen, da die Gefährten, deren Theilnahme ich aufforderte, keinen Eifer dafür hatten, und später ging er mit andern Papieren im Feuer auf. Friedrich von Schlegel übrigens hatte dem

Gedanken Beifall geschenkt, und da er stark betrieb und hoffte, daß ihm die Herausgabe eines Tageblattes aufgetragen oder doch bewilligt würde, so konnte dergleichen Schriftstellerei ihm für seine Zwecke in der Folge tauglich dünken; indeß war auch hierin kein Halt, die Sache mit der Zeitung fand Schwierigkeiten und Verzögerungen in Menge, und erst nach längerer Zeit begann sie unter dem Namen des Oesterreichischen Beobachters, den aber Schlegel nach kurzer Frist doch in andre Hände wieder abgeben mußte.

Mein Theaterbesuch ließ mich die vornehmere Welt nicht ganz vernachlässigen, die ohnehin erst am späten Abend zusammenkam. Ich fand bei der Gräfin von Fuchs immer die gleiche liebenswürdige Stimmung, das innere Leben der Gesellschaft nur erhöht, den Ton nur offner und traulicher. Mein Seltnerkommen war im Grunde für niemanden beachtenswerth, und wenn es zufällig zur Sprache kam, so war es nur in dem Sinne, daß man mir größere Freundlichkeit beweisen wollte. Von dieser Seite war also kein Mangel. Dagegen fühlt' ich einen solchen in mir selbst, ich war in dem Kreise nicht mehr so behaglich, als in der ersten Zeit. Die Ursache war mir bald klar: der wahre Reiz einer solchen Geselligkeit entsteht aus dem täglichen Zusammensein, aus der ununterbrochenen Gewohnheit, welche stets im Innersten der Beziehungen weilt, ihre Anknüpfungen einmal gemacht hat und nun immer in derselben Spannung erhält; treten Lücken ein und finden Abschweifungen statt, so lockern sich die Fäden, hin und wieder reißt auch wohl einer ab, und man hat dann bei der Wiederkehr immer erst wieder herzustellen, einzurichten. Wiewohl ich nun dies Geheimniß der Geselligkeit genugsam einsah, so wollt' ich mich doch der Lehre, die daraus hervorging, nicht recht fügen, sondern war fast auf dem Punkt, aus dem einzigen Grunde, weil ich seltner gekommen, nun gar nicht mehr zu kommen, eine Thorheit, die mein Oberst doch hinderte. Aber in dieser kleinen Verstimmung unterließ ich, andre Kreise zu betreten, die mir nicht gleichgültig sein durften, namentlich versäumte ich den Fürsten von Ligne und die Fürstlich Clary'sche Familie aufzusuchen, auf welche ich angewiesen und wo ich des

besten Empfangs und der mannigfachsten Annehmlichkeiten versichert war. Ich versäumte auch, mit nachheriger Reue, den berühmten Historiker Freiherrn von Hormayr persönlich kennen zu lernen, dessen Geschichte von Tyrol und österreichischen Plutarch ich mir doch nicht entgehen ließ. Gentz war nicht in Wien, sondern aus Ungarn geradesweges nach Prag abgereist, wo er häuslich eingerichtet war.

Mittlerweile hatte sich ein kleiner Kreis meist norddeutscher Elemente gebildet, der Kerner'n eben so wie mich anzog. Eine Künstlerin aus Königsberg, mit der gebildeten Welt von Berlin und Weimar, mit Frau von Kalb und Rahel Levin, mit Jean Paul Richter und dessen Freunden Otto und Emanuel in Verbindung, führte ein stilles arbeitsames Leben in großer Zurückgezogenheit, die doch nicht ohne Geselligkeit war. Ein junger Arzt aus Königsberg, Doktor Assing, der in Wien seine medizinischen Studien praktisch vervollständigte, und hiebei mit Kerner zusammentraf, ein Kaufmann aus Berlin, der sehr angenehm sang, ein Mahler aus Dresden, eine Lehrerin aus Danzig, die mit einem ansehnlichen Hause in Ungarn wegen ihres Eintritts in Unterhandlung stand, und einige andre Norddeutsche, die meistens in Wien noch nicht gefunden hatten was sie suchten, kamen hier zusammen, und ein Zeuge ihrer abendlichen Munterkeit hätte schwerlich vermuthet, daß die Meisten, die Wirthin nicht ausgenommen, ihren Tag mühsam durchgekämpft. Aber das Spärliche selbst, eingestanden und gemeinsam, wurde beinahe förderlich, es war ein stärkeres Band, als Reichthum und Ueppigkeit gewesen wären, man scherzte über die vielen Treppen, die man hatte steigen müssen, man spottete der Wiener, denen Thee und Brod als Abendessen wie eine Art Hungerkur vorgekommen wäre, und das Backwerk, das doch bisweilen erschwungen wurde, machte den größten Eindruck. Hier konnte sich Kerner's Humor und Talent vollkommen entfalten, er und Assing unterstützten und ergänzten einander. Denn auch dieser letztere, der sich des Hauptsitzes norddeutschen Humors als seiner Heimath rühmen konnte, vereinigte Tiefsinn und Witz, Fülle der Empfindung und Schärfe der Satyre. Sein durchaus gediegenes Wesen, die

grundfeſte Redlichkeit, die ſich in all ſeinem Thun offenbarte, und die friſche Gluth, mit der ſein Herz für alles Gute ſchlug, gewannen ihm Achtung und Liebe in gleich hohem Grade. Der Grundton von Schwermuth und Sehnſucht, der ſeine Laune und Heiterkeit ſtets begleitete, vermehrte nur die Anziehung, die er ausübte; wir konnten nicht ahnden, wie nahe wir uns in der Folge ſtehen ſollten, und unſre innige Befreundung geſchah erſt ſpäter. Ganz fehlte es doch auch an Wienern in dieſem kleinen Kreiſe nicht; ich ſah hier auch die beliebte Schriftſtellerin Karoline Pichler wieder, eine wackre, ſchlichte Frau, verſtändig und gutmüthig, an Sprache und Ausdruck eine vollkommene Wienerin, deren perſönliches Weſen ſich in völliger Proſa darſtellte, und ein dichteriſches Talent gar nicht vermuthen ließ, welches doch in ihren Schriften kräftig und ſchön hervortrat.

Wie ſehr wir auch von der eigentlichen Litteratur abgeſchnitten waren, ſo drang doch die Ankündigung der Goethe'ſchen Wahlverwandtſchaften, die nächſtens erſcheinen ſollten, früh genug bei uns ein, und ſetzte mich ſogleich in Bewegung. Ich beauftragte einen Buchhändler, mir das Buch ſobald es erſchiene, gleichviel ob erlaubt von der Zenſur oder verboten, um jeden Preis zu verſchaffen, denn ſolchen Schatz noch für die Reiſe nach Italien mitnehmen zu können war mir die wichtigſte Angelegenheit. Er verſprach alles auf's beſte, und als die Abreiſe ſchon ganz nahe ſchien, kamen richtig einige Exemplare an, welche, unaufgehalten von der Zenſur ſogleich vergriffen waren. Ungeduldig fragte ich nach dem meinigen, aber der Buchhändler war ſo unverſchämt mir zu ſagen, er habe mir keines beſtellt, ſondern mich auf ſeine Liſte geſchrieben für den Nachdruck, den er von dem Buche veranſtalte, der in drei bis vier Wochen fertig ſein würde. Man kann denken, daß meine Empörung in harte Schmähreden ausbrach; die Schändlichkeit des Nachdrucks, der mir geſpielte Streich, der Verdruß nun das Buch vor der Abreiſe nicht mehr bekommen zu können, alles erregte meinen Zorn auf's heftigſte. Da ſich der Anlaß fand, an Cotta zu ſchreiben, ſo ließ ich den abſcheulichen Vorfall mit einfließen, war aber nicht wenig verwundert, nach einiger Zeit im

Morgenblatte die betreffende Stelle meines Briefes abgedruckt zu finden, mit Angabe aller Namen. Das war ein Vorgriff, zu dem Cotta nicht berechtigt sein konnte, er hatte seinem Eifer und Zwecke jede Rücksicht geopfert, und mich ungebürlich bloßgestellt, denn meine Ausdrücke waren nicht für die Oeffentlichkeit gewählt. Indeß war mir doch eine Genugthuung bei der Sache, und ich gönnte dem Nachdrucker die empfangene Ladung, die er auch still hinnahm. Uebrigens war es merkwürdig, daß die während der Anwesenheit der Franzosen begonnenen Nachdrücke von Schiller's und Goethe's Werken nach der Rückkehr der österreichischen Behörden ungestört fortgingen; man wollte die Verbreitung der ersten Schriftsteller der Nation doch nicht geradezu hemmen, und daß sie durch Nachdruck geschah, war ein Grund mehr sie zu gestatten, denn es galt noch sehr die Ansicht, daß der Gewinn einheimischer Gewerbe unter allen Umständen zu fördern sei.

Aus meiner damaligen Wiener Zeit muß ich auch eines Erdbebens noch erwähnen, das ich dort, und des einzigen, das ich überhaupt erlebte. An einem späten Nachmittage, als ich mit Beutheim im Zimmer auf und ab ging, klirrten plötzlich die Fensterscheiben, und ein ungewöhnlicher Ruck erschütterte den Fußboden, der Stoß war merklich genug und ein zweiter und vielleicht dritter folgten darauf, aber uns fiel nicht ein, hier eine so große Ursache zu vermuthen, bis anderweitige Nachrichten und unzweifelhafte Wahrnehmungen uns besser belehrten. Wir bedauerten nun, nicht achtsamer auf das Ereigniß und auf unsre Empfindung dabei gewesen zu sein; zu den nachdenklichen Betrachtungen, die bei solcher Gelegenheit erweckt wurden, gab auch ein Geschichtchen seinen Beitrag, das von einem Kinde erzählt wurde, dem der Vater bei dem ersten Schüttern unwillig zugerufen hatte, nicht an den Tisch zu stoßen, und darauf bei dennoch wiederholtem Wanken zornig eine Ohrfeige gab; das Kind betheuerte jedoch hartnäckig seine Unschuld, und als nachher die Umstände genau erwogen und die Zeit berechnet worden, blieb kein Zweifel, daß an dem Kinde bestraft worden, was das Erdbeben verschuldet hatte. Ein

sprechendes Gleichniß für nicht wenige Begebenheiten in der Welt.

Die Reise nach Italien stand noch stets vor Augen, und mancherlei Vorkehr wurde in diesem Sinn getroffen; indeß war das Jahr 1809 abgelaufen und bald auch der Januar des neuen Jahres schon größtentheils verflossen, ohne daß die Sachen zum Schlusse kamen. Die Hoffnung auf das Karneval in Venedig wurde schon aufgegeben, und plötzlich stellten sich der ganzen Reise unübersteigliche Hindernisse entgegen. Die Briefe aus Westphalen meldeten nur ungünstige Vorgänge und immer trübere Aussichten in der Heimath. Nicht besser lauteten die Nachrichten aus Prag vom Regimente, das inzwischen dort eingetroffen war; es gab Uebelstände jeder Art, die zu beseitigen, vielfache Ansprüche, die nur durch den Obersten zu erfüllen waren; seine Anwesenheit wurde dringend gewünscht, ja wurde durch die Umstände fast geboten. Der Uebergang aus dem Krieg in den Friedensdienst, die Schwierigkeiten einer verwickelten, mit großer Verantwortung verknüpften und dabei peinlich beaufsichtigten Verwaltung, die überall im Kriegswesen eintretende Sparsamkeit bei fortwährendem Sinken des Papiergeldes, alles mußte den Obersten bestimmen, sich zuvörderst zu dem Regiment zu begeben, mit dem er ohnehin noch wenig eingelebt war, und demselben als Haupt und Führer kräftig vorzustehen. Wir reisten demnach in den ersten Tagen des Februar von Wien ab, und nach einer dreitägigen Fahrt, die im trüben Winter und Lande nichts Erfreuliches hatte, gelangten wir glücklich nach Prag.

SBN 649932

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.